



jeannette lander
aus meinem leben



verlag autonomie und chaos
leipzig \ berlin 2023

Quelle dieser posthumen Erstveröffentlichung
ist ein Privatdruck der Autorin aus dem Jahr 2014.
Die Erinnerungen wurden ergänzt durch eine Rezension der Autorin,
ein englisches Interview mit ihr (1999),
einen literaturwissenschaftlichen Aufsatz über Jeannette Landers Werk (2012),
einige Abbildungen sowie ein Nachwort des Herausgebers (MvL).
Grafik auf dem Titel: Anton Gheorghe Bauer

Als autorisierte Wiederveröffentlichung erschien 2017 bei A+C
Jeannette Landers erster Roman:
EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. (1971)

Jeannette Lander, geboren 1931, starb am 20. Juni 2017.

© 2023 für diese Ausgabe
Verlag Autonome und Chaos Leipzig / Berlin
© der Einzelbeiträge bei den originalen Rechteinhabern

ISBN 978-3-945980-79-8

Diese Veröffentlichung kann für den Eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.
Jede weitergehende Nutzung (insbesondere kommerziell)
bedarf der Genehmigung der jeweiligen Rechteinhaber.

INHALT

JEANNETTE LANDER: Aus meinem Leben **4**

MARJANNE GOOZÉ / MARTIN KAGEL:
"I am not a part of this. I can laugh at it. But I know it."
A Conversation with Jeannette Lander **297**

JEANNETTE LANDER:
Doris Lessing – Kinder der Gewalt **314**

KATJA SCHUBERT:
Ethik der Analogie – Postnationale Perspektiven
im Werk von Jeannette Lander **319**

MONDRIAN W. GRAF V. LÜTTICHAU:
Nachwort **337**

Literaturhinweise **342**



© Günter Prust

Als ich mich kennenlernte, war es schon zu spät.

Ich bin ein verwöhntes Gör. Verschwenderisch. Selbstüberzeugt. Eine unverbesserliche Optimistin. Genießerin des Lebens in all seinen Höhen und Tiefen. Eine verrückte Arbeiterin, für das, was ich will, für die, die ich liebe. So bequem ich auch bin, so tollkühn kann ich handeln. Starrköpfig? Nein. Aber eigenwillig.

Mein Leben besteht aus den unwahrscheinlichsten Wahrscheinlichkeiten. Eigentlich hätte ich einen netten jüdischen Jungen aus gutem Hause heiraten sollen und in Atlanta, Georgia wohnen bleiben. Das war meine Bestimmung. Niemand hätte geglaubt, dass diese eingebildete Streberin einen vermögenslosen Mann mit künstlerischen Ambitionen heiraten würde und mit ihm ausgerechnet nach Deutschland ziehen. Fünf Jahre nach Ende des Holocaust.

Ein bürgerliches, am besten gutbürgerliches Familienleben führen, ja. Doch keine sogenannte "offene Ehe" in fragwürdigen literarischen Kreisen.

Gut, dass ich auf jeden Fall studieren würde, das war klar. Aber schreiben? Vom Schreiben leben wollen? Mit zwei Kindern? auf Deutsch?

Und dass ich selbst aus diesem Leben ausbrechen würde, in die Liebe ziehen, Filme machen, nach Sri Lanka auswandern – und wieder zurück kommen ... Nein.

Und nun? Was macht sie denn in – wie heißt das Dorf? Senzke? Wo? Ehemalige DDR? Ausgerechnet. Die Lander in der Pampa. Ja, diese Schriftsteller ...

Tennessee Williams hat bemerkt, dass Schriftsteller ihn an sein kleines Nachbarmädchen erinnern: Es spielt mit den anderen auf dem Hof, macht unvermittelt einen Handstand, läuft einen Schritt auf den Händen und schreit: Look at me! Look at me! Wie jetzt ich.

NEW YORK

Die Welt meiner Eltern ist entschwunden. Die engen Gassen des jüdischen Viertels von New York der zwanziger Jahre. Ein Einwanderer Viertel: *Lower East Side*. Fünfstöckige Mietskasernen mit Feuertreppe zur Straße, die berüchtigten *tenements*, wo sich vielköpfige Familien in kleinen, schlecht beheizten Zimmern drängten, oft genug dort auch arbeiteten, die Nähmaschine zwischen sich und Bett, wenn es überhaupt Arbeit gab.

6

Eine laute, emotionale Welt, voller Kochgerüche, Klagegeräusche. Sie riefen einander übern Damm weg zu, die jüdischen Einwanderer, aus Warschau, aus Krakau, Lublin:

*Heh, Moysche,
Komm aher,
Lomir reden.*

Und die Straße selbst? Fast war kein Durchkommen. Schon am frühen Morgen strömten die Händler mit ihren Karren herein, kamen die Hausfrauen herunter in Schulterschals und Schürzen und feilschten um Fisch, Geflügel, Gemüse. Es drängten sich Scherenschleifer, Topfflicker, Karren mit Kleidung, Werkzeug,

Haushaltswaren. Dutzende Arbeitsuchende irrten, grau und abgewetzt, umher, um an einen Vermittler der Textilmanufakturen heranzukommen, die in den Etagen drum herum ihre Werkstätten hatten: die ausbeuterischen *Sweat shops*. Mama erzählte, dass man das Summen der Tretnähmaschinen Tag und Nacht hörte, ein nie aufhörender Unterton des ruhelosen Lebens.

Mama? Allein ging sie niemals hinaus auf die Gasse. Sie hatte Angst vor den vielen abgerissenen Männern, die mit so hochfliegenden Träumen ins "Land der unbegrenzten Möglichkeiten" gekommen waren. Und vor den gerissenen Männern in Schwarz, die schamlos darauf aus waren, von deren Not zu profitieren.

Sie musste auch nicht allein hinaus, sie hatte ihre Schwestern Molly und Rose und Ida. Sie hatte ihren kleinen Bruder Harry, der eine Pritsche für sich allein hatte, während Mama quer überm Fußende des Vier-Schwestern-Bettes schlief.

Dorthin ist er gekommen, mein Vater: Tatta. Dort haben sie sich kennengelernt. In der Zweizimmer Wohnung der siebenköpfigen Familie meiner Mutter.

Tatta, jung, schlank, picklig, noch nicht lange in Amerika, war eigentlich dorthingegangen, um Mamas Schwester Rose zu besuchen, die er von Zamość in der alten polnischen Heimat her kannte. Er war ein Junge vom Land, hatte aber das Schneiderhandwerk gelernt und Arbeit gefunden.

Mama war zierlich, leichtfüßig, flink.

*Geh ich mir a fröhliche
Pfeiff un knack mir Nissalach
Her ich oyf der Treppe loyfen
Ihre drobne Fiessalach.*

Das mag Tante gesungen haben, als er sich in sie verliebte. Er sang
gern, mein Vater, besser gesagt: Er summt. Unterm Hauch.
Jiddische Lieder.

Es war eher Mama, die sang. In der Küche. Wenn sie Nudelteig
ausrollte.

Fünf Jahre haben sie nach der Verlobung gewartet, denn Rose war
älter und sollte, nach Mamas Moral, zuerst heiraten. Aber als Roses
heiratsmuffliger Verlobter sie sitzen ließ, platzte Tante die Geduld.
Er bekam ja immer mehr Pickel im Gesicht. Wie lange sollte das
denn noch gehen?

Ein schönes Kleid habe er ihr geschneidert, erzählte Mama. und
zwar frei aus dem Gedächtnis, nach einem Modell, das sie im
Schaufenster eines teuren Geschäfts bewundert hatte. Am Morgen
nach der Hochzeitsnacht ging sie wie jeden Tag zu ihrer Arbeit. Eine
Ungelernte, saß sie an einer Nähmaschine, nähte Nähte. An diesem
Morgen rief sie der Boss zu sich herein. Sie habe geheiratet, hätte er
gehört. Mama errötete. Sie konnte sich denken, wer unter den
Näherinnen sie verpetzt hatte. Er beschäftige, wie sie wisse, keine
verheirateten Frauen.

Entlassen.

Als sie die Treppen hoch zum neu gemieteten Zimmer stieg, kam
ihr ihr neu geehelichter Mann entgegen. Er war da? Nicht bei der
Arbeit? Es gibt keine Arbeit mehr, sagte er so unschonend, wie ihm
zumute war. Die Schneiderei sei in der Nacht abgebrannt.

Die Familienlegende besagt, dass die beiden an diesem ihrem so
glücklosen ersten Ehetag sich an den Tisch setzten, ihr Restglück
zusammenzählten und entschieden, daß es zum Leben nicht reichte,

nach *Coney Island* zum großen Rummelplatz zu fahren. Dort haben sie sich den ganzen Tag auf den Achter-, Geister-, Berg-und-Tal- und Sonst-noch-Bahnen vergnügt, bis ihnen nur das Fahrgeld nach Hause übriggeblieben war.

Es ist hart, jung zu sein in ernsten Zeiten. Aber, was soll uns denn passieren, meinte Tante: wir sind doch in Amerika!

Ja, und das war die Welt meiner Eltern. Nicht Europa, nicht Polen, wo sie geboren wurden, ihre Kindheit und frühe Jugend verlebten. Nein, Amerika, das New York der Einwanderer, denn den Traum hatten, sie jeder für sich, seit der Kindheit gehabt, den Traum hatten ihre Eltern, ihre Geschwister, seit sie zurückdenken konnten, gelebt. Er war das tägliche Gespräch, die einzige Bestrebung, der Zweck der Arbeit. Auswandern. Nach Amerika.

Mama wollte Polen niemals wiedersehen. Drei Mal hat sie mich in Berlin besucht, aber einen Abstecher nach Warschau zu machen oder nach Tarnogóra, wo sie als Mädchen die Sommer auf dem Land genossen hatte, lehnte sie ab.

Was soll uns passieren? Wir sind in Amerika, sagte Tante. Aber es fingen wohl die härtesten Zeiten in seinem Leben an. Mit der Suche nach Arbeit. Mit geliehenem Geld von seinen Geschwistern und einem Versuch nach dem anderen, selbstständig zu werden. Mit Schulden. Mit einer schwangeren Frau.

Er sah sich gezwungen, das Angebot vom ältesten Bruder anzunehmen, für ihn im Fischgeschäft zu arbeiten. Tante hat oft erzählt vom Gestank, vom stundenlangen Stehen auf dem immer nassen Zementboden, von ständig kalten Füßen, von seinen abends geröteten, geschwollenen Händen, mit denen er den ganzen Tag über Fisch aus dem Eis geholt hatte.

Mama brachte ihm das Mittagessen in den Laden. Zu Fuß. Jeden Tag. Sie verlor ihre Zwillinge, die erste Geburt. Sie gebar ein Mädchen, dann noch eins, die einjährig starb. Nun kam ich auf die Welt.

Paradoxerweise hatte die Notwendigkeit der Fronarbeit im Fischladen eine Art sozialen Aufstieg mit sich gebracht gehabt. Denn das Geschäft befand sich im New Yorker Stadtteil *The Bronx*. Die kleine Familie zog dahin. Also weg aus dem Elend des Einwandererviertels *Lower East Side*, wo wahrscheinlich niemand wohnte, der nicht weg wollte.

ATLANTA

Meine Eltern waren arm. Sie waren strebsam. Das hat mich geprägt. Es hat mich einen Hang zum Luxus entwickeln lassen, aber mir auch Vertrauen in die eigene Kraft gegeben, das, was ich erstrebe, zu erreichen.

Die Zeiten von Tattas Arbeitslosigkeit, seiner Pächterpleiten, seines Schulden Abarbeitens, das waren auch die Zeiten von Mamas Schwangerschaften, von ihren schmerzlichen Kindverlusten, von ihren kräftezehrenden Bemühungen, ihm beizustehen, ihm das Leben leichter zu machen.

Energisch brachte sie meiner älteren Schwester, Helen, sehr früh bei, dass sie helfen müsse, und zwar bereitwillig, ja, mit der Selbstverständlichkeit, die ihre eigene Einstellung zu ihren Aufgaben kennzeichnete. Sie selbst hatte nie eine Frage dazu, was ihre Aufgaben sind. Es gab keinen Konflikt in Mamas junger Seele. Einen eigenen Beruf, etwa, oder so etwas wie "Selbstverwirklichung".

Als nun ich geboren wurde, war Mama klar, dass sie mich so bald wie möglich trocken und sauer haben müsse, denn zu windeln (damals Stoffwindel) hatte sie keine Zeit. Sie hat sich wohl sehr viel Mühe gegeben, denn, wie sie erzählte, gelang ihr das Bravourstück, weit bevor ich ein Jahr alt war.

Abgesehen von den üblichen, psychologisch erforschten analen Erscheinungen, die mich nun mal kennzeichnen, heißt das: Ich habe als Säugling die erhöhte Aufmerksamkeit meiner Mutter genossen, soviel Zeit, wie sie sich nahm, mich "abzuhalten", sich mir zu widmen, mir ein Liedchen zu singen, mir zuzureden. Ich habe gelernt, dass ich sie glücklich machen kann, oder nicht. Welche Macht. Ausserdem merkte ich mir: Alles, was von mir kommt, ist gut, ist lobens-, ja, bewundernswert.

Ich entwickelte dieses – vielleicht übersteigerte – Selbstwertgefühl, das mir in vielen Situationen meines weiteren Lebens Mut verliehen hat, sogar Wagemut. Mit vierzehn einen Geliebten. Mit achtzehn als Jüdin ins holocaustgezeichnete Deutschland. In einer Fremdsprache Romane. Ohne Fachkenntnis Filme. Mit fünfzig die Eigentumszelte abgebrochen und ab nach Sri Lanka. Nicht geglückt. Mittelloser Neustart in Hamburg, in Berlin. Und jetzt ...

Als ich drei Jahre alt war, hatte ich lange Ringellocken und eine große Schleife im Haar, die immer rutschte. Um diese Zeit herum muss Mama, tüchtig und ungeduldig wie sie war, erkannt haben, dass sich nichts ändern würde, wenn sie nicht selbst etwas änderte. Für ihr Gefühl hatte Tante längst genug getan, um seine Schulden beim Bruder abzuarbeiten.

Sie hatte einen Großonkel in Atlanta, Onkel Max. Den rief sie an.

Ich habe ihn deutlich in Erinnerung, schlank, adrett, mit dunklem Oberlippenbart und silbrigen Strähnen an den gepflegten Koteletten. Er sprach, im Gegensatz zu meinen Eltern, akzentfreies Englisch, und war in Atlanta ein geachteter Geschäftsmann, Gründer und Vorsitzender der Quality Savings Stores.

Es traf sich so, dass er weitere Mitglieder suchte für jenen Verband jüdischer Kleinhändler, den er ins Leben gerufen hatte, und dessen Sinn und Zweck es war, en gros einzukaufen, um die Ware günstig anbieten zu können. Nebenbei gab es zugunsten der Verbandsmitglieder Vereinbarungen mit dem *Arbeter Ring*, einer größeren sozial orientierten Organisation, die Jiddische Schulen, Sommerlager für Kinder, günstige Lebensversicherungen, Altersheime und dergleichen betrieb.¹

Plötzlich hieß es, wir ziehen nach Atlanta, Onkel Max habe einen Laden für Tante gemietet. Die Einrichtung, die erste Ausstattung mit Ware sei zu günstigen Kreditbedingungen gewährleistet.

Es war eine Chance. Obwohl er keine guten Erfahrungen damit gemacht hatte, selbstständig ein Geschäft zu betreiben, und obwohl er seine Schwestern und Brüder in New York zurücklassen musste, ging Tante darauf ein.

Onkel Max tat ein Übriges. Er besorgte auch für Mamas Schwester Rose und ihren Mann einen Laden in Atlanta, ganz in unserer Nähe, obschon in einem viel besseren Wohnviertel, nämlich schräg gegenüber dem Campus von *Clark College* und *Atlanta University*, den ersten höheren Schulen für schwarze Amerikaner, die es in Amerika gab. Eine Anomalie, die Atlanta dem gelehrten schwarzen Bürgerrechtler W. E. B. Du Bois zu verdanken hatte. Später haben Martin Luther King und Ralph Abernathy dort studiert.

Die von Onkel Max zusammengeschlossenen Quality Service Stores² standen alle in ausschließlich von Schwarzen bewohnten Vierteln der damals streng nach Rassen geteilten Stadt und wurden von

¹ <https://www.circle.org/> – Alle Fußnoten kommen vom Herausgeber der vorliegenden Veröffentlichung (MVL).

² Ursprüngliche Bezeichnung "Quality Saving Stores", später "Quality Service Stores", in jüngerer Zeit: The Associated Grocers Co-op, Inc. – siehe zur Geschichte dieser Initiative: <https://archivesspace.thebremen.org/repositories/2/resources/212> und https://www.thebremen.org/Portals/0/Manuscript%20Collections/Mss-070-Associated-Grocers-Co-op-Inc-Records/Box006/mss0070_006_003.pdf.

eingewanderten weißen Juden betrieben. Für sie machte das rassistische Wohngebietsgesetz eine Ausnahme.

In jenem Laden in jenem Viertel wuchs ich auf. Eine Ausnahme. Anders als die anderen. So empfand ich mich. Die Juden sind eh anders als die anderen. Die Weißen zudem anders als die Schwarzen. Zweimal entrückt, meine Kindheit: doppelt abgehoben. Das war mein Grundgefühl.

Im Übrigen spielt der Begriff "Unterscheidung", besser gesagt: das Verbot der "Vermischung", in der jüdischen Kultur eine große Rolle. Schon der *Kaschrot*, die Regeln zum Schlachten, Essen und Trinken, nach denen ein praktizierender Jude leben muss, unterscheiden ihn vom Rest der Menschheit. Er unterscheidet Fleischspeisen und Milchspeisen und darf sie nicht vermischen. Darum hat er zwei verschiedene Sätze Töpfe, Teller, Besteck, der eine für Milchgerichte, der andere für Fleischgerichte. Welches Fleisch er essen darf und welches nicht, ist ein komplexes Kapitel für sich, über das nicht einmal die Rabbiner sich einig sind.

Mama hätte all diese Regeln und noch viele andere, die ich gar nicht erwähnt habe, gerne streng eingehalten. Für Tante war das nicht so wichtig. Er stibitzte auch mal beim Aufschnitten eine Scheibe Schweinewurst, wenn ihm danach war.

Ich stibitzte auch mal einen Silberdollar oder zwei aus der großen Registrierkasse, obwohl ich jede Woche fünf Dollar Taschengeld bekam. Es ging mir gut.

Sonntags waren wir manchmal bei Onkel Max zum Mittagessen. Wir fuhren lange mit der Straßenbahn, die einzigen Weißen. Hinter uns durften die Schwarzen sitzen. Als wir downtown in den Bus umstiegen, bekamen wir vorne weiße Gesellschaft. An *Ponce de Leon Avenue*, wo wir ausstiegen, saßen sonntags keine Schwarzen

Fahrgäste mehr im Bus. Wochentags ja, dann fuhren sie zur Arbeit bei den weißen Familien, in den vornehmen Villen.

Die Villa von Onkel Max und Tante Tobele war für mich als kleines Mädchen, das in der Etage überm Laden das Schlafzimmer mit der älteren Schwester teilte, ausnehmend nobel. Sie saß stolz auf einem Hang, der zur Straße hin mit einem Steingarten belegt war. Hinterm Haus gepflegte Rasenflächen, schlanke Bäume, Rosenstauden – und das Atelier.

Onkel Max hatte es für seine Tochter Ida bauen lassen, ein von allen vier Seiten umglaster Raum auf Stelzen. Er hat es für sie bauen lassen, weil sie malen wollte. Weil sie malen wollte, baute er ihr ein Atelier.

Ich wollte auch malen. Wie Ida. Sie war schön. Hohe Backenknochen. Eine Pagenfrisur, wellig und glänzend. Fließende Bewegungen. Feine Hände.

15

Ich konnte mir kein nobleres Leben vorstellen, keinen lebenswürdigeren Onkel, großzügig, intelligent, engagiert, geschäftsbegabt, hoch geschätzt. Aber diese Mann nahm sich das Leben, 1942, als ich elf Jahre alt war. Mama wollte es nicht glauben. Sie schrie, schlug auf Tante ein, der sie beruhigen wollte ...

Die USA hatte den Krieg erklärt. Die Internierung von Ausländern war angesagt. Was niemand wusste: Onkel Max hatte niemals die Staatsbürgerschaft beantragt. All sein öffentliches Tun, auch die Gründung und Führung der Quality Savings Stores war also illegal gewesen.

EINE SCHULFREUNDIN

Das Anderssein hat eine glänzende Außenhaut und eine verwundbare Innenhaut.

Ich war gut in der Schule, saß gern vorn in der ersten Reihe, musste zuhause selten Schularbeiten machen, weil ich mich meist darauf verlassen konnte, bereits vom Unterricht her alles behalten zu haben. Aber ich war nicht beliebt.

Meine einzige Freundin war Grace, und das nur, weil ich auf sie zugegangen bin, mich ihr zugesellt habe, wie sie dastand, immer allein, immer schüchtern, als würde sie zittern. Man sah gleich, dass sie arm war, das Haar fettig und strähnig, die Kleidung billig, meist nicht gebügelt. Alles andere als die "Grazie", die ihr Name andeutete, war Grace: groß, knochig, ungeschickt. Reihte sich die Klasse nach Größe hintereinander ein, um geordnet auf den Hof zu gehen, war ich die vorletzte und Grace die letzte. Ich fragte sie, ob sie sich nachts im Bett strecke, wie ich es tat, weil ich so groß (schlank und schön) sein wollte wie der Hollywood Schwimmstar Esther Williams. Ich dachte, das wäre eine witzige Art, mit Grace ins Gespräch zu kommen, aber sie lächelte nicht. Es dauerte, bis sie Vertrauen zu mir fassen konnte. Ich war aber hartnäckig und langsam verstanden wir uns. Dann waren wir unzertrennlich, zwei kleine Schulmädchen mit so ungleichen Chancen im Leben.

Wie alt waren wir da? Zehn? Elf? Aber Grace musste allein für fünf Geschwister sorgen. Sie war die Ältteste, die Mutter bis in den Abend bei der Arbeit. Einen Vater kannte Grace nicht. Nach der Schule liefen wir zusammen nach Hause, wo die Kleinen alle auf einmal aus der Tür heraus und auf sie zu sprangen, barfuß, rotznäsiger, ungekämmt, eine immer mit dem Baby auf dem Arm.

Manchmal ging ich mit hinein, half kochen, abwaschen, Dinge, die ich bei mir zuhause nie gemacht hätte. Musste ich auch nicht. Wir hatten ein Dienstmädchen. Eine Schwarze, wie es sich gehörte.

Grace bekam immer schlechte Noten, ich immer gute, ein Automatismus, wie wir beide wussten. Wir tauschten einmal Aufsätze, um es zu prüfen, und richtig: für Graces Arbeit gab mir Miss Moss "A" (eine Eins). Grace bekam für meine Arbeit die Note, die sie immer bekam: "D" (eine Vier).

Nein, ich sollte das nicht ansprechen, nicht zur Lehrerin damit gehen, meinte Grace. Es würde doch nichts nutzen, gar nichts, es würde, umgekehrt, nur alles schwieriger machen. Aber, querköpfig und rechthaberisch wie ich bin (Mama nannte mich immer *Akschen*: "kleiner Ochse"), ließ ich mich davon nicht abbringen.

Ich hätte auf Grace hören sollen, den Mund halten sollen. Miss Moss empfand mein Verhalten als Verrat. Gerade ich, die sie schätzte, bevorzugte, hatte versucht, sie bloßzustellen. Ab da mochte sie mich nicht. Ich mochte mich auch ein bißchen weniger: Ich hatte einen Fehler gemacht. Vielleicht ist die Sache mir deshalb so deutlich in Erinnerung geblieben. Fehlverhalten bleiben einem im Gedächtnis, rufen wieder das ungute Gefühl hervor, das man dabei gehabt hatte, fast physisch: man windet sich vor sich selbst.

Erst vor ein paar Jahren habe ich das bei meiner Schwester Helen erlebt. Wir sind alte Frauen. Ich fliege nach Amerika, besuche sie in

der kleinen Eigentumswohnung, die so eingerichtet ist, wie Mama sie eingerichtet hätte: mit Blumendekorstoffen und Zierpflanzen. Helen fragt, ob ich weiß, dass sie meine Hausaufgaben zerrissen hat. Mathe-Aufgaben, mit denen mir Tante eines Abends half. Ich sage: Nein, dass so etwas passiert ist, erinnere ich mich nicht.

Aber ich, sagt sie hart. Sie sei eifersüchtig gewesen, weil Tante sich mir derart gewidmet hätte. *I was so jealous, I was furious. I grabbed your papers and tore them up!*

Helen macht eine Pause, sieht mich an. Dann sagt sie: *"I'm sorry."*

So viele Jahrzehnte hat meine Schwester dieses ihr Fehlverhalten mit sich herumgetragen, konnte es nicht vergessen, musste um Verzeihung bitten.

Warum habe ich Grace nie vergessen? Fühle ich mich ihr gegenüber irgendwie schuldig? Weil ich es – unverdient – besser hatte? Weil sie es – ohne Schuld – schlechter hatte?

18

Nach der Grundschule ging Grace ab. Sie könne nicht zur *Junior High School* gehen. (So hießen die Schulstufen: *Public School, Junior High School, Senior High School*. Danach: College oder Universität.)

Ich habe auf sie eingeredet. Sie müsse weiter zur Schule gehen. Sie müsse! Blass. Voller Sommersprossen. Der Blusenkragen krumpelig. Der Rock halb verdreht. Mit großen wasserblauen Augen sah sie mich kopfschüttelnd an.

Als Grace von der Schule abging, habe ich geweint.

SPRACHE

In der Schule sprach ich englisch, zu Hause Jiddisch, im Laden hörte ich die Schwarzen sprechen, Englisch zwar, aber mit ganz anderem Tonfall, mit eigenen Rhythmen und Redewendungen. Eine Mundart, die heute nahezu verschwunden ist.

Auch Jiddisch spricht heute kaum jemand. Meine Muttersprache, denke ich.

Drei mal die Woche bin ich nachmittags in die "Arbeter-Ring" Schule mit Kindern gegangen, deren Eltern, wie meine, im Laden standen. Ein Schulbus fuhr vom einen zum anderen und holte uns einzeln ab, ein ziemlich klappriger Schulbus, wie ich mich erinnere, und ein Schwarzer Fahrer, der alles aushielt, was wir auf der langen Fahrt anstellten, bis wir endlich *Capitol Avenue* erreichten.

Da, im Rathaus-Viertel, stand die "Schule", ein kleines Holzhaus, zurückgesetzt, davor eine einzelne Weide in einem sonst kahlen Hof. Im vormaligen "Wohnzimmer" aufgereihte Schulbänke mit Klappsitz und Pultdeckel. Zehn, zwölf Kinder waren wir, kleine Prinzen und Prinzessinnen, behütet, verwöhnt. Hier waren wir unter uns.

Vorne am Pult stand Herr Bloshstein, ein schmaler Mann mit großem Kopf, mit leiser Stimme und verständnisvollem Blick. Ihm

verdanke ich, dass ich zu lesen liebe. Er ehrte das geschriebene Wort, die hebräischen Schriftzeichen, die kleinen gleichnishafte Erzählungen der jiddischsprachigen Literatur.

Herr Bloshstein, der zwischen den Kriegen aus Deutschland geflohen war, war eigentlich Arzt. Als Arzt hatte er im ersten Weltkrieg im Heer gedient, war verwundet worden und mit einem Orden ausgezeichnet, auf den er bald nicht mehr stolz sein konnte. Durch die Verwundung war seine rechte Hand gelähmt. Also verließ er die Medizin und wurde Lehrer. Zu unserem Glück.

Ich war eifersüchtig auf meine Kusine, Little Helen, die auch in der Klasse war, schmal und athletisch. Nicht pummelig wie ich. Glattes, glänzendes Haar hatte sie, ein tiefes Brünet, braune Augen und einen Teint, gegen den meiner blass wirkte. Harris Jacobs wollte immer neben Little Helen sitzen, nicht neben mir. Er war der Junge, den ich am besten fand. So schöne Handschuhe schenkte er ihr, kastanienbraune Leder-Fäustlinge, oben mit echtem Fell. Wir durften sie alle anprobieren, Little Helen so stolz. Aber sie musste ihm die Handschuhe zurückgeben, wie ihre Mutter befahl.

Diese Mutter, diese Tante Rosie! Wenn man die eigene Tante hassen kann, dann habe ich sie gehaßt. So unbewußt ihre bösen Taten auch waren, sie kränkten mich, beleidigten Mama, ihre Schwester, und schädeten letztenendes ihrer Tochter, Little Helen. Aber davon später.

Wie zu erwarten war, ist unser Bus eines Tages nicht angesprungen. Wir mussten zu Herrn Bloshstein, dessen Wohnung in Laufnähe war, und warten, dass wir abgeholt werden. Uns mit Bus und Tram allein nach Hause fahren zu lassen, davon wollte Herr Bloshstein nichts hören.

Wir liefen durch den Regen. Es war sehr warm. Es roch stark nach den *sycamore* Bäumen am Rande der gesichtslosen Straße die, wie die ganze Gegend, im Umbruch war, alte Holzhäuser, neue Bürogebäude durcheinander. Alles machte mich müde, der Geruch, der Regen, die Wärme. Ich wollte nach Hause. Tatte hatte keinen Wagen. Wer sollte mich denn abholen?

Die Wohnung der Bloshsteins stimmte mich nur noch trauriger. Sie kam mir so trist vor, so dürftig eingerichtet, so farblos. vielleicht aber war sie nur bescheiden, denke ich jetzt. So bescheiden wie Herr Bloshstein selbst. Er legte wohl keinen Wert auf Materielles.

Wir saßen alle um den Küchentisch mit dem ausgewaschenen Tischtuch und warteten. Herr Bloshstein las uns Geschichten vor. Es gab nur die kleine Küche und zwei ebenfalls kleine Schlafzimmer. Das war alles. Ein Schlafzimmer für Fägele und Dwärele, seine elfenhaften Töchter, gegen die Herr Bloshstein, das wussten wir alle, niemals die Hand erhoben hatte, weil er nicht glaubte, dass man durch Züchtigung gute Menschen erzieht.

Das konnte ich von Tatte nicht sagen, der ganz schön ausrasten konnte, wenn wir oben in der Wohnung – auf seinem Kopf, wie er sagte – herumsprangen.

Herr Bloshstein glaubte auch nicht, dass In-die-Synagoge-Gehen einen gläubigen Menschen aus einem macht, einen "menschlichen Menschen" wie er sagte, für ihn das höhere Gut.

Ich weiß nicht mehr, wie ich an jenem Nachmittag nach Hause gekommen bin. Ich weiß aber, dass ich zum Schluss allein da war, dass Frau Bloshstein in jener kargen Küche eine Kartoffelsuppe kochte, die mir geschmeckt hat und dass Herr Boshstein den Arm um mich legte und jiddische Lieder mit mir sang, die ich heute

noch beim Kochen trällere, obschon ich nicht Stimme halten kann. Und dass ich innerlich ganz ruhig war.

Herr Bloshstein ging nie in die Synagoge. Ich jeden Freitagabend, als ich so um die vierzehn Jahre alt war. Religiös war ich nicht. Ich mochte die Riten, aber nicht die Einschränkungen, die vielen religiösen Vorschriften, die dem Leben entgegenstehen. Ich wollte *barbecued spareribs* essen, auch wenn es Schwein ist, und *cheeseburgers*, trotz des Verbots, Milch und Fleisch zu mischen. Ich fuhr ja in die Synagoge, wohin man als praktizierender Jude am Sabbath nur zu Fuß gehen darf und zwar nur eine vorgeschriebene Anzahl von Schritten weit. Welch ein Unsinn. Ich dachte gar nicht daran, die *challah*, das Reglement der Gläubigen, zu leben.

Für mich war es aber entweder oder. In dem Alter denkt man wahrscheinlich so puristisch. Wie meine Mama, die am Sabbath arbeiten musste, die nicht "nur soundsoviele" Schritte entfernt von der Synagoge wohnen konnte, die ständig ein schlechtes Gewissen dem Jüdischen gegenüber hatte, so wollte ich nicht leben. Entweder alles oder gar nichts einhalten. Meine Schwester (Big-)Helen entschied sich für das erste, ich mich fürs letzte.

Warum, also, ging ich in die Synagoge?

Zum einen wegen Elliot Levitas, von dem ich wusste, dass er jeden Freitagabend an seinem Platz in der Synagoge sitzen würde, so dass ich mich in sein Blickfeld setzen kann. Gut sah er aus. Und er war helle. Präsident von seinem *B'nai Brith Boys Club*, wie ich von meinem *B'nai Brith Girls Club*. (Etwa vergleichbar mit Pfadfindern, nur auf hebräisch.)³

³ B'nai B'rith (hebräisch ברית בני; deutsch „Söhne des Bundes“) wurde im Jahre 1843 in New York als geheime Loge von zwölf jüdischen Einwanderern aus Deutschland gegründet und widmet sich laut Selbstdarstellung der Förderung von Toleranz, Humanität und Wohlfahrt. Ein weiteres Ziel von B'nai B'rith ist die Aufklärung über das Judentum und die Erziehung innerhalb des Judentums. Zurzeit gibt es

Außerdem hatte ich wenig Lust, am Freitagabend im Laden auszuhelfen. Der Gottesdienst war eine prima Ausrede. Davon wollten mich meine Eltern doch nicht abhalten.

Aber es kam etwas dazu, etwas, das mit der Zeit immer wichtiger wurde und zum Schluss der eigentliche und einzige Grund für meine Synagogengänge war: die Predigten von Rabbi Epstein. Die hielt er in einem gewöhnlichen Englisch, das mich beeindruckte. Die Predigt war kurz. Oft fing sie mit den gleichen Sätzen an, mit denen sie endete. Am Ende verstand man den Sinn vom Anfang. Die Sprache bildhaft, eloquent. Rabbi Epstein erzählte parabelhafte Geschichten, wie ich sie von Herrn Bloshstein kannte und liebte, aber in vollendeter Form. Ich hätte nur ungern eine einzige Predigt verpasst.⁴

Ich fing an zu schreiben. Gedichte zunächst. Englische. Jiddische. Eins schickte ich an die jiddischsprachige Zeitung *Der Tog*, die Tante abonnierte. Es wurde gedruckt.

rund 500.000 organisierte Mitglieder in ungefähr 60 Staaten. Damit ist sie eine der größten jüdischen internationalen Vereinigungen. (Wikipedia)

⁴ Harry H. Epstein (1903-2003), Rabbi of Congregation Ahavath Achim was the spiritual leader of that congregation for over 50 years. His early life was spent in Chicago, Illinois where his father, Ephraim, was the Chief Rabbi of the Orthodox community. At a young age, he, too, decided on a rabbinical career. His studies in pursuit of the ordination took him to the Slabodka Yeshiva in Lithuania in 1922 to study with his uncle, Rabbi Moshe Mordecai Epstein, and then to Hebron in Palestine to be one of that Yeshiva's first students. Rabbi Epstein was ordained in 1925, and accepted his first pulpit at Congregation B'nai Emunah in Tulsa, Oklahoma in 1927. A year later, at the age of 25, Rabbi Epstein left Tulsa and assumed the rabbinate at Ahavath Achim in Atlanta. Ahavath Achim was organized in 1886 as a small fundamentalist Orthodox congregation. Under the leadership and direction of Rabbi Epstein, it has evolved into one of the largest and respected Conservative congregations in the South. Rabbi Epstein introduced such innovations as interpreting the Hebrew liturgy to English at intervals during holiday service, conducting responsive readings in English, and the removal of the traditional segregation of the congregation by sexes. He also initiated an extensive educational program at the Synagogue, offering both Sunday and after school instruction. An ardent Zionist, Rabbi Epstein was devoted to the State of Israel, working first to insure the creation of the state and then to insure it future. <https://archivespace.thebreman.org/repositories/2/resources/61>

Siehe auch <https://www.encyclopedia.com/religion/encyclopedias-almanacs-transcripts-and-maps/epstein-harry-h>

DER LADEN

Der Laden war ein Kosmos, ein in sich geschlossenes Sonnensystem.

Ich war schon lange aus Atlanta weg, als mir bewußt wurde, wie wesentlich der Laden, die Menschen, die dort einkauften, die Atmosphäre, die dort herrschte, für mich gewesen waren.

Er lag im abgegrenzten Wohnviertel der Schwarzen. Ich bin mitten unter Menschen groß geworden, die ganz anders dachten, sprachen, urteilten als weiße Juden, europäische Auswanderer und deren Kinder, die Gruppe, zu der ich eigentlich gehörte. Schon früh und eigentlich unbewußt begann ich zu vergleichen, abzuwägen. Als Kind gab es für mich nicht, wie für die meisten Menschen, erstmal nur die Werte meiner Eltern. Die Schwarzen um mich herum, die Kinder, mit denen ich spielte, die Kunden, die ich bediente, lebten nach Moralvorstellungen, die meine Eltern mir lieber nicht hätten beibringen wollen.

Die Schwarzen damals, sie lebten ihre Sexualität. Sie lebten ihre Gefühle, ihre Bedürfnisse. Sie wurden unterdrückt, herabgewürdigt, entrechtet, tranken die angestaute Wut darüber mit selbstgebranntem Fusel wochenends weg. Es gab Verbrechen und Verbrecher unter ihnen, die sie nicht nach herrschendem Gesetz bewerteten. Das Gesetz sprach ihnen Menschenrechte ab. Wie sollten sie es achten?

In unserem Laden waren sie – obwohl ich meine Eltern nicht von einer gewissen herabschauenden Haltung freisprechen kann – nicht Menschen zweiter Klasse.

Tatte war die Sonne in diesem System, der Mittelpunkt, um den alles kreiste. Er war bereits unten im Laden, bevor ich morgens aufstand, hatte aufgeschlossen, das Wechselgeld in die Kasse getan, die Schürze umgebunden. Mama war dabei, den schwarzen, russischen Tee aufzubrühen, zwei dicke Scheiben Pumpernickelbrot mit goldgelbem Hühnerschmalz und hauchdünnen Knoblauchschnitzen zu belegen, um ihm dieses, sein liebstes, Frühstück hinunterzubringen, eh sie für uns Orangensaft auspresst, Eier kocht, Haferflocken, Corn Flakes mit Rosinen und Milch.

Wir hatten Krieg. Für Zucker, Fett, Fleisch gab es Rationierungs-Marken, so und so viele pro Person, aber Tattes Kunden hatten viele nirgendwo gemeldete Kinder, Kinder ohne Geburtsurkunde, die nicht gezählt werden konnten. Andererseits hatte er Kunden mit guten Beziehungen oder mit Söhnen, die eingezogen aber behördlich nicht abgehakt worden waren. *Go fight city hall*, sagte Tatte: ließ die Behörden Behörden sein, und – frei nach marxistischem Leitsatz: von denen, die haben, an die, die brauchen – sammelte er die Markenbücher ein und verteilte um.

Meine Aufgabe war es, die roten, blauen und grünen Marken so auf die einzureichenden Bögen aufzukleben, dass alles legal aussieht, nichts beanstandet wird und Tatte immer genügend Ware zugeteilt bekommt.

Offene Konservenbüchsen voller herausgetrennter Marken neben mir auf den Brotregalen, Klebebögen auf dem Schoß, saß ich mitten im Laden auf dem einzigen Stuhl. Den hatte unser Tischler-Kunde, Mr. Biggs, aus Orangenkisten-Latten gezimmert.

Um mich herum war es laut. Es roch nach Schweiß und Haarpomade. Es roch nach Jasminduftwasser, eingesalzenem Speck, überreifen Pfirsichen, Kerosin. Die Menschen kamen, um sich zu treffen in Tattes Laden, um sich zu erzählen, was sie gehört haben, um sich zu zeigen, um anzubändeln. Also wurde ich Zeuge, da unbeachtet auf meinem Stuhl. Ich konnte ganz still meine Marken kleben und beobachten, wie die Mädchen, scheinbar scheu, mit einem Augenschlag, einer Hüftbewegung die jungen Männer herausforderten, die sich vor ihnen aufbauten. Es knisterte um mich herum.

Und Kinder kamen, die schnell einen Apfel in die Tasche steckten. Wenn Tatte das sah, scheuchte er sie vor die Tür, nahm aber den Apfel nicht weg.

Langsam lernte ich, was für Kummer die Menschen hatten, was für Freuden, Ängste, was sie litten. Ich kann mich noch heute an jeden erinnern, mit Gesicht, mit Stimme, mit Namen: Tessie, Aunt Bell, Biggs Mama, Sister Wilson ...

Zum Beispiel die Wilsons. Heller-häutig als die meisten. Mit mehr Ehrgeiz auch, vielleicht darum. Mrs. Wilson putzte die Räume einer weißen Arztpraxis und Mr. Wilson bürstete gegen Trinkgeld die Anzugsjacken der politischen Prominenz beim angesagten Barbier ab. Ihre Kinder, Wilmateen, Sister Wilson, Brother Wilson wollten mehr: Lehrerin werden, Krankenschwester, Rechtsanwalt. Ein Problem war die Schule, die minderbezahlten Lehrer, die heruntergekommenen Gebäude, das fehlende Material, der Drei-Schichten Schultag. Es gab kein Geld für Schwarze Schulen. Wer heraus wollte, musste in eine Privatschule gehen. Dazu brauchte man Geld. *Circulus vitiosus: schlechte Schulbildung → schlecht bezahlte Arbeit → kein Geld für die Bildung der Kinder → schlechte Schulbildung → ... ad infinitum.*

Die Wilson-Kinder besuchten eine Privatschule. Über den Monat, manchmal über Monate, häuften sich also Mr. Wilsons unbezahlte Rechnungen bei Tatte an. Tatte hatte eine *Billbox*. (Ach, wie gerne würde ich sie noch haben, aber ich war weit weg in Deutschland, als der Laden geschlossen wurde, und dann war sie nicht mehr auffindbar.) Sie hing an der hinteren Wand neben dem Fleischerblock und bestand aus Reihen herausklappbarer Einzelfächer, jedes mit dem Namen des Schuldners versehen. Ein Drahtbügel hielt die Rechnungen fest, die Tatte einzeln in die Fächer steckte. Wenn keine Rechnung mehr hinter den Bügel passte, fand Tatte, dass es höchste Zeit für ein Anzahlung ist.

Kurz vor Weihnachten war es. Mr. Wilson, etwas angetütert, kam aus dem Regen herein, knöpfte den nassen Mantel auf und schüttelte Tropfen von den Schultern ab. Immer gut angezogen war Mr. Wilson: Anzug, Schlips und Kragen. Ich denke, die feinen Kunden beim Barbier schenkten ihm Ausrangiertes. Tatte begrüßte er aufgeräumt, als hätte er keine einzige Sorge, aber als Tatte ihn nach hinten bat, sein vollgestopftes Rechnungsfach aufklappte und ihn fragend anschaute, verflog die gute Laune. Mr. Wilson leerte seine Briefftasche auf dem Fleischerblock aus: zwei Dollarscheine, paar Münzen. Dann breitete er drei ordentlich gefaltete Bögen aus, Briefköpfe der Privatschulen seiner Kinder, Rechnungen fürs nächste Halbjahr, und bemerkte, dass es wohl wieder kein so *merry Christmas* geben würde. Tatte zog seine unbezahlten Rechnungen – bestimmt für die letzten drei, vier Monate – alle heraus, zerriss sie und klappt das leere Fach zu. Ganz verdaddert war Mr. Wilson. Er schwankte, hatte Tränen in den Augen, sagte im Vorbeigehen zu mir: *You sure have a very good Daddy. Your daddy is a really good man.* Es dauerte keine halbe Stunde: Mrs. Wilson kam einkaufen. Sie ließ anschreiben.

EIN GI

Als Brother Wilson eingezogen wurde – wir hatten Krieg, es herrschte Wehrpflicht – war es schlimm genug. Seine Pläne für College, Unversität, Jurastudium musste er erstmal ad acta legen. Aber das, was ihm in der *U.S.Army* begegnete, darauf war er nicht vorbereitet. Es änderte sein Leben.

Und auch meins.

Bereits bei seinem ersten Urlaub kam er früh am Morgen in den Laden. Ich war überrascht, wie gut er aussah. Die Uniform stand ihm. Sie betonte seine ernsthaften Züge. Sie verlieh ihm die Art von Männlichkeit, die mit Zielbewußtsein einhergeht. Aber er hasste die Uniform.

Er hätte schon nicht erwartet, dass es in der *U.S.Army* anders zugehe, als anderswo in diesem "*free country*", sagte Brother Wilson ironisch. Er hätte schon gewusst, dass es eine Nebenarmee, eine *Jim Crow Army* für *niggers* gibt. Aber dass die schwarzen Soldaten – nur die – abkommandiert werden, die Küchenarbeit zu machen, die Putzarbeit – auch in den Kasernen der Weißen –, dass sie zwar gedrillt werden, aber nicht trainiert, höchstens Militärlaster zu fahren lernen, nicht Waffen zu bedienen, – übrigens hätten Weiße berechnete Angst, Schwarze zu bewaffnen –, das sei ihm neu gewesen. Es werde ihm passieren, dass er so unfertig, so ohne jede Ahnung von Krieg, Waffen, Kämpfen, an die Front komme. Kanonenfutter, sagte Brother Wilson.

Wir waren, so früh an einem Samstagmorgen, noch allein im Laden. Tatte stand hinter der Vitrine an seinem Frühstückstisch, ein Glas Tee in der Hand. Ich sah, wie er ihn fast verschüttete, als Brother amerikanischen Rassismus mit Hitler Faschismus verglich. Das wollte und konnte Tatte nicht hören. Er argumentierte, brachte Beispiele: die Vernichtungslager! (Im Gegensatz zu Teilen der deutschen Bevölkerung, wussten wir Juden in Amerika schon früh, dass es sie nachweislich gab und was darin passierte.)

Ich war auf Brother Wilsons Seite. Es war mir plötzlich so klar, welche Diskriminierung wir Weißen nicht nur duldeten, sondern selbst praktizierten. Ich konnte nicht verstehen, warum Tatte die Juden schon wieder herausheben wollte, sie als Alleinopfer sehen wollte, für Juden einen Sonderstatus haben wollte.

Mehrmals kam Brother Wilson in der nächsten Zeit zu Tatte. Seine Ansichten immer radikaler. Er veränderte sich auch äußerlich, trug verbotenerweise Zivil und ein zum Stirnband gebundenes Kopftuch. Zum ersten Mal hörte ich von der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, hörte den Namen eines der wichtigsten Führenden: W. E. du Bois, hörte das Kürzel seiner Organisation: NAACP. (*National Association for the Advancement of Colored People*)

Von der *Carnegie Library*, der Stadtbibliothek mitten in Downtown Atlanta, lieh ich mir Literatur dazu aus: ein Traktat von du Bois, die Statuten der NAACP, ihre Ziele, ihr Wirken.⁵ Zu den Bibliothekarinnen hatte ich gute Beziehungen, da ich sehr oft hinkam, noch als Kind in die Erzählstunden um den Kamin, dann um Bücher auszuleihen, ausgeliehene zurückzubringen. Ich war eine schnelle Leserin, sie legten neue Bücher für mich zur Seite, freuten sich, dass ich die Altersstufen hochkletterte, bereits mit elf Jahren

⁵ https://de.wikipedia.org/wiki/National_Association_for_the_Advancement_of_Colored_People

Bücher für 14jährige las. Aber als ich schwarze Bürgerrechtsliteratur haben wollte, waren sie seltsam reserviert. Diese Sachen mussten sie erst von woanders besorgen. *Carnegie Library* war natürlich *all white*.

Vielleicht gehört sie nicht grade hier hinein – ich wollte die Geschichte mit Brother Wilson weiter erzählen – aber mir drängt sich eine Erinnerung auf ... Ich schiebe sie dazwischen ...

Ein Mittwochnachmittag, der Tag in der Woche, an dem Tatte um dreizehn Uhr den Laden schließt, sein Ruhe-Nachmittag. Mit drei Töchtern und Frau geht Tatte shoppen. *Downtown*. Manchmal geht er zuerst in den Barbiersalon, wo Mr. Wilson arbeitet, lässt sich die Haare schneiden, sich rasieren, schön das heiß dampfende Frottéetuch um die frisch rasierten Wangen legen.

An diesem Nachmittag will ich von der Schule aus in die Bibliothek, verabrede mit Tatte, dass er mich dort für die Family Shopping Tour abholt. Ich warte und warte. Es ist bereits 15 Uhr. Tatte kommt nicht. Ich räume meinen Leseplatz, gehe raus. Von oben auf den breiten Marmorstufen des von Säulen umgebenen Eingangs, sehe ich ihn unten auf dem Trottoir nervös auf und ab gehen.

Far wo bisti nicht areingekommen? frage ich.

Ich kenn dort nischt areingehn, sagt Tatte, seine Stimme leise, *in die Library*, fügt er stockend hinzu. Er könne nicht hineingehen – in die Bibliothek. Mit einer Art Ehrfrucht spricht er das Wort aus: *Library*.

Nach dem Shoppen gehen wir in die "S & W Cafeteria" essen. Frisch rasiert/frisiert ist Tatte, trägt einen Anzug aus gutem englischem Tuch. Er zahlt. Er strahlt. Er ist in seinem Element.

In "S & W" räumen Schwarze das schmutzige Geschirr weg. Die Gäste sind weiß.⁶

Zuerst zögerte Brother Wilson, mir eine Kontakt-Telefonnummer zum NAACP zu geben. Ich sei zu jung. (Noch keine vierzehn Jahre. Vielleicht gerade das Alter, denke ich jetzt, in dem man eine Sache haben will, an die man glaubt, für die es sich lohnt, die Energie, die man in sich fühlt, einzusetzen. Eine gerechte Sache.)

Der Campus des *Clark Colleges*⁷ (schräg gegenüber von Tante Rosies Laden): beklemmend. Nur äußerst selten ging ein Weißer über diesen Rasen. So viel Feindseligkeit im Blick der schwarzen Studenten, die selbstbewusst und gelassen, wie ich Schwarze nie vorher erlebt hatte, mit ihren Büchern über die Wege schlenderten. Als würden sie mich anklagen, sahen sie mich an, so, dass ich das Gefühl bekam, schuldig zu sein. Ein mir fremdes Gefühl. Ich bin nicht euer Feind. Das werde ich beweisen. Konnten sie das aus dem Blick, mit dem ich zurückschaute, herauslesen? Es ist das, was ich fühlte. Entschlossenheit, vielleicht auch Trotz.

Der sehr dunkelhäutiger Sekretär im Büro der NAACP, ein schlacksiger, hippeliger Mann, wusste gar nichts mit meiner Erklärung anzufangen, ich sei da, um mitzuarbeiten. Ich solle morgen kommen, wimmelte er mich ab: dann sei soundso da. Ich weiß nicht, wie oft ich hingepilgert bin, um – beharrlich, wie ich bin – immer wieder zu verlangen, dass sie mich einsetzen. Es fänden bald Wahlen statt. Wir müssten unbedingt Ellis Arnall gegen den Rassisten Eugene Talmadge unterstützen. Unsere schwarzen Kunden hätten Vertrauen zu mir, würden mich in ihre Wohnungen kommen lassen, mir zuhören. Ich könne Überzeugungsarbeit

⁶ In the 1960s Sherrill was under pressure to desegregate S&W Cafeteria and serve all people equally regardless of color. In response to this push Sherrill also received letters supporting the continued segregation of his restaurants. In June 1963 S&W opened its doors to all customers regardless of race. (Engische Wikipedia) Siehe auch: https://crdl.usg.edu/record/ugabma_wsbn_wsbn45232

⁷ <https://www.cau.edu/about/index.html>

leisten, dazu, wie wichtig es sei, zur Wahl zu gehen, eine Stimme abzugeben.

Tatte war strikt dagegen. Wir stritten. Wir stritten zum ersten Mal und heftig. Mein Tatte. Zusammen hatten wir Zeitungen gelesen. Jeden Tag. Er war es gewesen, der mir politische Zusammenhänge erklärt hatte, was Toleranz bedeutet, was Gerechtigkeit. Tatte, der mir jiddische Gedichte vorgelesen hatte (mit dem Zeigefinger die Wörter verfolgend), der mich verstand, dem ich mich am nächsten fühlte, von allen Menschen in der Welt. Er wollte mich nicht gehen lassen. Zu den Treffen nicht und nicht zu den Vorträgen und schon gar nicht in die gefährlichen Slum-Viertel der Schwarzen, auch wenn ein erwachsenes NAACP Mitglied mich begleitet.

Ich weiß jetzt, dass er Angst um mich hatte, aber damals empfand ich sein Verhalten als Verrat. Ich habe mich unverstanden gefühlt, eingeengt. Je verletzt ich war, desto bockiger. Tattes Mahnungen habe ich nicht beachtet, schon gar nicht seine Verbote. Ich habe rebelliert, bin trotzdem hingegangen, wohin ich wollte, habe getan, was ich für richtig hielt.

Es ist mir nichts passiert von dem, was Tatte befürchtet hatte. Aber ich habe Dinge erlebt, die sich in meine noch junge Seele hineingebohrt haben, Narben hinterlassen haben, die noch heute plötzlich wieder schmerzen können. Schwarze Menschen, die ich selbst überredet hatte, zur Urne zu gehen, sind vor meinen Augen, noch in der Schlange vorm Wahllokal, vom weißen Mob verprügelt worden. Baseball Schläger, Pferdepeitschen. Frauen wurden an den Schultern gepackt und grob herangezogen. Die widerlichsten Drohungen wurden ihnen fast von Mund zu Mund gegröhlt. Männern wurde ins Gesicht gesagt, wenn sie eine Stimme abgeben würden, würde man sie als Vergewaltiger brandmarken und lynchen. *You gonna find yourself hangin' from the next tree*, laut

und deutlich. Die durchweg weißen Polizisten, sichtbar bewaffnet, rührten sich nicht. Garanten sollten sie sein für freie, demokratische Wahlen.

Mein feiner Begleiter (er war weiß) nahm mich an die Hand und holte mich weg. Wir sahen, dass ein Haus brennt. Ich sollte keineswegs hin. Nur noch fester griff er meine Hand und zog mich weiter.

NOCH EIN GI

Völlig durcheinander war ich nach diesem Tag. Unglücklich. Wie solle ich mich mit Tante wieder versöhnen? Wie sollte es mit der NAACP weitergehen? Was gab es denn überhaupt für einen Sinn?

Ich habe geweint. Ich habe masturbiert. Ich war dick, zu dick, eine dicke Brillenträgerin mit Schulnoten, die jeden Jungen abschrecken. Meine besten Freundinnen luden mich nicht zu den Parties ein, die reihum bei ihnen zuhause stattfanden. Sie dürfen nicht zu mir ins Negerviertel kommen, wenn ich an der Reihe bin. Das gaben sie als Grund an. Egal, was für einen Grund sie hatten: Ich war nicht eingeladen, nicht erwünscht, nicht gemocht, hatte nicht teil daran, wenn sie mit Jungen tanzten, kleine Häppchen aßen, süße Limonaden tranken.

Ziemlich abscheulich muss ich mich verhalten haben in jener Zeit, als mir doch sonnenklar schien: Gleich, wie ich mich verhalte, kein Mensch schert sich einen Dreck um mich. Wie denn auch? Wenn ich häßlich bin und so gut wie asozial wohne.

Mit meinen Schwestern zankte ich mich. (Übrigens weiß ich, dass ich meine kleine Schwester, Lily, noch nicht gewürdigt habe. Sie bekommt später mindestens ein ganzes Kapitel für sich allein.) Zu Tante und Mama ging ich auf Distanz. Tagelang redete ich nicht mit ihnen. Irgendwann erzählte ich meiner Kusine, Little Helen, dass ich weglaufen will. Sie petzte natürlich. Großer Alarm! Ich schloss mich

im Schlafzimmer ein, aber auch das ging nicht, denn das Schlafzimmer teilte ich mit meiner Schwester, (Big) Helen. Nichts ging. Ich wurde bockig, aufsässig. Ich sehe mich noch, wie ich mürrisch in Tattes Sessel sitze, nehme seinen leicht schwitzigen, etwas knofligen Geruch in den Polstern wahr, habe eine Ein-Pfund-Schachtel Pralinen – Kirschen in Schokolade – auf dem Schoß, aus der ich gedankenlos nasche, bis sie leer ist. Was soll's? Sowieso unrettbar: ein unattraktiver, widerlich neunmalkluger Trampel, Krämerstochter aus dem Negerviertel.

Dann kam er. Er kam eines Samstagabends unangemeldet in den Laden und war da: mein Cousin, der Sohn von Tattes ältester Schwester, in Uniform.

Hi. I'm Sonny, your cousin. You must be Jeannette.

Ein familiäres Gefühl. Eine unmittelbare Akzeptanz. Und trotzdem ein kleines Prickeln. Ich denke, ich wusste sofort bescheid. Nicht, dieses Liebe-auf-dem-ersten-Blick-Zeug. Weder Liebe im romantischen Sinn noch überhaupt Romantik. Eher war es ein Kennen, ein Vertrautsein, irgendwie fraglos. Obwohl er die ganze Zeit in New York gewohnt hatte, weit weg von mir. Vielleicht hatten wir uns als Kinder zweimal gesehen. Mehr nicht. Nun war er Soldat und in der Nähe stationiert. So oft er Urlaub kriegen konnte, kam er.

Wir mussten erfinderisch sein, um Tatte und Mama zu täuschen, eine Stunde für uns allein zu haben, einen sicheren Platz. Sonntagmittag. Mit der ganzen Familie gingen wir essen im Restaurant des jüdischen *Progressive Club*.⁸ Kurz vor dem Nachtschiff bekam ich schreckliche Kopfschmerzen. Sonny bot an, mich nach

⁸ The Jewish Progressive Club was established in 1913 by Russian Jews who felt unwelcome at the Standard Club that had been founded by German Jews in 1867. Its organizers set up a holding company with a capitalization of \$25,000 to invest in real estate. In 1916, they constructed on Pryor Street a clubhouse which included a hall for dances, a billiard room, and a swimming pool. It was one of the only clubs in America to express its Jewishness openly.

Hause zu bringen. Dann waren wir allein auf dem mit Fliegengitter umspannten Balkon, von wo aus wir rechtzeitig sehen konnten, wann meine Eltern im Taxi nach Hause kommen. Es gab ein ziemlich quiexsiges Schaukelsofa. Vorher hatte ich nie bemerkt, wie quiexsig es war.

Ich mochte das Versteckspiel, das Gefühl, eine Freiheit für mich zu nehmen, eine Grenze zu sprengen. Ich mochte die Hautnähe, die gemeinsame Körperlichkeit, die neuen Wallungen, die für Momente alles vergessen ließen.

Da wir beide wussten: leibliche Vettern dürfen nicht heiraten, konnte es ein Spiel bleiben. Leicht. Voller Lust. Ohne Bindung.

Ich habe mich oft seitdem gefragt, warum der Ernst der Sache mir nie in den Sinn kam. Irgendein moralisches Bedenken. Oder nur die Erkenntnis, dass ich jetzt ein "gefallenes Mädchen" sei, damals so gut wie nicht mehr heiratswürdig. Immerhin war ich erst vierzehn Jahre alt.

Ich genoss es, begehrt zu sein. Es beflügelte mich. Ich nahm Geigen-Unterricht, spielte im Schulorchester, wurde Klassenbeste, leitete einen Sonntagsschulkurs, spielte im regionalen Basketball-Team, trat in den *Debating Club* ein, brillierte dort, sah mit meinem Geheimnis auf die treulosen "Freundinnen" herab, fühlte mich stark.

Vor allem der *Debating Club*, der sich einmal die Woche nach der Schule traf, zog mich in seinen Bann. Ein intellektuelles Wetteifern, das mich herausforderte. Alle Argumente, pro und contra, zu einem Thema zu recherchieren, erst zehn Minuten vor Anfang der Debatte zu erfahren, für welche Seite man plädieren wird, um dann über den anderen zu triumphieren, das war meine Welt.

Nach dem Krieg ging Sonny zurück nach New York. Am Anfang habe ich ihm Briefe geschrieben. Selten bekam ich eine Antwort. Ein Mal habe ich ihn besucht. Wir versprachen, uns doch öfter gegenseitig zu besuchen. Beim Versprechen blieb es dann. Was aber auch blieb, war ein Gefühl der Verbundenheit. Brother Wilson kam heil nach Hause. Um vieles erfahrener. Übersee, an der Front, hatte man auch die schwarzen Soldaten ganz schnell an der Waffe ausgebildet. In Deutschland war er gewesen, wo er in jedes Restaurant hatte gehen dürfen, eine weiße Freundin hätte haben können. Ganz neu für ihn.

Wieder die Szene wie so oft in seinen Heimat-Urlaube. Samstagfrüh. Tatte hinter der Theke bei Brot und Tee. Brother, diesseits der Theke, mit einer immer mehr zum Zynismus tendierenden Ironie. Jetzt aber kämpferisch, entschlossen. (Gegen den Rassismus in Deutschland haben wir gekämpft, sagte er: Dass ich nicht lache!)

Nun schmeiße er alles andere hin und schließe sich der Bürgerrechtsbewegung an. Mit allen Mitteln gilt es, gegen die weiße Tyrannei zu kämpfen. Mit allen Mitteln! Allen! Die Bewegung habe enormen Zuspruch, seitdem so viele schwarze GIs Europa erlebt hätten.

Tatte, still, nachdenklich. Ich horchte auf, wie behutsam er auf Brother einzuwirken versuchte, sein Jurastudium zu Ende zu bringen. Rechtsanwalt zu werden, das wäre die bessere Art, für gleiche Rechte zu kämpfen. Niemals werdet ihr stärker sein als die Weißen in diesem Land, sagte Tatte, aber ihr könnt klüger sein.

Ich denke, ich war eifersüchtig, ich, die ich Tattes Fürsorglichkeit verspielt hatte.

Ich sitze an dem großen, blonden Eßtisch. Schreibe. Zerknülle eine Seite nach der anderen. Es gilt, eine Rede für die Abschlussfeier zu konzipieren, eine, mit der ich den Wettbewerb unter den zehn Klassenbesten gewinnen kann. *Valedictorian* sein. Eine begehrenswerte Ehre, speziell für eine Streberin.

Tatte kommt die Treppe hoch. Schwere Schritte. Zweiundzwanzig Uhr vorbei. Vor zwei Stunden hat er den Laden geschlossen, mit seinen Helfern gekehrt, gewischt, frische Sägespäne gestreut. Hat alle Fleischtablets heiß abgespült, das Fleisch in den Kühlraum gebracht, das Kleingeld aus der Kasse genommen und ins Leinensäckchen getan. Nun ist er oben, dreht am Zahlenschloss, öffnet den Tresor auf dem Treppenabsatz, deponiert Geldscheine und Säckchen. Gleich kommt er herein. Ich kann nicht weiterschreiben. Ich warte. Wenn er sich schwer und müde in seinen Sessel sinken läßt, habe ich Ruhe.

Aber er geht nicht ins Wohnzimmer zu seinem Sessel. Er setzt sich zu mir an den Tisch. Er glättet eine zerknüllte Seite und liest, dann noch eine. *Fär vos werfsti dos aweg?* fragt er endlich: *Dos iz git!*
Sehr git!

Nur nicht weinen, sage ich mir: ihm nicht um den Hals fallen. Das mag er nicht. Aber ich schaue mir nocheinmal das Weggeworfene an. Tatte hat mit mir gesprochen, als wäre nichts gewesen. Tatte wollte mir helfen, hat sich meiner angenommen. Ich schreibe.
Befreit.

Wettbewerb. Ich weiss noch, dass ich, kurz bevor ich an der Reihe war, in die Toilette gegangen bin und mich im großen Spiegel über dem Waschtisch intensiv angesehen habe. Du wirst gewinnen, sagte ich laut: Du wirst gewinnen. So war es dann auch.

TANTE ROSIE UND LITTLE HELEN

Sie ist meine Schwester. Mehr Grund brauchte Mama nicht, um die Überheblichkeit dieser Person zu ertragen, ja, als gegeben zu akzeptieren.

Das lag an der unterschiedlichen Kindheitserfahrung. Die Mutter meiner Mutter starb früh (die Mutter, Helen, nach der die jeweils erste Tochter ihrer Töchter genannt wurde, weshalb es Helens gab, die wir mit Big und Little unterscheiden mussten). Nach ihrem Tod wurden die Kinder getrennt. Die kleine Rose kam zu der "reichen Tante" nach Zamość, einer florierenden Handelsstadt im Südosten von Polen, nahe Lublin.⁹ Mama, zwei Jahre jünger, blieb mit den anderen Kindern beim Vater im Ghetto-ähnlichen jiddischen Stetl am Stadtrand von Warschau. Beim Vater, dem Tischler ohne Aufträge, ohne Arbeitsantrieb, einem frommen, hilflosen Mann.

Wie damals in jüdischen Familien üblich, zog die jüngere Schwester der Verstorbenen ins Haus, um die Kinder zu betreuen. Mama kam unter die Fuchtel dieser Schwester ihrer verstorbenen Mutter, Mime Hinde, die unfreiwillig ins Haus gekommen war, die lieblos putzte, kochte, wusch und Mama unter Schlägen antrieb. Keine zehn Jahre alt arbeitete Mama im Haus voll mit. Sie konnte nicht, wie Tante Rosie in Zamość, zur Schule gehen

⁹ Moshe Zalcman kam aus Zamość. Vom Leben der jüdischen Bevölkerung dort berichtet er in seinem Buch ALS JÜDISCHER ARBEITER IN POLEN UND IM STALINISTISCHEN GULAG (Erweiterte Neuausgabe Berlin 2022: A+C online). – Rosa Luxemburg wurde in Zamość geboren. Die Gedenktafel an ihrem Elternhaus wurde 2018 von den Behörden entfernt.

Also war es Mama immer klar, dass ihre Schwester Rose was Besseres ist. Außerdem die ältere: "meine ältere Schwester", und deshalb bevorzugt. Tante Rosie war es wohl ebenso klar, dass sie was Besseres ist und sich ausnehmen kann, was sie gerade will.

Wir stehen auf der Peachtree Street, Mama und ich, und warten. Wieder kommt Tante Rosie zu spät. Immer kommt Tante Rosie zu spät. Wir warten auf Tante Rosie. Für Little Helen und mich soll es neue Wintermäntel geben. (Um die zehn Jahre alt sind wir da.) Wir wollen zusammen zu *Muses's*, einem besseren Bekleidungshaus, fein bürgerlich, man spricht leise, lächelt vornehm. Seit mehr als einer Stunde warten wir bereits. Auf mein Drängen hin, ruft Mama bei Rose an. Was erfährt sie? Tante Rosie steht noch immer zu Hause im Laden. Ja, ja, jetzt wird sie sich umziehen und kommen. Wir warten noch einmal zwei Stunden. Kurz vor Ladenschluss sind Rose und Little Helen da. Wir hetzen zu Muse's. Zu Muse's hetzt man nicht. So kurz vor Ladenschluss geht man gar nicht zu Muse's.

40

Schöne Mäntelchen, tailliert und ausgestellt, mit Samtbesatz. Ich möchte den helleren Mantel haben, den kamelhaarfarbenen, das sage ich gleich. Auch Helen will einen hellen Mantel. Da sieht man so schön den kastanienbraunen Samtkragen im Kontrast. Tante Rosie sagt, der helle Mantel wird zu schnell schmutzig, Helen soll den gleichen Mantel in Braun nehmen. Ein düsterer Farbton. Kein Samtkragenkontrast. Little Helen bettelt, weint. Tante Rosie lässt sich nicht erweichen.

I hate you, schreit Helen – da im vornehmen Geschäft – ihre Mutter laut an, das ganze Gesicht hässlich verzerrt. Tante Rosies Miene verändert sich nicht. Ich bekomme den hellen Mantel, Little Helen einen dunkelbraunen. Ich denke, jetzt hasst Little Helen auch mich.

Eine Zeitlang gehen wir in dieselbe Schule, sind in einer Klasse. Jedes Mal, wenn ich mit einer guten Note nach Hause komme, fragt Mama, was für eine Note Little Helen bekommen hat. (Meistens ist es eine etwas bessere.) Little Helen erzählt mir, ihre Mutter frage sie jedes Mal, was ich für eine Note habe.

Wir verabreden uns, Little Helen und ich. (Was wir an dem Tag zusammen machen wollten, weiß ich nicht mehr.) Ich laufe die Simpson Street hoch, an den "projects" vorbei, den billigen Wohnkasernen, die als Teil von Roosevelts *New Deal* hochgezogen wurden. (DDR Plattenbauten erinnern mich heute daran.) Ich biege rechts in die Chestnut Street ein. Langsam wird die Gegend besser. Ein-Familien-Holz Häuser mit Vorgarten und Veranda. Ich sehe einen kardinalroten Vogel mit schwarzer Zeichnung um den gelben Schnabel, höre einen Specht, bin guter Stimmung. Links befinden sich die Campus-Tore zur *Clark University*. Rechts, das Eckhaus, ist der Laden von Tante Rosie und Onkel Irving mit einer Außentreppe am Schaufenster vorbei, die in die Wohnung über dem Laden führt. Ich gehe hoch, will Little Helen abholen. Oben fängt mich Tante Rosie ab. Sie steht in der Tür und versperrt mir den Weg. Ich will nicht, sagt sie, dass Helen mit dir geht.

Ich bin vorm Kopf gestoßen, verletzt, frage warum. Tante Rosie gibt keine Erklärung. Ich will es nicht, sagt sie. Aus der Tiefe der Wohnung höre ich Helen weinen.

An jenem Schaufenster vorbei geht ein paar Jahre später der eine oder andere junge Mann abends die Außentreppe hoch, um Helen abzuholen und wird von Tante Rosie oder Onkel Irving – draußen auf der Straße vor dem Laden – aufgehalten. Helen kann heute nicht, wird ihm gesagt. Keine weitere Erklärung. Er erfüllt nicht die Tante-Rosie-Kriterien für den Umgang mit ihrer Tochter: nämlich, aus wohlhabender Familie und mit akademischer Zukunft. Little

Helen leidet an Allergien, bekommt rote, juckende Flecke auf der Haut. Von Erdbeeren. Von Tomaten. Manchmal isst sie mit mir und den Freundinnen einen Erdbeerbecher und bekommt die roten Flecke nicht.

Tante Rosie schläft im Kinderzimmer mit. Onkel Irving schläft im großen Schlafzimmer allein.

Wir schreiben Bewerbungen für die Universität. Von den Schlussnoten her haben wir beide gleich gute Chancen, aber Helens Bewerbung ist erfolgreich, meine nicht. Ich muss noch ein Jahr zu Hause wohnen und jeden Tag zum *Agnes Scott College* fahren, während Helen nach Chicago in ein Universitätsinternat kommt, wie ich es so gerne für mich gewollt hatte: raus aus Atlanta, weg von zu Hause, weg! *Agnes Scott* hat eine Regel, die es *Honor System* nennt. Die Studenten verpflichten sich, die Ehre des Colleges hochzuhalten, indem sie Verstöße melden. An einem Montagmorgen werde ich zur Rektorin gerufen. Ich sei beobachtet worden, wie ich für eine *Agnes-Scott-College*-Studentin nicht angemessen angezogen in die Stadt gefahren bin. Ich überlege. Dann fällt mir ein, dass ich am Samstagmorgen für Tante schnell zur Bank musste, und zwar ganz fix aus dem Laden heraus, um noch vor Bankschluss (um zwölf Uhr mittags) dazusein, also in den Arbeitsklamotten, die ich halt anhatte: abgetragene Jeans und Kittelhemd überm T-Shirt.

Keine Entschuldigung, sagt die Rektorin: Der Bankgang muss eben rechtzeitig geplant werden.

Ab diesem Tag genieße ich kein gutes Ansehen in *Agnes Scott College*. Dafür weiß ich umso genauer, was ein Ehrenkodex ist.

Onkel Irving kommt blass und zitternd in den Laden. Er muss sich setzen, bevor er reden kann. Helen, sagt er, Helen ... Man habe

angerufen von der Universität in Chicago. Helen würde nur weinen, weinen. Man könne sie nicht beruhigen, nicht mit ihr sprechen. Es sei, als hätte sie einen Nervenzusammenbruch.

Little Helen? Selbstbewusst, ja, stolz! So schön, so überlegen! Dass sie weint, nur weint ... Ich kann es nicht fassen, steh da wie ein Stein, starre vor mich hin, sehe nichts, sehe Onkel Irving, blass und zitternd, nach Worten ringen ... Bitte, sagt er: bitte ...

Tatte soll zu Little Helen hinfahren. er selbst könne nicht, nein. Er selbst könne auf keinen Fall, auch Rose nicht. Er sitzt, klein und in sich zusammengesunken, auf dem zusammengenagelten Orangenkistenstuhl und schüttelt heftig den Kopf. Gleich, denke ich, wird auch er weinen, nur weinen, nicht mehr ansprechbar sein.

Tatte fuhr nach Chicago. Ich stand mit Mama im Laden. Big Helen war in New York auf der *Columbia University*. Lily war noch zu klein. Ich meldete dem *Agnes Scott College*, dass ein Notfall eingetreten sei, ich müsse zu Hause bleiben. Tatte fuhr nach Chicago und holte Little Helen heim.

Aber es war eine andere Little Helen, eine, die sich das Gesicht weiß puderte wie eine Geisha, die Lippen rot schminkte wie ein Zirkusclown, sich auffallend anzog, wasserfallartig redete. Was redete sie? Ich verstand es nicht. Als hätte sie viele wichtige Bücher gelesen, teilte sie eilig Weisheiten mit, die unbedingt bekanntgegeben werden mussten. Ich nickte dazu. Meine Miene zeigte Verständnis, während in mir etwas erschrak, Angst hatte, vibrierte.

Tante Rosie und Mama telefonierten jeden Tag zwei mal, drei Mal. Tante Rosie redete, redet, redete. Mama nickte, sagte ja, sagte ja, ja.

Helen höre nicht. Little Helen gehe aus mit wem sie wolle, wann sie wolle, ziehe sich wie sie wolle an, über Tante Rosies Proteste lache sie nur, komme spät nach Hause, komme gar nicht nach Hause, sage nicht, wo sie gewesen sei, mit wem ...

Mit Little Helen reden könne man nicht. Angst müsse man um sie haben.

Tatte fuhr hin. Jeden Abend nach Ladenschluss fuhr Tatte, müde wie er war, zu Little Helen hin. Mit ihm rede sie, erzählte Tatte. Sie erkläre ihm, dass es ihr gut gehe, sehr gut. Sie habe neue Freunde. Er solle sich keine Sorgen um sie machen. Jetzt habe sie viel verstanden, jetzt verstehe sie alles.

So wusste Tante Rosie keinen anderen Rat, als Little Helen in eine Klinik zu stecken ...

Auch dort besuchte Tatte sie oft, wie ich hörte. Ich hörte davon – erlebt habe ich es nicht, denn ich war nicht mehr lange da in Atlanta. Mitte des Sommers hatte mich die Nachricht von *Brandeis University* nahe Boston erreicht: geschafft! Zum Herbstsemester war ich aufgenommen worden.

GLOCKENRÖCKE UND LEOPARDENTASCHEN

An Tattes Hände kann ich mich genau erinnern, an seine Finger, kurz und stark, an die fleischigen Handrücken, an den ledernen Daumen. Sie konnten gut mit Fleisch umgehen, mit scharfen Messern, aber am liebsten hielt er in den Händen schöne Stoffe, gutes Tuch, und eine Nähnaedel.

45

Für mich nähte Tatte, seitdem ich ein ziemlich rundlicher Teenager geworden war, Glockenröcke, die kaschierten, schmeichelten. Zusammen gingen wir den Stoff aussuchen. Wenn es im Kaufhaus irgend möglich war, nahm er den Ballen ans Licht, prüfte das Gewebe, die Struktur. Zwischen Daumen und Zeigefinger rieb er den Stoff: *Doh*, sagte er zu mir, *fihlsti? Sehsti? Ne, ne: nischt git*. Bis er das Richtige, das Gute fand.

Als feststand, dass ich im Herbst zum Studium nach Boston fahren würde, wollte er mir Neues nähen. Es war eine schöne Stimmung. Erwartungsfroh: ich aufs Weggehen, Tatte aufs Nähen. Anthrazitgraue Gabardine kauften wir, weinrotes Wolltuch, schwarzen Samt. Drei neue Glockenröcke.

Abends nach Ladenschluss, sonntags vor dem Mittagessen, in jeder freien Stunde nahm er sich einen Stoff vor. Acht konisch

zulaufende Bahnen schnitt er zu, nähte sie vorläufig per Hand mit langen Stichen zusammen. Ich probierte an. Wunderbar schlank macht so en Glockenrock. Tatte glättete die provisorische naht über meine Hüfte, ob sie richtig sitzt, nicht buckelt, keine Falten wirft. Heute noch weiß ich den festen Druck seiner Hände, und sehe sein Gesicht, den prüfenden Blick, das feine Lächeln.

Einen neuen Wintermantel musste ich natürlich auch haben, überhaupt einen *Winter*-Mantel. Für den milden Winter im tiefen Süden hatte bislang etwas Leichtes gereicht. Aber im kalten Norden? Tatte sagte gleich, einen Wintermantel muß man bei *Frozhin's* kaufen.

Ich glaube, ich war in jener Zeit der Vorbereitungen fürs College, der Vorbereitungen für den ersten Schritt von Zuhause weg, permanent in einem Zustand überhöhter Aufregung. Als ich aber *Frozhin's* hörte, machte meine Herz einen richtigen Sprung.

Bei *Frozhin's* einzukaufen, das war ein erhebendes Gefühl. Einen Schritt in das kleine, gediegene Konfektionshaus hinein und schon gehörte man einer gehobenen Sorte Mensch an. Man trat ja in einen mit Teppichen ausgelegten Raum, wurde bereits an der Tür empfangen und gebeten, auf graden Sesseln von dunklem Holz und kupferfarbenem Glanzbezug Platz zu nehmen. Mr. *Frozhin* nahm Maß. Mrs. *Frozhin* erkundigte sich nach den Wünschen, schätzte den Stil ihrer Kunden ab, wohl auch die pekuniären Verhältnisse.

Alsdann führte ein Model vor: Mäntel, Kostüme, Hüte, ganze Ensemble. Mr. *Frozhin* diskutierte mit Tatte über jedes Stück, während Mama sich am liebsten den Preiszettel heimlich angesehen hätte. Und ich? Ich sank ins weiche Polster des harten Stuhls hinein und dachte nur: an dem mageren Model da sieht alles gut aus. Wie ich darin aussehen werde, ist aber eine andere Frage.

Einen dreiviertel langen Swinger führte die Schlanke vor, aus schwerer schwarzer Cashmerewolle, der Kragen und die übergroßen, aufgesetzten Taschen aus Leopardfell. Hin und her schwang sie sich. Der Mantel legte sich wunderbar in immer neuen Wellen um ihre schmalen Hüften. Tante war beeindruckt. Er befragte den Stoff, die Nähte, das glänzende schwere Seidenfutter. Mr. Frozhin pries die Arbeit, die Stoffe, das Design.

Dann durfte ich den Mantel anprobieren. Ein großes Samtbéret setzte Mrs. Frozhin mir auf. Sie schaute mich prüfend an, zog es keck schräg über die rechte Augenbraue und war zufrieden. Vor Mama und Tante bewegte ich mich hin und her, nicht ganz so schwungvoll wie das Model. Tante hatte Tränen in den Augen. Das habe ich gesehen. Ich sah mich verwundert im Spiegel an. Verwundert das ich das bin. Einen Moment lang.

Aber der Mantel war zu teuer. Fünfhundert Dollar, damals ein Vermögen und weit über die Summe hinaus, die Tante sich hätte leisten können. Er kaufte mir als Trost eine schöne Tweetjacke, versprach, mir dazu einen passenden Rock zu schneiden, meinte, wir würden woanders einen ebenso schönen Wintermantel finden können. Wir suchten weiter. Ermüdend viele Warenhäuser. Ernüchternd uninteressierte Verkäuferinnen. Durchschnittsware. Tante sagte nichts. Er stand zwischen den Kaufhausständen voller Wintermäntel wie ein trauriger Pantomime.

Dann trage ich eben meinen blauen Mantel, sagte ich: den mit den aufgesetzten Taschen und den goldenen Knöpfen.

Der ist nicht warm genug, sagte Mama: Du fährst nach Boston. Du fährst in den Norden. Da ist es kalt.

Dann trage ich darunter meinetwegen Pullover, Pullunder, Hemden, Schals – der blaue Mantel ist schön.

Dabei blieb ich. Bockig. *A Ackschen*, halt, wie Mama immer sagte.

Es war der Tag vor meiner Abfahrt. Ein unwirklicher Tag. Ich konnte kaum glauben, dass ich jetzt meinen Koffer packen und wegfahren werde. Morgen. Morgen werde ich mit dem Zug nach Boston fahren, werde im Internat wohnen, studieren, weit weg von hier, oben im Norden, wo mich niemand kennt. Ich muss von Anfang an Eindruck machen, eine sein, die man nicht übersieht, sagte ich mir. Allein werde ich sein. Auf mich gestellt. Endlich.

Ich gehe hoch, um zu packen, und sehe auf meinem Bett – weit ausgebreitet wie ein Fächer – den schwarzen Swinger mit Leopardentaschen, Leopardentkragen – und auf meinem Kissen: das Samtbéret.

Ich weiß noch, dass ich mich zurückgehalten habe. Tante konnte es nicht ausstehn, wenn man in den Laden stürmte und ihm etwa vor allen Kunden um den Hals fiel.

Am nächsten Tag, als er mich zum *Terminal Station* brachte, sagte ich: Ich werde meinen Weg gut machen, ich werde dich nicht enttäuschen. Ob ich das Versprechen gehalten habe?

EIN JÜDISCHE HOCHSCHULE

Ludwig Lewisohn¹⁰, Autor geachteter Romane, gefürchteter Kritiker, Geisteswissenschaftler von Rang: Er würde mein Professor sein. Beeindruckt, voller Erwartung war ich. Es war mein erster Tag an der *Brandeis University*, ein sonniger, blauer Tag, an dem ich in der Annahme, dass ein sonniger, blauer Tag, wie in Atlanta, auch ein warmer Tag sei, mich zu dünn, zu leicht angezogen hatte. Ich fröstelte, als ich in den Vorlesungssaal kam.

Ein sehr kleiner Mann, der eine ziemlich lange Nase hatte und sichtlich ein Korsett trug, stand vorne auf dem erhöhten Podest. Er näselte, lief, während er redete, mit kurzen, hopsartigen Schritten auf und ab, gestikulierte unbändig mit seinen weit ausgebreiteten, sehr kurzen Armen, so dass ich Angst hatte, dass die Lesebrille, die er prekär an einem Bügel mit zwei Fingern hielt, gleich herunterfallen und zerschellen würde.

Im einer tiefen, nasalen Stimme trug der Professor Provokatives vor: Es gäbe keinen für die Menschheit entscheidenden Gedanken, der nicht ursprünglich in den heiligen Schriften der Gelehrten des jüdischen Volkes bereits vorgedacht worden wäre. Das behauptete er. Er wiederholte es, machte eine dramatisch überlange Kunstpause. Ob wir denn glauben, dass diese seine Behauptung nicht zutreffe, fragte er rhetorisch mit blitzend scharfem Blick, nur um, ohne etwa auf eine Antwort zu warten, fortzufahren: Also,

¹⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_Lewisohn (Lander schreibt fälschlich "Lewissohn".)

wenn, dann stünde es uns frei, ihn eines Besseren zu belehren. Er fordere uns auf, ihm eine einzige philosophische Erkenntnis zu bringen, die NICHT ursprünglich aus jenen hebräischen Schriften stamme: irgend eine Lebensweisheit, irgend ein Leitsatz. Er würde uns die Quelle in der *Torah*, im *Mischnah* und *G'morraah* zeigen. Nein, es gäbe keinen für die Menschheit wegweisenden Gedanken, für den der Vor-Gedanke, gewissermaßen der Ansatzpunkt, nicht bereits in den heiligen Schriften der hebräischen Gelehrten vorzufinden sei.

Typisch jüdischer Hochmut, dachte ich, widerlich. Und das am ersten Vorlesungstag. Aber die Herausforderung ließ mich nicht los. Am gleichen Nachmittag ging ich in die Bibliothek.

Niemand forderte Studenten heraus wie Lewisohn. Kein anderer Professor ging wie er abends mit in die Studentenkneipe. Pizza und Chianti. Aber nicht wie hier und heute. In Amerika serviert man eine Riesenpizza für alle. Bereits vorgeschnitten wie eine Torte. Da nimmt sich jeder mit der Hand ein Segment, faltet es zusammen und beißt schmatzend ab. *Piitza* sagten wir Amis derzeit, *Schai-Änti* hieß der Wein (also: scheue Tante). Wir wußten es halt nicht besser.¹¹

Ludwig Lewisohn saß mit am Tisch, aß mit den Fingern wie wir alle, trank, redete, lachte, kletterte, etwas angetütert, auf den Stuhl und trug aus dem *Armen Heinrich* vor: *Das Leben ist zerbrechliches Gerät, sagt der Koran, und siehe, es ist wahr.*¹² Fast wäre er vom Stuhl gestürzt. Wir griffen ihm unter die Arme und halfen hm herunter.

¹¹ <https://youtu.be/KfluSxq-M-M>

¹² Die Stelle stammt aus Gerhart Hauptmanns Versdrama DER ARME HEINRICH (1942), also nicht aus Hartmann von Aues gleichnamiger Verserzählung (um 1190).

Ganze Nachmittage verbrachte ich in der Bibliothek, Chaucer, Shakespeare bis hin zu Shelley, Keats, G. B. Shaw. Es musste doch einen weisen Spruch geben, den Lewisohn nicht – in seiner triumphierenden Art – als ursprünglich auf jüdischem Mist gewachsen präsentieren konnte. Und ich war nicht die einzige. Um mich herum saßen auch meine Kommilitonen über den Büchern. Wetteifernde junge Intellektuelle, die ebensowenig wie ich merkten, dass wir genau den intellektuellen Hochmut bedienten, den wir verabscheuten.

Wir fanden natürlich nichts, was Lewisohn hätte überzeugen können, selbst wenn er ziemlich Weit-Hergeholtes hervorkramen musste, um uns zu widerlegen. Aber das war es nicht. Es wurde sehr bald sekundär und langsam gar nicht wichtig, wer recht behielt. Die Bibliothek war wichtig, Die Bücher, zwischen Wänden voller Bücherregale zu stehen und langsam zu begreifen, was Forschen bedeutet. Die Gruppe war wichtig. Dazu gehören, in Konkurrenz zueinander. Im intellektuellen Wettbewerb.

Heut kann ich darüber schmunzeln, welch – vermeintlich hochgeistigen – Schmonzes wir in der Überzeugung trieben, zu einer Elite zu gehören, die geradezu prädestiniert ist, DIE führende Rolle in der Gesellschaft zu übernehmen.

Ich wohnte ja auch in einem Schloss.

Ja, mein Internatszimmer lag in einem Schloss, dem ehrwürdigen Windsor Castle der britischen Royals bis ins Detail nachgebaut, wenn auch nur ein Viertel so groß. U.S. Marke Nachahmungs-Gotik, im Grunde skurril, dennoch vermittelte, darin zu wohnen, ein Gefühl der Exklusivität. Wir Mädchen, immer zu zweit in einem Zimmer, das keinem anderen glich, genossen es.

Meine Zimmergenossin hatte extra eine *Charme School* gesucht, um sich für das nun beginnende, akademische Gesellschaftsleben ein letzten Schliff zu geben. *Charme* wie Anmut, Grazie, vor allem aber: Leichtigkeit. Das hieß: Diät halten nach den Richtlinien ihrer mitgebrachten Lehrbücher. Wir stiegen gemeinsam in eine Kalorienzählerei ein, die sowohl lästig als auch erfolgreich war, und die ich nie mehr habe abschütteln können. Bis zum heutigen Tag plagt mich der ständige Kampf zwischen der Freude an gutem Essen und dem Abscheu vor überflüssigen Pfunden.

Um unsere Diät einhalten zu können, nahmen wir es auf uns, in der Universitätskantine zu kellnern. So verdienten wir ein wenig Extra-Geld und konnten in der Küche ausschließlich Salate essen, ohne Öl im Vinaigrette, plus mal ein Stück Obst. Das Kellnern war viel Rennerei, also Gymnastik, und nebenbei hatten wir mehr Kontaktmöglichkeiten zu Kommilitonen.

Ich nahm rapide ab, kaufte mir Röhrenjeans und enge Pullis. Tante staunte nicht schlecht, als ich in den Weihnachtsferien wieder zu Hause war.

Von den Protestmärschen erzählte ich ihm, von den Demonstrationen, von der politisch engagierten Studentengruppe, der ich mich angeschlossen hatte. Es war die McCarthy-Zeit. Ein antikommunistischer Wahn hatte die USA im Griff, angeführt von einem Eiferer, den man gewähren ließ. Linke Denker und Führer wurden verhaftet, verhört, öffentlich diffamiert. Sie verloren ihre Stellung, ihren Ruf, sogar Ehepartner und Familie. (Kaum zu glauben, dass in dieser Zeit in den Vereinigten Staaten von Amerika Bücher verbrannt wurden, die Bücher eines jüdischen Psychoanalytikers: Wilhelm Reich.)¹³

¹³ https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Reich#Repression_in_der_McCarthy-%C3%84ra,_Tod

Gegen McCarthy und seine Politik gingen wir mit Fahnen und Transparenten auf die Straße. Meine ersten Demos. Auf den Bürgersteigen standen die Leute herum und sahen uns apathisch zu, so als ginge es sie gar nicht an, was in ihrem Land passiert. Es machte mich wütend. Ich schrie mich heiser, lief mir die Füße wund. Am Abend, in meinem Bett, heulte ich, die Arme und Beine schmerzend und kaputt.

Tatte, schon immer in seinem Herzen ein Linker, hörte mir erschrocken zu. Ich weiß noch, dass sein Atem stockte, bevor er sprechen konnte, dass er die Augen zusammenkniff, um sich zu sammeln. Ich müsse aufpassen, meinte er, ich müsse gut Acht geben, dass ich nicht in die Fänge der Fahnder gerate, denn sie würden, wenn wir so weitermachten, uns sehr bald heimsuchen. Und er hatte recht.

Kaum waren die Ferien zu Ende, schon erschienen die beamteten Vertreter der Staatsgewalt in der Universität. Plötzlich hieß es, der Unterricht finde nicht statt. Es gäbe stattdessen Einzelverhöre. Wir fragten: Warum? Wir fragten: Mit welchem Recht setzt sich in einem demokratischen Land die Polizeigewalt über die Rechte der Bürger hinweg? Das Recht zu lernen, zu arbeiten, ihr normales Leben ungehindert weiter zu führen? Ist, fragten wir öffentliches, politisches Engagement ein Vergehen? In den Vereinigten Staaten von Amerika?

Was heißt hier *a free country*, fragten wir uns. Was heißt *freedom of speech*?

Aussichtslos. Antworten gibt es nicht. Stumpfe Gesichter. *We're just doing our job*, stand in den glanzlosen Augen der Beamten geschrieben, die uns verhörten. Wieder diese Apathie, dieses Desinteresse, ja, die eigentliche Gleichgültigkeit. Das war es, was uns

in Rage brachte. Wenn man sich aber nicht beherrschen konnte, kam man für ein paar Tage oder auch Wochen ins Gefängnis.

Ich nicht. Ich ließ es nicht so weit kommen. Wann Widerstand sowohl sinnlos als auch selbstschädigend ist, hatte ich bei meiner Arbeit für die NAACP gelernt. Aber Demokratie? Welch trauriger Witz.

Ein Sonntagnachmittag. Meine Zimmergenossin will unbedingt zu dem Tanztee gehen, den die Brandeis University jeden zweiten Sonntag veranstaltet. Studenten der nahegelegenen Universitäten sind eingeladen: *Harvard, M.I.T., Boston University* ... Sie hofft, der junge Mann, der letztes Mal mit ihr getanzt hat, wird wieder da sein.

Ich hatte beim letzten Tanztee nur plattgetretene Zehen geerntet und wollte eigentlich nicht mehr hin, sah aber ein, dass sie nicht gut alleine gehen konnte.

Gegen Ende der Veranstaltung – der Saal hatte sich weitgehend geleert – stand ich müde, gelangweilt und des Ganzen überdrüssig am Rande, eigentlich sauer, daß meine Zimmergenossin so lange noch kein Ende fand. Da kam ein ungewöhnlich gekleideter Mann auf mich zu. Er trug einen Anzug! Eine rote Fliege mit weißen Punkten. Außerdem sprach er mit einem, für mich nicht identifizierbaren Akzent. Nicht ganz wie Charles Boyer, aber immerhin.

Schade, sagte er, dass er mich so spät erst entdeckte, sein Bus nach Barvard fahre gleich ab er müsse gehen, ob ich ihm meine Telefonnummer verraten würde, er wolle mich gerne anrufen.

Auf diesen Anruf brauche ich gar nicht zu warten, dachte ich, denn ich sah, wie er die Meine ganz am Ende einer bereits sehr langen Liste von Telefonnummern eintrug.

Aber er rief an: Joachim Seyppel, mein zukünftiger Ehemann.

Ich könnte jetzt einige Anekdoten aus meinem Brandeis Schatz zum Besten geben. Etwa, dass der große linke Philosoph und Theoretiker Max Lerner¹⁴ uns ihn bewundernden Gacker-Studenten aus einer Laune heraus auf eine Spritztour nach dem Staate Maine mitnahm, um am Hafen um Mitternacht Hummer zu essen. Dass es ausgerechnet in dieser Nacht eine Bettkontrolle gab – 22 Uhr war Sperrstunde – so dass ich mit Hausarrest bestraft wurde. Und dass der illustre Max Lerner beim Verhör nicht zu uns stand: nein, er habe uns keineswegs aufgefordert, wäre alles unsere freie Entscheidung gewesen.

Oder dass ich bei einem Tanzkontest mit meinem Partner den ersten Preis im Rumba gewann.

Dass ich eine Mitverfasserin der Satire "Egglet, Prince of Henmark" gewesen bin, einer der größten Erfolg des Jahres auf studentischen Bühnen.

Oder, dass es eine blinde Kommilitonin gab mit der schönsten Sopranstimme, die ich in meinem Leben je gehört habe. Ich kann keine Stimme halten, aber ich trat in den Chor ein, nur um sie singen zu hören. Wir jüdische Studierende zogen Weihnachten um die Häuser und sangen unter blinkenden Sternen christliche Weihnachtslieder in der klirrend kalten Nacht. Geört zu meinen schönsten Erinnerungen.

Ach so, und ein Professor namens Berkowitz rief mich zu sich, um zu bitten, dass ich mich nicht mehr in die erste Reihe, sondern weiter nach hinten setze: Ich würde mir nämlich niemals Notizen

¹⁴ Max Lerner (1902-1992) war ein liberaler Journalist und Kolumnist, Hochschullehrer und Autor etlicher politologisch orientierter Bücher zur US-Geschichte und Gesellschaft.

machen, sondern ihn immerzu sehr intensiven Blickes anschauen.
Das bringe ihn aus dem Konzept.

Das lief aber alles am Rande. Der Rest des Collegejahres war
eigentlich nur Joachim Seyppel.

DER ERNST DES LEBENS

Wie war das für mich, als er anrief, mit seinem ausländischen Akzent, der so ganz anders war, als der meiner eingewanderten Familie? Als er mich abholte in seinem steifen, kratzigen Anzug mit den zu kurzen Ärmeln? Als er mir gegenüber saß am Tisch in diesem winzigen, dunklen italienischen Restaurant, in das ich niemals hineingegangen wäre, und mir sagte, er komme aus Deutschland? War ich aufgeregt? Ja. Erschrocken? Ja, aber – in einer Art erschrocken, die Reiz hatte, den Reiz von Wagnis.

Den Reiz auch, den man mit siebzehn, achtzehn Jahren spürt, Grenzen zu sprengen, Erwartungen zu enttäuschen, anders zu sein. Ich war achtzehn, ein konventionell erzogenes, übertrieben gehätscheltes jüdisches Kind. Er war neunundzwanzig und Soldat gewesen in Hitlers Wehrmacht, der Wehrmacht mit dem Auftrag, mein Volk zu vernichten.

Und jetzt? wollte ich wissen: Wie kannst du denn hier sein? Warum sitzt du nicht kriegsgefangen in irgendeinem Lager?

Gefangener sei er unter Hitler gewesen. So gut er konnte, hätte er sich verweigert. Wie viele. Und gehöre nun einer Gruppe junger Deutscher an, die von der Besatzungsmacht Stipendien für ein Studienjahr in Amerika bekommen hatten.

Schon eine erlesene Gruppe, wie ich viel später erkannte: Hildegard Hamm-Brücher, die große FDP-Politikerin, gehörte dazu, ebenso wie der spätere Bürgermeister von Berlin und deutsche Botschafter

in Israel Klaus Schütz, und der langjährige RIAS-Intendant Herbert Kundler, der das Buch zu "Wir Kellerkinder" schrieb.¹⁵ Sie alle lernte ich in Boston 1948-'49 bei kleinen Abendtreffen kennen, scheinbar unbeschwert und heiter, ihres Glückes durchaus bewusst, noch am Leben und so privilegiert zu sein.

Nur ich hatte keine Ahnung von diesem Glück: der Krieg – für mich nicht vorstellbar. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich in eine ernsthaftere, erwachsenere Welt versetzt. Sie wiederum schätzten es, dass eine Jüdin ganz einfach mit ihnen lacht und scherzt und tanzt, so kurz nach dem Holocaust. Mir fiel die gewisse Nüchternheit auf, die immer da war, auch wenn sie noch so ausgelassen feierten, eine Trauer im Hintergrund, ein Schatten auf der Seele. Geschändete Kinder.

Die Amis machten aus Joachim: "Dscho-akim" und kürzten das sofort zu Joe. Als Joe wollte Joachim sich nicht unbedingt abgekürzt wissen. Also nannte er sich Kim.

Ich musste lachen, als er mir erzählte, zu welchem Zweck die Gruppe Stipendien bekommen hatte, nämlich zur Umerziehung, und zwar vom deutschen Rassismus zur amerikanischen – ja, was? Rassengleichheit?

Ich sagte, ich lade ihn mal zu mir nach Hause nach Atlanta, Georgia ein. Nur damit er so mal die Praxis kennenlernt. (Wir schrieben das Jahr 1949. Aber – zur Aktualisierung – im TIME Magazine der ersten Woche von 2010 steht folgender Kurzbericht:

According to a January report from UCLA's [University of California] Civil Rights Project, African-American and Latino schoolchildren are more segregated than they have been since the time of Martin Luther King Jr.'s death, in 1968. In the 2006/07 school year, nearly

¹⁵ Gemeint ist das Drehbuch zu einem gleichnamigen Film von und mit Wolfgang Neuss (1960).

40 % attended schools – many of them subpar ‘dropout factories’ [unterdurchschnittliche “Aussteigerfabriken”] – where students of color made up 90% to 100% of the student body.)

Muss ich das übersetzen? Ich glaube nicht.

Kim war anders. Er war nicht jüdisch, aber er kam, wie Mama und Tante, aus Europa, hatte Kriegserfahrungen wie sie, wie sie Entbehrungen erlitten. Er konnte die Landschaft beschreiben, die ich aus ihren Erinnerungserzählungen kannte, die ländlichen Dörfer und gewachsenen Städtchen, die es in Amerika nicht geben kann. Darüber hinaus aber die Großstädte, Paris, Berlin ... Und die Kultur, die nicht die Welt meiner Eltern war, eine Welt außerhalb ihrer Reichweite, wie sie meinten, eine Welt, die sie aber hochschätzten und sich für ihre Kinder wünschten.

Keine romantische Affäre, “verliebt über beide Ohren” oder so was. Was zählte, war seine Lebenserfahrung, seine Gedankenwelt: ferne Horizonte für mich. Gespräche. Lange Gespräche in seinem möblierten Zimmer unterm Dach von einem ziemlich heruntergekommenen *Boarding House* nahe der Harvard University in Boston.

Hin und wieder habe ich dort auf Kims Elektroplatte ein Essen für zwei gekocht. Weil halt alles anders war, kam ich auf die Idee, Schweinskotelett zu braten. Noch nie gegessen, Schweinskotelett. *Breakfast Bacon* schon mal im Frühstückslokal. Zu Hause natürlich nicht. Und *spareribs* (vom Stand eines lustigen Schwarzen namens Luther) habe ich heimlich als Kind auf der Hintertreppe unseres Hauses genossen. Das war aber alles an Schwein gewesen.

Es ist schon bemerkenswert, wie stark Kindheitsprägungen sind. Ich kriegte das Schweinefleisch kaum runter. Obwohl Kim mich für meine Bratkünste lobte. Mir war das Fleisch so befremdlich süßlich,

so überweich ... Ekelhaft. Lange, lange habe ich gebraucht, bevor ich Schwein essen konnte.

Auch heute – wo ich doch Kilo schwere Stücke Schweinebauch in selbstgewürzte Salzlake einlege und sieben Tage lang jeden Morgen umdrehe, damit ich hausgemachtes *breakfast bacon* habe – bin ich mir bei jedem Bissen bewußt: Das ist *chaser*, was Du jetzt isst. Eine kleine Überwindung. Eine kleine Rebellion.

Seiner ganzen Erfahrung zum Trotz: Es hat doch nicht gestimmt, dass "ein Mann" keine Schutzmaßnahmen braucht, wie Kim glaubte. Ich wurde schwanger.

Als ich mir endlich dessen gewiss war, war das Semester zu Ende, ich zu Hause in Atlanta und Kim weit, weit weg als Sommerstudent in Kalifornien. Ich sprach mit Bobby. Bobby, mein Freund, bevor ich nach Brandeis ging, mein zweiter "Freund" überhaupt. Ein Kopf kleiner als ich, intensiv, großzügig. Bobby werkelte gerne, entwarf, entwickelte, realisierte Eigenes: eine kupferne Brosche in der Form eines springenden Lachses oder einen runden Messing-Anhänger mit dem chrstlichen Vaterunser in winzig kleiner Schrift. Er fühle sich für mich verantwortlich. Es sei ihm egal, wer der Vater unseres Kindes sei.

Das tat mir zwar gut, war aber nicht das, was ich mir für mein Leben wünschte. Kinder? Selbstverständlich. Eine Familie. Ja. Aber schon mit dem Vater meines Kindes. Also rief ich Kim in Kalifornien an. Ich kann mich an den langen, langen Bruchteil einer Sekunde des Wartens auf seine Reaktion gut erinnern. Dann der Ausbruch: *Jeannette, we'll get married! You'll come home to Berlin with me.*

Plötzlich, ganz plötzlich, öffnete sich mir eine ganz neue Welt: Mann, Kind, Europa ...

Zwei Jahrzehnte später, als unsere Ehe fast am Ende war, hat mir Joachim gestanden, dass er bereits bei dem Telefonat sich vorgestellt hat, wie er unter seinen Freunden gefeiert werden würde. Was? Er hätte eine Amerikanerin geheiratet? Eine Jüdin? Und sie käme zurück mit ihm? Nach Deutschland? Deutsche Mädchen verließen zu der Zeit das kriegszerstörte, gedemütigte Land in Scharen als "Amiliebchen". Er aber hätte das Kunststück fertig gebracht, eine jüdische Amerikanerin als seine Braut nach Berlin zu holen.

Soll ich diese Eitelkeit tadeln? Ich war doch selbst nicht frei von dem Gedanken, mit dieser Liaison etwas ganz besonderes, einmaliges, mutiges, ja, unerhörtes zu tun. Dafür eine kopfschüttelnde Aufmerksamkeit zu ernten, das reizte mich.

Ängste? Zweifel? Immer noch werde ich danach gefragt. Aber das gehört nicht zu mir. Das gehört nicht zu meinem Naturell. Ich habe Vertrauen zu mir. Ich habe auch nicht das Gefühl, dass mir etwas Schlimmes passieren kann, etwas womit ich nicht fertig werde.

Grübeln, Zögern, das gehört nicht zu mir. Ich habe keine Zeit. Ich will etwas machen.

Zu machen gab es mehr als genug, und die drängenden Fragen, auf die ich eine Antwort finden musste, waren alle pragmatischer Natur: Was sage ich meinen Eltern? Dass ich schwanger bin? Nein. Dass Joachim nicht jüdisch ist? Nein!

Nein, denn ich wollte alles. Ich wollte eine Hochzeit. In Weiß. Eine jüdische Hochzeit. Ich wollte unter einer *Chippah* stehen und nach altem Brauch getraut werden. Joachim sollte mit einem einzigen, kräftigen Tritt das Glas unter seinen Füßen zertreten. Meine alten Freunde sollte Trauzeugen sein, meine Freundinnen Brautjungfern.

Tatte und Mama sollten ihre Freunde, ihre Geschwister und deren Kinder einladen. Für mein Empfinden war ich kein "gefallenes Mädchen". Für mein Gefühl war ich nicht weniger die Jüdin, die ich war, auch wenn ich einen *Goi* heirate. Was konnte ich dafür, dass Menschen anderen Menschen unsinnige Grenzen setzen? Dann sollten sie eben getäuscht werden, belogen. Ich wollte auf meiner Hochzeit *Horah* tanzen. Das ließ ich mir nicht nehmen. Und dann ab nach Europa! Weg!

Also sagte ich Mama und Tatte, dass ich heiraten werde, einen deutschen Mann heiraten, und dass ich wegziehen werde, weit weg nach Europa, ja: auf den Kontinent, wo sie geboren wurden und ihre Kindheit erlebt hatten. Ich würde mit meinem Mann nach Deutschland ziehen, nach Berlin. Ich sagte ihnen das zwar schonend, aber bestimmt. Dass ich das, was ich sage, auch tue, nichts anderes kannten sie von mir.

DIE UNWAHRHEIT

Ich log meinen Eltern vor, dass mein zukünftiger Mann ein Überlebender sei, ein Jude, der versteckt überlebt hätte.

Tatte wurde krank. Tatte. Ich konnte mich nicht erinnern, dass er jemals einen einzigen Tag im Laden gefehlt hatte. Tatte lag blass, appetitlos, mit eingefallenen Wangen zwei Tage im Bett. Dann stand er auf. *Er soll aherkimmen zi ins. Sog ihm, er soll aherfliegen*, sagte Tatte. Er bezahle den Flug von San Diego nach Atlanta. Er wolle ihn kennenlernen, den deutschen Juden.

63

Du hast mir doch gesagt, dass du Schauspiel-Unterricht genommen hast, dass du Schauspieler werden wolltest, sagte ich Kim am Telefon: Jetzt kannst du die Rolle deines Lebens spielen. Du musst sagen, dass du Jude bist. Du musst erfinden, warum du noch am Leben bist.

Spieler, der er im Grunde seines Herzens ist, ging Joachim Seyppel darauf ein. Er kam nach Atlanta. Hellblond. Mit wasserblauen Augen. *This is Kim*, stellte ich ihn Mama und Tatte vor.

Eine bange Nacht. Über zwei Zimmer hinweg hörte ich Tatte und Kim miteinander reden. Heiß war es. Kein Luftzug. Kein Vogelgezwitscher. Gewitterwolken hingen erstickend tief am Himmel, brachen nicht auf, erlösten uns nicht. Erst gegen Morgen schlief ich ein.

Als ich aufwachte, war alles still im Haus. Ich strich durch die Räume. Auf der Couch schlief Kim so tief, dass er mich nicht hörte. Mama war nirgends zu sehen. Ich zog mich hastig an, lief hinunter in den Laden und nach hinten zum Fleischerblock, wo Tatte vor einem Schweinsrücken stand, mit seinem scharfen Fleischmesser Koteletts präzise abteilte, jeweils mit einem einzigen Schlag seines Fleischerbeils abtrennte, um sie liebevoll, leicht überlappend, auf einem Tablett zu arrangieren, eine Tätigkeit, bei der ich ihm sonst so gerne zuschaute. Heute morgen nervte sie mich.

Tatte tat so, als sei ich nicht da. Aber um seine Lippen deutete sich ein leichtes, etwas schiefes Lächeln an. *A winderfille Bocher*, sagte Tatte dann leise: *Far vos hosti mir nicht gesugt, was fara winderfille Mann dos iz? Er iz klig. Er hot asach Kultur, asach Seechel. Er will dich mitnehmen in die Konzert, in die Tanzballet, in die Theater. Di sollst wären a Weltmensch. Dos hosti schoin allemol gewollt. Un zi Museen, vos zey zennen älter un groisser wie die in New York.*

Ich konnte es kaum glauben: Mit einem einzigen nächtlichen Gespräch hatte Kim Tatte von sich überzeugt. Und davon, dass ich an seiner Hand in Europa die Welt der schönen Künste kennen lernen, ja genießen würde, wie ich es immer schon gewollt hatte. Sicherlich dachte Tatte daran, wie ich ein Jahr zuvor mein ganzes Angespertes für Ballettkarten ausgegeben hatte, um ihn und Mama in die eine Tanz-Aufführung pro Jahr zu locken, die die Metropolitan Opera in Atlanta gab. Sie kamen nicht mit. Ich musste zwei Karten zurückgeben und allein hingehen.

Auf einmal hörte Tatte mit den Koteletts auf, rieb die Hände an der Schürze ab, die immer speckig war, ließ die Schultern herabsinken wie nur an geschäftsarmen Tagen, wenn er dachte, er würde nicht genug verdienen, um die Rechnungen zu bezahlen. *Azoy weit aweg*, sagte Tatte: *Di werst aweggehn azoy weit, ka Daitschland, wie*

es iz alles von die Bomben weggebombt. Ich müsse alles mitnehmen, was ich brauche, meinte Tatte, denn in Deutschland gebe es nichts mehr zu kaufen. In Deutschland sei alles von Bomben zerstört.

Tatte ließ eine große Reise-Holztruhe zimmern. Ich tauchte in Hochzeitsvorbereitungen ein, kaufte heimlich auch ein Umstandskostüm, Pepita, mit schwarzem Samtkragen.

Ich stand auf der Bühne. Ich spielte in einem Stück "A comedy of errors": eine Verwandlungskomödie. Mit ernstem Hintergrund und vielfältigen Berührungspunkten. Indem ich vortäuschte, eine zu sein, die ich nicht bin: jungfräuliche Braut, glaubenstreue Jüdin, vertrauenswürdige Tochter. Ich entwickelte einen geschärften Blick, ein schwer zu trügendes Gehör für die Falschheiten anderer. Fast wie Hester Prynne in Hawthornes *Scarlet Letter* begann ich die Verlogenheiten der Verwandten, der Freunde zu erkennen, hinter ihren Masken ihre Wahrheiten zu ahnen.

Ich hörte zum ersten Mal, wie oft das Wort *Goi*, abfällig für Nicht-Jude, in normalen Unterhaltungen unter Juden fiel, fuhr jedes Mal zusammen und wechselte Blicke mit Kim, dem *Goi* aus dem Juden-hassenden Deutschland, der gerade unerkannterweise Jude spielte.

Es waren kurze Wochen der Maskerade, die darin gipfelten, dass der Rabbiner (der mein Schwager ist und nichts von meiner Unwahrheit ahnte) uns nach strengem jüdischem Ritus traute, ja, Kim abnahm, dass er die – auswendig gelernten – hebräischen Formeln wirklich ablas. Er durfte als Rabbiner natürlich keine Mischehe wissentlich trauen, Aber unwissentlich, sagte ich mir, unwissentlich könne er nichts dafür.

Es waren kurze, intensive Wochen: Lektionen fürs Leben. Wie falsch ich sein konnte, wie selbstgerecht. Wie leicht es ist, sich einzubilden, dass der Zweck die Mittel heiligt. Wie tief die Vorurteile sitzen, unerkannt, ja, ungeahnt, mit denen wir aufwachsen, die wir fraglos übernehmen.

Als Kim vor meiner Familie, vor all meinen Freunden, den Glasbecher, den der Rabbiner ihm vor die Füße legte, mit einem einzigen Tritt zersplitterte, war ich seine Frau.

Im neuen Leben "wollte" ich nie wieder die Unwahrheit sagen.

MIT DER VEENDAM NACH ROTTERDAM

Ich verlasse Tante, Mama, meine Schwestern.

Ich verlasse Atlanta, meine Kindheit.

Ich verlasse Amerika, verlasse mein Land.

Ich fahre übers Meer, übers Meer –

Ich trage das Pepita Kostüm mit dem erweiterbaren Rock, speise im schwankenden Speisesaal des holländischen Passagierdampfers "Veendam". Sieben Gänge hat das Dinner am Abend. Zwölf Tage dauert die Fahrt. Auf Deck liege ich zugedeckt. Sie bringen mir Kekse und Tee.

Ich denke nicht, ich werde gefahren, gebracht. Weggefahren. Hingebracht. Und in mir ist Leben. Unbekannt. Alles ist unbekannt.

Was soll, fragt der Schiffsoffizier, mit der sehr großen, sehr schweren Holzkiste geschehen, wenn wir ankommen in Rotterdam?

Wo soll sie hin?

Nach Berlin, sage ich.

Aber wie, fragt er wieder: Über Land sei sehr lang, unsicher. Menschen in Holland. Alles verloren. Der Krieg. Eine so große Kiste? Ausgerechnet nach Deutschland? Ob sie ankommen wird? Er verdreht seine klarblauen Augen nach oben, dem Himmel zu. Ich rate zu Luftfracht, sagt er: zwar sehr teuer ...

Es ist der 3. Oktober 1950, der Tag der Ankunft, der letzte Tag der Fahrt. Ich muss wieder überlegen, entscheiden, auf Land steigen, in das Leben eintreten, das neue. Ich lasse die Kiste teuer per Luftfracht schicken. Der Offizier lächelt. Er flüstert mir ins Ohr: *Don't speak German in Holland*, sagt er: *Speak English*.

Das, denke ich: das hätte ich sowieso. Seine Worte bleiben mir aber im Sinn, als ich, unsicheren Schrittes nach der langen Schiffsfahrt, je ein Köfferchen rechts und links, die Handtasche über der Schulter, das Haar von der Reise zerzaust, allein über kaputte Asphaltwege stolpere, zwischen ausgebombten Hafen-Lagerhäusern, die zerborstenen Fenster blind in der Herbstsonne. Schutthaufen. Ruinen. Zusammengenagelte Bretterbarrieren übern Weg. Fremdsprachige Schilder. Einzelne Menschen, so sehr mit sich allein, als hielten sie Selbstgespräche. Unsehend eilen sie an mir vorüber. *Don't speak German in Holland*, denke ich

Mein Flug geht erst morgen. Ich muss ein Hotel suchen für die Nacht. Aber wo? Hier ist nichts. Keine Gehwege. Keine Straße, die erkennbar weitergehen würde. Kein Haus, das ganz ist.¹⁶

Es wird dunkel. Mir ist bange. Dann sehe ich in leuchtenden Neon Lettern weiter weg ein Schild: *"HOTEL ATLANTA"*.

¹⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Bombardierung_von_Rotterdam_1940

BERLIN 1950

Ich steige aus dem kleinen Flugzeug aus und stehe in einem Feld. Weit und gebäudelos. Stehe da. Das Gefühl, dass alles vielleicht ein Fehler war, ein Fehler ist, dass ich mich zu weit hervorgewagt habe, dass ich allein bin und im Niemandsland.

In der Ferne sehe ich eine Baracke. Aufschrift: GATOW. Die Menschen, die mit mir ausgestiegen sind, eilen von mir weg auf die Baracke zu. Ich kann aber nicht mitgehen. Ich muss warten. Sonst findet er mich nicht, denke ich. Was mache ich dann? Was mache ich, wenn er nicht kommt?

Aber er kommt. Mein Mann. Übers kahle Feld auf mich zu. Ohne Hast. Ohne zu winken. Aber er kommt.

Wir fahren Taxi über zerstörte Straßen. Ein Trümmerhaus nach dem anderen taucht in meinem Fensterrahmen auf und weg und auf. Endlos, die Reihe. Staub bedeckt alles: die zerschossenen Fassaden, den kaputten Asphalt, die blassfarbene Kleidung und die fahlen Gesichter der Menschen.

Ich gehör hier nicht hin, denke ich. Hier ist kein Lächeln mehr. Niemand kann mehr lachen in diesem Land. Ist das die Strafe? Ich habe das bedrückende Gefühl, dass es auch mich erfassen könnte, dass ich mich vielleicht nicht werde wehren können gegen die Trauer, das Leiden, gegen das große Nichts um mich herum.

Dann halten wir. Wir steigen aus. Das Wohnhaus, vor dem wir stehen, scheint unversehrt zu sein. Rechts und links sind aber hausgroße Lücken voller Schutt, Gerümpel, Dreck.

Ich fasse mich. Ich rücke bewusst die Schultertasche zurecht. Ich hebe den Kopf und schaue mich um. Auf dem einzigen Balkon der Ruine gegenüber leuchten rote Geranien. Das sagt mir etwas. Das hilft mir.

Wir sind noch mit dem Ausladen beschäftigt, da kommt ein älterer Mann auf uns, zu der mich freundlich mustert, Joachim begrüßt, mir die Hand entgegenstreckt. Ein hagerer Mann mit schütterem grauen Haar, einer langen Hakennase, einem schiefen Lächeln. Er könnte ein Onkel von mir sein, denke ich: ein Bruder von Tante. Auf der flachen Hand balanciert er ein in weißes Papier eingewickeltes Päckchen. Joachim sagt: *Vati – Jeannette*. Joachim sagt: *Jeannette, das ist mein Vater*. Ich gebe Joachims Vater die Hand.

In diesem Augenblick habe ich mich sicherer gefühlt, wohler. Daran erinnere ich mich. Vati hatte eine beruhigende Wirkung auf mich.

Zwei Jahre Schuldeutsch und ein Leben lang Jiddisch hatte ich in petto. Damit bestritt ich den langen ersten Nachmittag mit Mutti und Vati und Joachim bei Kaffee und dem süßen Inhalt des weißen Päckchens, erstaunt, dass mein jiddischer Wortschatz dazu genügt, mich darzustellen, sie kennenzulernen, einen Anfang zu machen.

Joachim spricht nur Deutsch mit mir, vom ersten Wiedersehen an. "Abendbrot" lerne ich. "Aufschnitt". Das Abendbrot. Der Aufschnitt. Die Vokabeln vom Tag nehme ich mit in die Nacht, sage sie mir lautlos vor, bis ich einschlafe. Morgens vor dem Aufstehen prüfe ich nach: Abendbrot = *das*; Aufschnitt = *der*.

Beim Abendbrot bin ich unverschämt gewesen, sagt Joachim. Unverschämt? Ja, sagt Joachim. Er lacht. Du hast die ganze Scheibe Leberwurst auf dein Brot genommen. Die war für alle, für vier Personen.

“Die Wurst” lerne ich. “Unverschämt”. Das Wort mag ich.

Vati bastelt mir ein Schränkchen aus Obstkistenlatten, überklebt es mit braunem Packpapier, malt schwarze Tintengirlanden den Kanten entlang. Da tue ich meine Nylonstrümpfe hinein. Die Buchregale im “Herrenzimmer”, wo Joachim und ich uns eine Auszieh-Bettcouch teilen, diese Buchregale, die über ganze Wände vom Boden bis zur Decke reichen, hat Vati ebenfalls gebaut. Aus Dachlatten. Aus aufgesammelten Brettern von ausgebombten Mietshäusern. Papierblenden klebt er an die Stirnkanten. Wenn man nicht genau hinguckt, sehen die Regale okay aus, aber sie stehen nicht. Vati muss sie per Dübel an die gelblichen Putzwände befestigen, die abfärben, wenn man sie streift.

Ich gehe für Mutti einkaufen. Oktober, November. Nassbraunes Lindenlaub auf brüchigem Asphalt. Ich hole Brötchen beim Bäcker nebenan, Wurst bei Metzger Richter ein Haus weiter, Milch bei Frau Susen gegenüber, Seife wieder zwei Türen links. Es gibt keinen Supermarkt, nicht einmal eine Kolonialwarenhandlung, die alles hat, wie Tattes Krom. Es gibt lauter kleine Läden voller neugieriger Menschen, die blass sind, während ich rote, gut genährte Wangen habe. Sie tragen nicht so bunte Farben wie ich. Sie finden es “niedlich”, wie ich spreche. Das Wort mag ich nicht. Es hat für mich einen verlogenen Klang.

Im Lauf des Herbstes – mein Bauch wird immer praller – gewöhne ich mich ein. Ich lese – das Deutsch-Englische Lexikon immer griffbereit – die Bücher, die Joachim mir auslegt aus seiner umfangreichen Bibliothek. Besonders Rilke berührt mich. “Malte Laurids Brigge”. “Die Duineser Elegien”. Joachim ist oft unterwegs. Er sucht Kontakte zu Autoren, Journalisten, Zeitungsredaktionen, Verlagen. Er sucht freie, schriftstellerische Arbeit, will Anschluss haben, will Teil sein im neu auferstehenden literarischen

Deutschland. Also bin ich ganze Nachmittage allein und lese und lese und streichele meinen Bauch.

Ich mag es, morgens auf den Born-Markt¹⁷ zu gehen, laufe die Reihen der Stände ab, denke an Mama. An Mama und den schlammigen Markt im jüdischen Viertel von Warschau, wo sie, ein sehr armes Kind, einkaufen ging. Auf dem Born-Markt fühle ich mich ihr sehr nahe. Karge Jugend. Auch Tante. Beide wussten, was Armut ist, Ich nicht. Ich hatte es, ihnen sei Dank, immer gut.

Oft schreibe ich nach Hause. Jiddische Briefe in hebräischen Buchstaben von rechts nach links. Ich schreibe, dass wir mit Mutti und Vati drei Zimmer bewohnen, beschreibe Vatis Notbehelfs- und Bastel-Möbel, erzähle, dass wir ein mit Bauernmalerei verziertes Kinder-Bettchen gekauft haben, versichere ihnen, dass mir an nichts fehlt.

Vati steht sehr früh auf, trinkt eine Tasse schwarzen Kaffee, raucht die durchgebrochene halbe Zigarette, die er sich morgens gönnt. Um sie ganz zu Ende rauchen zu können, steckt er eine Nadel hindurch, hält sie mit spitzen nikotingefärbten Fingern an die Lippen. Mutti schimpft, dass er vorm Frühstück schon raucht. Aber er isst ja kein Frühstück. Das weiß ich, weil auch ich sehr früh aufstehe, um halb sechs, sechs. Das sind wir Kinder des Südens gewohnt, denn nachmittags kann man nur schlafen. Einen tiefen, schweren Schlaf in den drückenden, luftlosen Stunden vor dem Untergang der erbarmungslosen Süd-Sonne. Es ist nicht leicht, sich das frühe Aufstehen abzugewöhnen, auch wenn man lange im kalten Norden lebt.

Die dünnen Beine überkreuz, sitzt er am Küchentisch, lächelt, wenn ich hereinkomme und mir Rührei mache. Wir reden nicht. Wir

¹⁷ Nachfolger des früheren Wochenmarktes in der Steglitzer Bornstraße. Bei einer Modernisierung des Forum Steglitz mußte der Born-Markt weichen ... angeblich wegen "Geruchsbelästigung".

schweigen nicht. Wir sind still. Wir mögen einander. Abends bringt er mir das Schachspiel bei. Oder wir hören ein Rundfunkkonzert. Vati ist in die Musik ganz versunken. Er kennt scheinbar jede Partitur, tappt den Takt mit den Fingern leise mit.

Manchmal stellt er sich mitten in der Nacht am Titania Palast an, um "Karten-für-Furtwängler" zu ergattern.

Wir gehen ins Konzert. Mutti trägt das schwarze Seidenkleid, das sie gebraucht gekauft und per Hand geändert hat. Eine elegante Erscheinung, trotz ihres rätselhaften Beinleidens, das kein Arzt erklären kann. Sie braucht einen Gehstock, einen schlanken aus glänzend schwarzem Holz, und trägt kurze Spitzen-Handschuhe, weil sie sich immer irgendwo abstützen muss. Aus stolz-schlesischer Abstammung ist sie, hat Putzmacherin gelernt, hat in den mondänen Vorkriegs-Geschäften um den Gendarmenmarkt gearbeitet und einen Offizier geheiratet: Vati. Vati schaut zu Boden, wenn sie das erzählt, gar nicht stolz darauf, ein deutscher Offizier gewesen zu sein. Im Gegenteil hat er Joachim, als er eingezogen wurde, beschworen, ja zuzusehen, dass er "Schütze-Arsch" bleibe – und am Leben.

Zum Konzert Pausenstullen mitzubringen, findet Mutti abscheulich: Lieber gar nichts.

Wir stehen im Foyer. Plötzlich kommt ein flotter Herr auf uns zu, lächelt aufgeräumt und ruft: Emmy! Wie schön, dich zu sehen! Und das ist eure neue Schwiegertochter, nehme ich an. Er streckt mir die Hand entgegen. Ich will erwidern. Schnell, fast barsch, zieht mir Mutti die Hand zurück: Ihm gibst du nicht die Hand! sagt sie: Ihm nicht! Nicht du!

Das muss sie mir nicht erklären. Ich weiß immer, dass ich in Deutschland bin. Ich weiß immer, dass der Holocaust erst vor fünf

kurzen Jahren endete. *Der Tod ist ein Meister aus Deutschland.* Keine Minute vergesse ich das. Manchmal schrecke ich beim zufälligen Anblick eines fremden Gesichtes auf. Irgendetwas in den Augen, in der Haltung des Kinns. Oder ich höre hinter mir Stiefelschritte und gehe schneller. Ich weiß ja nicht, wer was getan hat, gebilligt, gesehen, wegesehen.

Ich weiß aber, dass Vati gekündigt hat, weil er es nicht ertrug, jeden Morgen den Hitlergruß zu zeigen. Mutti hält es ihm immer wieder vor. Viele Jahre hatte er bei der gleichen Versicherungsfirma gearbeitet, erwartete also eine hohe Betriebsrente. Die ging ihm verloren, als er bei einer anderen Firma neu anfing. Ihr ging sie verloren: Da zeigt man halt den dummen Gruß, na und? Ist man deshalb ein Nazi? Nein. Aber man hat sein Auskommen, für das man so lange geschuftet hat.

Vati hörte ihr ohne Murren, ohne sich zu verteidigen oder ihr seine Haltung erklären zu wollen, einfach zu. Er sah sie an und hörte ihr zu und sagte nichts. Vati, ein Mann der ersten Stunde der SPD, war aus der Partei ausgetreten, als sie "umfiel", die Freikorps duldete und damit den Weg für den Nationalsozialismus, wie er meinte, überhaupt erst freimachte. Aber in die neu gegründete KPD trat er nicht ein. In keine Partei mehr. Vati zeigt nicht den Hitlergruß. Lieber kündigt er.

Er nimmt mich mit ins Olympia Stadion zum Fußballspiel. Wenn man in Berlin ist, muss man ein Fußballspiel erleben. Mein Bauch ist riesig. Ich kann kaum gehen im Januarschnee. Unglaublich viele Menschen drängen sich durch die Eingänge. Vati schiebt sie von mir weg, hält die Hände schützend vor meinen Bauch. Dann sitzen wir nebeneinander unter der tobenden Menge.¹⁸ Vati tobt nicht. Er

¹⁸ "Wollt ihr den totalen Krieg?!" (1943)

flüstert vor sich hin: Sterben in Schönheit. – Vorne ist das Tor. – Rumpfummeln im Torraum, habt ihr davon.

Zum Presseball geht Joachim allein. Man kann doch nicht schwanger zum Presseball gehen, sagt Joachim. Zusammen gehen wir in die Oper: "Margarete", "Der Rosenkavalier", ins Faust-Ballett "Abraxas"¹⁹, damals die große Sensation, und an Silvester: Aber klar! sagt Joachim: "La Traviata"! Und das, obwohl ich Weihnachten grippekrank gewesen bin, mit dickem Schal um den Hals vorm Baum gesessen habe, dem aller ersten Weihnachtsbaum meines Lebens. Ein Weihnachtsbaum – für mich ein Fremdelement an sich – und das in Deutschland ...

Es war dieser Widerspruch, einerseits die Kultur, der Sport, die witzigen, gebildeten Freunde Joachims, für die ich an manch einem Abend "Illustrierte Brötchen" schmierte – und auf der anderen Seite das Wissen um die Barbarei. Ich konnte den Widerspruch nicht auflösen. Ich musste das eine vom anderen getrennt halten, das Gute sehen ohne das Böse zu vergessen. Nur gut, dass ich Vati hatte, das lebende Beispiel des aufrechten Gangs.

Im Januar bekam ich, durch die Vermittlung eines befreundeten Journalisten, einen Job als behelfsmäßige Übersetzerin beim "Film Officer" der U.S.Besatzung, Mr. Martay, und fuhr jeden Tag Straßenbahn, U-Bahn (mit Umsteigen am Wittenberg Platz) in die U.S.Botschaft in der Clayallee. Mr. Martay²⁰ las die meiste Zeit amerikanische Comics, aber mal kam auch "Die Sünderin" Hildegard Knef vorbei, oder auch "Der Hauptmann von Köpenick" Heinz Rühmann. Mittags aß ich, als "deutsche Angestellte" eingestuft, mit allen anderen in der Kantine. Salzkartoffelberge,

¹⁹ von Werner Egk, einem Komponisten, der insbesondere im NS Karriere gemacht hatte und auch in der BRD erfolgreich und in einflussreichen Positionen war. Die Sensation bei Abraxas lag darin, daß das Ballett in Bayern verboten wurde, weil es eine Schwarze Messe darstellte.

²⁰ Oscar Martay, geb. 1920 in Weißrussland, kam als jüdischer Emigrant in die USA; initiierte in seiner Position als Film Officer 1950 die Internationalen Filmfestspiele Berlin.

Kohlrouladeninseln, Mehlschwitze Soßen: alles weiß mit Kümmel. Die Menschen mochte ich gut leiden. Mit viel Humor wiesen sie mich in die Welt deutscher Bürokräfte ein, auch wenn ich ihren Humor oft nicht verstand und erst zu Hause von einem lachenden Joachim aufgeklärt werden musste.

Was witzig ist, was komisch ist, worüber man lacht, das lernt man als Kind und wächst damit auf. Nichts ist einem Fremden fremder als der fremde Humor.

Wenn ich also zu Hause ganz ernsthaft von meinem Tag erzähle, lachen alle. Auf meine Fragen gibt es keine Antworten, sondern Kicher-Attacken. Was ist das für ein Militärkommando-Ton des Zugabfertigers: "ZuRÜCKbleiben!?" Warum fahren die gelben Busse mit der Schnauze vorne so schnodderig ab, bevor man sie keuchend erreicht? Weshalb gibt es so viele "Betreten verboten" Schilder auf den grünen Inseln im großstädtischen Häusermeer? Wozu die "Gesperrt"-Schilder an den U-Bahn Schranken? Überhaupt die Sperren, die ich immer wieder aus Versehen missachte – ich sehe sie nicht, ich höre, das der Zug kommt und will auf den Bahnsteig. Oder ich trete vom Bürgersteig herab, bevor die Ampel grün zeigt. Schon meckern mich alle an –

Schreib das auf, sagt Joachim: Das ist lustig.

Ich schreibe so, lustig ich kann. "Der Telegraf" (Redakteurin: Ursula Schaaf) druckt meine kleinen Geschichten, mit Strichzeichnungen versehen, in den Sonntagsbeilagen. Nun kennen mich die Briefträger und die Beamten in der Meldestelle. In den Kiezläden sprechen mich die Hausfrauen an, Vati schneidet meine Artikel aus und klebt sie, mangels eines Albums, auf die Seiten einer alten Zeitschrift. Und ich? Ich bin immer schwangerer. Das war die Hauptsache für mich.

Wir fanden einen Arzt, einen alten jüdischen Arzt, der sofort zurückgekommen war nach Berlin, weil das seine Heimat war. Es tut mir gut, das zu hören. Und er hatte eine Hebamme an der Hand, Schwester Wanda, groß und stramm, eine Stimme wie drei Waldhörner:

Na? Wie geht's uns heute? O, O – seh' einer an!

Ich mochte ihre Hände, ihren resoluten Griff, die Zuversicht in ihrem Lächeln, den Ernst in ihrem Blick. Ich wusste ohne jeden Zweifel, das mit Schwester Wanda alles gut gehen würde, und das tat es. Ein Junge. Einen Sohn. Mit blauen Augen und hellen Haaren und einem Herz-förmigen Gesicht.

Nun war ich Mutter. Aber ich habe es nicht so empfunden.

So habe ich eigentlich nie empfunden: Nun bin ich Schülerin, Studentin, Ehefrau ... Ebenso wenig wie: Nun bin ich Säugling, Kind, Tochter. Ich bin ich in allen meinen Phasen. (Nun bin ich alt. Auch eine Phase. Eine interessante Phase, übrigens. Ich lebe sie gern.)

Nicht lange, nachdem unser Sohn auf der Welt war, zeigte mir Joachim einen Zeitungsartikel, den er ausgeschnitten hatte, und der mittels einer Weltkarte prognostizierte, wo wieder Krieg stattfinden würde. Europa erschien in der dunkelsten Schraffierung als wahrscheinlichster zukünftiger Kriegsschauplatz.

Die Prognose war zwar grundfalsch, aber Joachim – und infolgedessen auch ich – nahmen sie damals ernst.

Er erwarb bald Tickets für das Passagier Dampfschiff "S.S. United States" nach New York.

LE PETIT MIGNON

Nach Le Havre. Über Paris. Allein der Gedanke: Paris –

Direkt gegenüber vom Bahnhof ist ein kleines, ein altes Hotel. Hotel Gâre de l'Est. Ausgetretene Stufen gehen wir im halb dunklen Treppenhaus hoch: drei Treppen zum Zimmer. Das Zimmermädchen schiebt verblichene Gardinen auf. Ich sehe auf Dächer, verschachtelte Ziegeldächer in Stufen von Rot und von Grau. Ich bin in Paris.

Ich.

Am Morgen klopft das Zimmermädchen an. Leise tritt sie ein. *Ne derangez vous pas*, sagt sie, stellt eine Kanne Zichorienkaffee auf den Tisch zwei Tassen, klack, kack, und geht zum Baby hin. *Oooo! Le petit mignon!* Lange schaut sie das Baby an, dann sieht sie zu mir hin. Ich nicke. Ich mache eine zustimmende Geste. Sie lächelt. Sie nimmt das Baby auf den Arm: *Oooo!* gurrts sie wieder: *le petit mignon ...*

Ein belebtes Straßencafé früh am Morgen. Wir trinken *café au lait*, essen *croissants*. Um die Ecke biegt die Straßenbahn, hält direkt vor der Tür. Der Fahrer steigt aus und schreitet ohne Eile an den Tresen.

Ihm wird freundlich aber wortlos ein Glas Rotwein vorgesetzt. Den Wein trinkt er aus. Er nickt dem Wirt zu, geht gemächlich zurück zu den wartenden Fahrgästen, setzt sich in den Fahrersitz seiner Straßenbahn und fährt ab.

Ein Bistro am Montmartre. An einem Tisch vor der Spiegelwand sitzt ein Paar, stark beleibt, gut gelaunt, nebeneinander, mit Blick in den vollen Raum. Vor ihnen je ein großer, flacher Teller, auf dem eine tiefe runde Schüssel voller Muscheln steht. Mit nasstropfenden Fingern nehmen sie eine Muschel nach der anderen, brechen sie auf, schaufeln mit der einen halben Schale das Muschelfleisch aus der anderen heraus und schlürfen es in den Mund. Die schwarzglänzenden Schalen ordnen sie bedacht in Ringen um die Schüssel herum, eine schwarze Perlenkette. Zwischendurch wird ein Stück Baguette abgebrochen, ein Schluck Wein getrunken. Sie essen und lachen und kauen und reden mit vollem Mund und schauen uns ganz genüßlich, ganz vergnügt mit einem Blick an, der sagt: Leben! Ich denke an den jüdischen Trinkspruch: *le chaim!* (Auf das Leben!) und proste ihnen im Geiste zu.

In der Boulangerie will der Bäckermeister unbedingt, dass ich *du pain* richtig ausspreche. Er wiederholt: *du pain*. Ich spreche nach: *du pain*. Wieder und wieder, während hinter mir sich eine Schlange bildet: Früh am Morgen, wo doch alle Frauen schnell ihre Frühstücksbaguettes holen möchten, denke ich, und schaue. Aber es sind nicht Frauen, es sind Männer. Lauter duldsam lächelnde Männer, die es wohl eben so wichtig finden wie der Bäckermeister, dass ich *du pain* richtig ausspreche.

Einen Laden ausschließlich für Käse gibt es, eine Fromagerie. Innen ist alles Holzfarbe natur, eine Ordnung herrscht, die geometrisch anmutet. Flache Zylinder und Quader und Kegel. Auch hier keine einzige Frau. In Paris kaufen wohl die Männer morgens das Brot

und den Käse. Ein scharfer Duft. Hier passt kein Parfum. Der Verkäufer will wissen, ob ich den Camembert heute, morgen oder noch später essen möchte. Er drückt den Käse sanft mit den Fingern, um mir den Unterschied zu zeigen. Heute will ich ihn essen, sage ich. Aber es war falsch. Oben im Hotelzimmer, wo wir ohne auspacken, zerläuft der Camembert schon fast flüssig. Ich hätte sagen sollen, ich will ihn übermorgen, um ihn listigerweise bereits heute zu vertilgen.

Ich spaziere auf den *Champs Elysees*. Ich gehe durch den *Arc de Triomphe*. Ich schaue zum Eiffelturm hoch. Ich trete ein in die Kathedrale *Notre Dame*.

Ich.

Gewiss, es sind Postkastenidyllen: *Wish you were here*, und so. Aber wie das kleine Mädchen, das ich eigentlich war, eine rundsimpel-äugige Amerikanerin mitten in der Kultur, ging ich – Mund offen, Herz offen – seelig durch die Straßen von Paris.

Eines Morgens ging auch die letzte Babyflasche zu Bruch. Ich mische Alete Milchpulver mit Tauchsieder-heißem Wasser, tröste das hungrige Baby mit einem Lied aus der Kindheit, während die Milch etwas abkühlt:

*Hush, little Baby, don't say a word
Mama's gonna buy you a mockin' bird
And if that mockin' bird don't sing
Mama's gonna buy you a diamon' ring
And if that diamon' ring turns glass
Mama's gonna buy you a lookin' glass
and if that lookin' glass gets boke
Mama's gonna buy you a billy goat
And if that billy goat won't start
Mama's gonna buy you a horse and cart*

*And if that horse and cart turn over
Mama's gonna buy you a dog named Rover
And if that dog named Rover falls down
You'll still be the sweetest baby in town –*

Joachim hat keine gute Laune, vermiest mir das Lied: "typisch amerikanisch: kaufen, kaufen, laufen", aber er hält Baby Marcel den Nuckel in den Mund, während ich vorsichtig die Alete Milch durchtropfe. Erst am folgenden Tag können wir eine neue Babyflasche kaufen.

In Le Havre gehen wir an Bord. Zurück nach Amerika, nach Hause, aber nicht nach Atlanta, sondern nach Kalifornien. Joachim hat vorausgesorgt. Er wird amerikanischen Soldaten in *The Army Language School* Deutsch beibringen.

Abends. In unserer Schiffskabine spiele ich mit Marcel. Ich hebe das Baby hoch und runter, hoch und runter. Es lacht vergnügt. Plötzlich kommt sein kleines Köpfchen leicht gegen die niedrige Kabinendecke. Es ist zwar nur ein leichter Bums, aber das Baby weint fürchterlich.

Wütend reißt mir Joachim das Kind aus den Armen: Wenn du denkst, sagt er: dass ich mit dir heute abend zum *Dance on board* gehe, dann liegst du falsch. Wir gehen nicht.

Noch denke ich mir nichts dabei. Joachim ist halt manchmal launisch. Also gut: Wir gehen nicht. Dann kann ich mir heute abend das Haar waschen. Das tue ich auch, wickele mir große Lockenwickler ein, die mein krauses Haar etwa glatter machen sollen. Kaum habe ich ein Haarnetz drübergestülpt, meint Joachim, er hätte doch zum Tanzen Lust. Mein Haar ist nass. Er zieht sich an und geht.

Etwas später binde ich mir ein Kopftuch um, pack Marcel warm ein und gehe mit ihm an Deck. Da sitz ich im Dunkeln auf einem Deckchair, dem Meer lauschend, mich in das langsame Wiegen des Schiffes einlassend, als auf mich zu und dann an mir vorbei ein lachendes, schäkernes, sich umarmendes Trio geht: Joachim zwischen zwei jungen Frauen. Er sieht mich. Er sieht, dass ich ihn sehe.

Es ist spät, als er in unsere Kabine zurückkommt. Ich schlafe nicht. Ich denke, er hat die Wutszene gespielt, damit er einen Grund hat, allein zum Tanz zu gehen. Das zu sagen, habe ich aber keine Zeit, denn Joachim hält mir einen Vortrag zum Thema: die Natur des Menschen. Er glaube nicht, dass der Mensch sich schlagartig mit der Eheschließung ändere. Dass der Mensch plötzlich von einem Tag auf den anderen kein Verlangen mehr nach anderen Partnern habe. Dass der Mensch ...

Was will er mir sagen?

Er kann sich vorstellen, eine offene Ehe zu führen, zusammen aber frei.

Ich weiß zwar nicht genau, wie das gehen soll, aber vorstellen kann ich es mir auch.

Vom Schiff direkt in den Zug. Ohne eine Übernachtung. Ohne eine Pause: Hallo, Heimat. Atemlos, besinnungslos (Warum, eigentlich?) quer über die Vereinigten Staaten von New York nach San Francisco.

*America, the beautiful ...
from sea to shining sea ...*

Fünf Tage und vier Nächte im Zug. Mit Baby, *le petit mignon*.
Keine Zugabteile wie in Deutschland. Sitzplätze in Fahrtrichtung

zwei rechts und zwei links vom langen Mittelgang. Gering verstellbare Rücklehnen. Das war's an Komfort.

Leider hatte ich mein salatgrünes Kostüm an, steifes Wollgewebe, das schon nach dem zweiten Tag Sitzknicke vorne und Ausbuchtungen hinten zeigte. Eine Schultertasche hatte ich auch, voll mit Babysachen, die nicht mehr so gut rochen. Und ich war reichlich müde. Dennoch bestand Joachim darauf, mir *"The Top of the Mark"* zu zeigen. Das musst Du sehen! Ganz oben auf dem Mark Hopkins Hotel, und es dreht sich. Du hast den Blick über ganz San Francisco, die Stadt, die Bucht, das Meer, schwärmt er: Gerade den Atlantik überquert und nun am Pazifik! Fast zwei Drittel der Erde hast Du umrundet!

Ach, er konnte sich immer so gut selbst begeistern, der Joachim ...

Also schleppten wir uns zu Fuß die berühmten Hügel von San Francisco rauf und runter und nochmal rauf, ließen uns vom livrierten Hoteldiener die messingvergoldete Tür aufhalten, traten ein ins edelbeteppte Foyer und nahmen den Lift:

To the Top of the Mark.

Mir war schon im Fahrstuhl ein wenig mulmig geworden, aber das, was mich erwartete, zog mir den Boden unter den Füßen weg. Die Fahrstuhltür öffnete sich langsam und leise mitten in eine noble Cocktaillounge.

Und schloss sich hinter uns.

Tiefrote Plüschnischen. Cocktaillische aus Silber durchschossenem schwarzen Marmor. Frauen in Decolleté, Ringe an den Fingern und Federn im Haar. Herren in dunklen Anzügen, für Amerika ultra-untypisch. Hier war nicht nur Geld. Hier war Klasse. Und ich im grünen Knitterkostüm mit dem Riechwindelbeutel über der

Schulter, mit dem Quengelbaby auf dem Arm. Ich wollte in den Boden versinken. Aber Joachim zog mich halb, stieß mich halb in eine rotglänzende Nische und fragte: Was hast du denn?

Erst bei einem Blick auf die Cocktail-Preise schwante ihm, wo er war. Er bestellte *Two dry gin martinis, please*. Ich staunte nicht schlecht. Als er aber ernsthaft meinte, ich könnte das Baby da auf der Plüschbank wickeln, zitierte ich nur ein ihm gut bekanntes Lied: *Du bist verrückt, mein Kind. Du musst nach Plötzensee ...*

Ich glaube nicht, dass er je kapiert hat, was ich da litt. Ich habe einen Sinn für das äußere Erscheinungsbild. Ich schmücke mich gern für die Occasion. Ich habe nichts dagegen, aufzufallen, positiv aufzufallen, Joachim, dagegen, ist – wie er nie zu betonen müde war – ein freier Mensch.

In San Francisco hielten wir uns nur einen Tag auf. Dann ging es nach Monterey, nach Ord Village, einer Wohnsiedlung für Angestellte der U.S. Army. Zweigeschossige Holzständerbauten, uniform grau gestrichen, sechs Einheiten in einer Zeile. Weit weg von der Stadt. Über die Bucht hinweg leuchtete sie in der Morgensonne nur kurz, bevor der tagtägliche Nebel hereingerollt kam. Nur kurz jeden Morgen, gerade zu der Zeit, als Joachim ins Auto des Nachbarn gestiegen war, um mit zur Arbeit zu fahren. Er fuhr in die Sonnenstadt. Ich blieb in der Nebelbucht.

Meine Nachbarinnen in den gleichförmigen Wohnungen stammten aus den verschiedenen Ländern, deren Sprachen ihre Männer den GIs täglich beibrachten: Russisch, Persisch, Italienisch, Französisch, Deutsch, zwei Sorten Chinesisch ... Ich war die einzige Amerikanerin da, der einzige englischsprachige Mensch.

Manchmal zog ich meinem Kleinen das hübsche Matrosen-Outfit an, mir selbst den roten Rock mit weißem Spitzensaum, und ging

mit ihm die Dünen hoch, um dem Meer zu lauschen. Man konnte die Wellen ahnen hinter der Nebelbank.

Ich belegte Fernkurse, um mein Bachelor's Grad zu erlangen. Ich las viel. Ich bedrängte Joachim mit meinem Wunsch nach einem zweiten Kind. Er wollte nur das eine. Ich wollte sechs. Er fand die Russin attraktiv, mit deren Mann er täglich in die *Army Language School* fuhr. Ich fand ihren russischen Mann gar nicht attraktiv.

Diese ewige Feuchtigkeit setzte meinem Rücken zu. Das ewige Alleinsein setzte meinem Gemüt zu. Irgendwann verlor ich da oben auf den Dünen meinen Hausschlüssel im Sand.

Irgendwann suchte ich einen Arzt wegen meiner Rückenschmerzen auf. Der Arzt fragte plötzlich und unerwartet, ob ich glücklich sei. Da bekam ich einen unerklärlichen Weinkrampf.

Wochen später saß ich wieder auf den Dünen oben, dem Tosen der Brecher lauschend. Meine Finger spielen im Sand, und? Ich finde meinen Schlüssel wieder. Das ist doch ein Zeichen, sage ich mir. Das muss doch eine Bedeutung haben, dass ich in all diesem Sand meinen kleinen Schlüssel wiederfinde.

Irgendwann wurde ich schwanger.

Ich möchte nicht mehr hier leben, sage ich zu Joachim. Ich möchte hier weg.

DAS PROFESSOR KARUSSELL

Up or out. In der akademischen Welt der Vereinigten Staaten war das die Devise. Hatte man ein Lehramt inne und wurde nach einer Zeit, die ziemlich willkürlich bestimmt wurde, nicht befördert, dann wurde man gefeuert. Dazwischen gab es nichts.

Joachim stieg in diesen Zirkus ein. An einem College in der überschaulichen, für ihre *pink strawberries* berühmten Stadt Hammond, Louisiana sprang er auf die unterste Stufe der dreistufigen Professurleiter, und zwar als *Assistant Professor for German Language and Literature*. Bei Beförderung würde er den mittleren Rang, *Associate Professor*, erklimmen. Ziel war der höchste Rang, die volle Professur.

Zu meiner Freude ließen wir Monterey Bay hinter uns, nahmen den Zug und fuhren in mehreren Etappen Richtung Ost-Südost, ich mit Babybauch und dem wohligen Gefühl, bald, bald *in the South* zu sein, *the Deep South*, wo ich damals hinzugehören glaubte.

Es war gleichzeitig der Beginn einer anderen Reise, einer zehn Jahre langen Reise durchs akademische Amerika, von College zu College, von Universität zu Universität, Joachim immer auf der Jagd nach der nächst höheren Professoren-Stufe, immer mit der Drohung im Nacken, aus welchen unerfindlichen Gründen auch immer entlassen zu werden. In weiter Ferne am Horizont konnte er den Hafen der vollen Professur erahnen, die ersehnte Unkündbarkeit, das Recht

auf ein alle sieben Jahre gewährtes, voll bezahltes Forschungsjahr, einfach den akademischen Himmel.

August. Sommer im tiefen Süden. Der schwere Duft der Magnolien, Kamelien, das Gelb blühenden Geißblatts. Und Hitze. Hitze, die einen umhüllt, umschließt, als bewege man sich innerhalb einer von der Sonne erhitzten Glasglocke. Damals liebte ich die Hitze, schneiderte mir Schwangerschafts-Hängerchen mit dünnen Schulterriemen und für den kleinen Marcel gleich passend dazu eine Trägerhose im Mama-Kind-Partnerlook. So traten wir bei dem Professor auf, der Joachims Vorgesetzter in der *Southeastern Louisiana University* war.

Gerade dabei, beim Lesen in ein Sandwich zu beißen, schreckte der Professor bei unserem Anklopfen auf, ließ schnell das Buch im Kühlschrank verschwinden, steckte das Sandwich zwischen Bücher aufs Buchregal und begrüßte uns. Ich weiß, das klingt wie ein schlechter Verstreuter-Professor-Witz. Aber es ist wahr. Alles, was ich über diesen lebenswürdigen Menschen und seine übersensible Frau erzählen kann, klingt wie ein Witz und ist aber wahr. Beide waren sie dürre und strohblond und um die vierzig. Kinderlos, musisch, musikalisch, zart und verträumt, hatten sie sich vor Jahren Do-it-yourself-Pläne für den Bau eines Eigenheims gekauft und begonnen zu bauen. So lange wie wir da blieben, nämlich gute vier Jahre, bauten sie mit eigenen Händen und ohne Hilfe weiter, Zimmer für Zimmer, wohnten im jeweils fertigen Teil, kochten auf zwei Brennern und duschten in einem Holzverschlag im Garten.

Das geht. Auch im Winter ist es mild in Louisiana, oder war es zu jener Zeit.

Zunächst konnten wir in die Wohnung eines Professoren-Kollegen einziehen, der gerade sein *Sabbatical*-Jahr in Europa verbrachte. Sehr bald aber erschien Mrs. Carter. Und sie war eine Erscheinung,

Mrs. Carter. Groß und breit. Mit flatterndem Seidenstrohhut und wallendem Chiffonkleid und Porzellanblumen-Brosche am Cape-Revers. Direkt aus "Vom Winde verweht".

Als wäre der amerikanische Bürgerkrieg nie ausgefochten worden, besaß Mrs. Carter noch immer die Ländereien ihrer Plantagenpatrizier-Familie und kümmerte sich um die vierte Generation der Nachkommen ihrer ehemaligen Sklaven. Sie wüßte von einem Haus, das für uns richtig wäre. Sie hätte eine Putzfrau für uns. Und ob wir am Sonntag zu ihrer Gartenparty kommen würden. Dort träfen wir doch auf all diejenigen, die wir kennenlernen sollten. Sie ladet uns herzlich ein.

Ein herrschaftliches, Säulen umringtes, weißes Herrenhaus. Ein Garten aus einer anderen, einer mit Muße gesegneten Zeit. Wandelwege. Uralte Bäume mit ausladendem, von graugrünem Moos behangenen Geäst. *Live Oak tree. Sycamore trees.* Das Gefühl, eine Figur in einem Gemälde zu sein. Frauen in pastellfarbenen leichten Stoffen trugen breitrandige Hüte gegen die Sonne. Männer sprachen in gedämpftem, fast gehauchtem Ton, als wollten sie die Aura nicht stören, eine Aura der Grazie, der Gelassenheit. Die langsame Gangart des tiefen Südens, in die ließ ich mich gerne ein.

Natürlich gehören dazu Diener, schwarze Diener. *Madame*, sagt einer: *Madame*. Ein weiß strahlendes Lächeln im so jungen, schönen Gesicht. Er reicht mir ein *Mint Julep* im hohen eisgefüllten Glas. Und schon kipp ich aus der gefühlten Welt von Scarlett O'Hara und bin wieder zurück in der schwarzweißen Realität.

So ganz passe ich eh nicht in die pastellfarbene Gesellschaft. Auch bei jener Gesellschaft war ich falsch gekleidet: in einem intensiv senfgelbem Umstandskleid mit großen schwarzen Punkten und ganz ohne Hut, so dass die Sonne mein Gesicht so bräunen konnte, wie es keine weiße Tiefsüden-Dame jener Zeit zugelassen hätte.

Selbstverständlich mietet man in Hammond, Louisiana, das Haus, das Mrs. Carter für einen richtig findet. Man beschäftigt das Hausmädchen aus Mrs. Carters ehemaliger Sklavenfamilie. Sie heißt bezeichnenderweise *Mine* (die Meine). Als sie den Jungen geheiratet hatte, den Mrs. Carter ihr empfohlen hatte, bekam sie ein Fleckchen Land geschenkt, auf dem sie hellrote Erdbeeren züchtete.

Ich. Zwanzig Jahre alt. Das erste Kind, schon anderthalb Jahre alt. Bereits schwanger mit dem zweiten. In einem kleinen Mietshaus, das bodenfrei auf niederen Backstein-Stützen steht, wie die meisten Häuser in dieser sumpfigen Region. Mitten in einem stillosen Sammelsurium billiger Möbelstücke, die Joachim auf seinen beliebten Auktionen ersteigert hatte, spielte ich auf amerikanische Art Ehefrau und Mutter, engagierte mich in Nachbarschafts-Projekten, begleitete den *Assistant Professor* als Gattin zu College Campus Kultur Veranstaltungen, trug weiße Pumps mit *matching* Handtasche, beendete mein Fernstudium, schrieb Naturgedichte und Short Stories für die Schublade, wartete, wartete, wartete auf das Baby. Im Vorgarten verloren die Azaleenbüsche langsam ihre Blätter und das Gras ergraute und der Regen dampfte nicht mehr, denn die Hitze ließ nach. Weihnachten geschah.

Und dann: eine Tochter. Eine Tochter für mich. Tove.²¹

Ich denke, zunächst mochte es meine Tochter Tove nicht ganz so gern, auf dieser Welt zu sein. Sie weinte viel. Sie sehnte sich nach der Muttermilch, die sich bei mir nicht einstellte.

Mama kam, um mir zu helfen. Schwierig.

²¹ Tove bedeutet "Gott ist gut", "Gott ist gütig" oder "Gott ist Güte" (von hebräisch "tov/טוב" = gut + "yah/יְהוָה" = bezieht sich auf den hebräischen Namen Gottes). Andererseits gilt Tove als eine nordische Kurzform von Namen, die mit der Vorsilbe "Thor-" oder "Tor-" anfangen wie zum Beispiel Tora.

Mit Joachims Verhältnis zum Kind allgemein kam Mama nicht klar. Er wollte es nachts halt schreien lassen, auf dass es lernt: nachts soll man schlafen. Ein Baby schreien lassen, das konnte sie nicht, meine Mama. Sie stand auf, jede Nacht, so klein und mager und abgearbeitet sie auch war. Sie nahm Tove auf den Arm, ging mit ihr auf und ab, sang ihr sanfte jiddische Wiegenlieder –

Oy a yoi, a jiddische manneniu ...

Ich geriet in Zwiespalt, denn bishin hatte ich mich von Joachims nächtlicher Erziehungsmethode leiten lassen. Jetzt entschied ich mich für Mama. Als sie wieder nach Hause gefahren war, stand eben ich auf, jede Nacht, so groß und gelenkig und arbeitswillig ich auch war, nahm die weinende Tove auf den Arm und lief und sang. Es war nur ein kleiner Aufstand, aber ein wichtiger. Das sei keine Erziehung, das sei Puppenstube, meinte mein Mann. Er ließ mich aber gewähren.

So bald es ging, immatrikuliere ich mich, organisierte Babysitting Termine mit unserer treuen Haushilfe, Mine, studierte wieder, schrieb weiter. (Drei erste Preise gewann ich mit meinen Geschichten bei den literarischen Wettbewerben der Region.)

Somebody told me, you folks talk German, sagte ein großer, dünner Mann, der plötzlich in unserem Vorgarten stand. Er habe einen deutschen Jungen adoptiert, spreche aber kein Deutsch. Ob wir ihm helfen könnten?

Mit seinem alten Oldsmobile holte er uns an einem Samstag morgen ab, Marvin Falter, ein für die Südstaaten typischer Großgrundbesitzer, patriotisch, gottgläubig, von der Überlegenheit der weißen Rasse überzeugt, immens reich, aber weltlich anspruchslos. Er zeige uns seine Alligatoren Farm, sagte er in

seinem sehr breit und sehr langsam gesprochenen Süddialekt: Sie liege hier in seinen *bayous*.

Wir fahren lethargische, immertrübe Wasserwege entlang, an deren Ufern Alligatoren in der Morgensonne liegen. Wir fahren im Schatten uralter Eichen, seiner Eichen, tief herunterhängende, ergraute Moose im Geäst. Und weiter noch, dahinter, wo es beginnt sich zu lichten, sich zu weiten, fahren wir endlos lange über seine Zuckerrohr- und Baumwoll-Plantagen, bis zu seiner Pferde-Ranch hin, bis zu seinem – wirklich bescheidenem – Haus aus Holz, weiß gestrichen. Er muss ein gewiefter Geschäftsmann sein, dachte ich, wenn ihm das alles gehört, von ihm verwaltet und bewirtschaftet wird. Dennoch ging etwas Unbeholfenes, ja Hilfloses von ihm aus. Und Kinder hatte er keine.

Darum ein Adoptivsohn, aber warum aus Deutschland? Weil das die Arier sind? Er konnte es mir nicht erklären, aber "Arier", das Wort kannte er nicht.

Meistens befinden sich Leute, die immer höher klettern wollen, auf einer Tretmühle. Joachim gelang es aber, auf einer jener Germanisten-Tagungen, die als Jahrmärkte für professorale Sich-Anbietende dienen, eine Berufung an das anspruchsvolle Middlebury College zu bekommen, hoch oben im Norden, im Staate Vermont, wo sommers Kurse für angehende Sprachlehrer abgehalten werden. Wenige ausgewählte Studenten mit gut benoteten Vorkenntnissen verpflichteten sich unter Eid dazu, von Semesterbeginn an kein Wort Englisch mehr, sondern ausschließlich die Sprache zu sprechen, die sie am College studieren, auch untereinander Tag und Nacht. Bei Zuwiderhandlung erfolgt sofortiger Rausschmiss, und zwar unter Verlust der ziemlich hohen Studiengebühren. (Ich konnte mir vorstellen, wie Studentepärchen in heißen Liebesnächten sich radebrechend zuflüstern.)

Bevor wir zum ersten Sommer in Middlebury aufbrachen, hatte ich einen harten Test zu bestehen. Joachims Eltern waren aus Deutschland bei uns zu Besuch.– Natürlich wollten meine Eltern sie kennenlernen. Und umgekehrt. Also planten wir, auf dem Wege von Louisiana nach Vermont, einen Zwischenstopp in Atlanta zu machen. Bei meinen Eltern. Bei meinen Eltern, die noch immer glaubten, Joachim sei der Sohn einer jüdischen Mutter und eines jüdischen Vaters. Wie würde das ablaufen? Allein der Gedanke! Obwohl Vati und Mutti mir versicherten, sie würden mitspielen, mich nicht verraten, stand ich wochenlang Ängste aus.

Es gab aber auch viel Schönes in dieser Zeit mit Mutti und Vati in meiner Welt.

Vati sitzt auf der Veranda im alten Schaukelstuhl, der kleine Marcel, der gerade beginnt, zusammenhängende Worte zu sprechen, auf seinem Schoß. Aus der Ferne hören sie einen herannahenden Zug. Bald wird er zwischen den Bäumen gegenüber zu sehen sein. Marcel springt auf, zeigt mit dem Finger, Choo choo!, ruft er. Vati schüttelt den Kopf: Lo-ko-mo-tive, sagt er langsam und deutlich vor, Lo-ko-mo-tive plappert Marcel silbenweise nach.

Mutti liest laut aus einem mitgebrachten deutschen Kinder-Buch vor. In ihrem Arm kuschelt und lauscht mit verträumtem Blick Baby Tove. Hört sie zu lesen auf, weint Tove. Mutti soll weiter deutsche Worte in ihrer schönen, weichen Stimme sprechen.

Im Bus nach New Orleans. Februar. Drückende Schwüle. Drangvoll mit *mardi gras* Karnevalisten, die Straßen. Die Kinder auf den Schultern, schieben wir uns durch zum Straßenrand. Von weitem die Jazz Trompeten der *Saints*. Schon marschieren Baton wirbelnde *cheerleader girls* in hohen Stiefeln und kurzen Röcken zum *Beat* der Trommeln heran. Vati, gebürtig im Rheinland, hat Tränen in den Augen, als die ersten überwältigend fantastischen Karnevalswagen

vorbeifahren. Marcel streckt die Arme zu ihm aus, wischt ihm eine Träne weg. *Nice*, sagt er: *Nice. Don't cry.*

Mit dem Zug nach Atlanta. Ich sehe, wie sie sich herzlich begrüßen, das deutsche und das jüdische Elternpaar. In den Tagen, die folgen, höre ich, wie sie miteinander reden. Und zwar mit Hilfe von Jiddisch, die mittelhochdeutsche Wurzeln hat, die aber eine weiche, eine warme Sprache ist, die keine Begriffe für abstrakte Gedanken kennt, eine Alltagssprache also. Man erzählt sich. Persönliches. Anekdotenhaftes. Ich höre wie sie sich verstehen, übereinstimmen, sich wohlgesonnen sind, meine jüdischen und Joachims deutsche Eltern. Sie sind im Verband ihrer Kinder verbunden. Sie respektieren einander, mögen einander.

Aber würde es so sein, wenn meine Eltern wüßten, dass es keine überlebenden Opferjuden sind, sondern stillgeschweigene Täterdeutsche? Wenn ich also die Wahrheit gesagt, nicht gelogen hätte? Nein. Würde es nicht. So bitter das auch ist. Und diese Erkenntnis hilft mir, langsam meine Ängste zu überwinden. Ich denke: kommt es raus, kommt es raus. Ich kann es erklären. Ich habe meine Gründe. Und ich stehe dazu.

Aber es kommt nicht raus. Joachims Eltern spielen mit. Meine Eltern haben Vertrauen. Das kleine Zwicken des Gewissens bleibt bei mir mein Leben lang.

Wir fahren ab, nach Middlebury, wo Joachim im Internat auf dem College Campus wohnt, während er für uns ein Haus außerhalb der Stadt gemietet hat. Sechs Wochen bin ich dort auf dem Land allein mit Mutti und Vati und den Kindern. *Seabee Anchorage Farm*. Lauter Wiesen und Ackerflächen. Lauter Kühle und Kälber. Marcel nimmt Tove an der Hand und führt sie auf den Feldweg zwischen hohen, vergoldeten Gräsern. Ich sehe ihre blonden Haare in der Sonne, in der Brise, immer weiter und weiter weg. Ich gehe ihnen

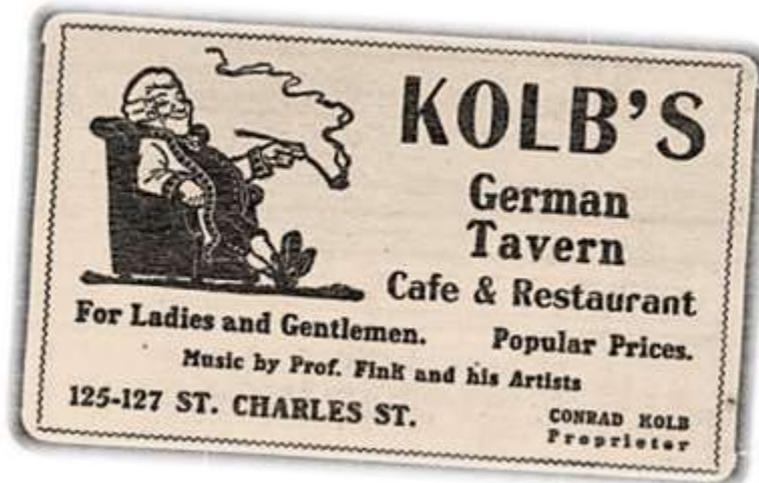
nach. Mein schulterloses Sonnenkleid bläst im Wind hoch. Das Gras verfängt sich in den Riemen meiner Sandalen. Sommer in Vermont. Ich laufe weiter, den Kindern nach. Wir besuchen die Kälber, streicheln die Kälber, lassen sie unsere Hände ablecken mit rauher, fast trockener Zunge.

Ich bin mein eigener Herr, bin frei und einsam.

Selten kommt Joachim in diesem Sommer zu uns heraus.

Bei den Kälbern habe ich mir aber einen Kopfhaut-Ausschlag eingefangen. Wieder zu Hause in Hammond, muss ich oft nach New Orleans zum Hautarzt fahren. Er macht Ritzchen auf meinem Rücken, um zu testen, wogegen ich allergisch bin. Er rät mir, meine Nahrung zu verändern. Ich soll öfter Leber essen. Ich liebe Leber. Joachim findet Leber obszön. Vielleicht ist mein Ausschlag nur psychosomatisch. Wer weiß.

Marcel nehme ich nach New Orleans immer mit. Wir gehen Mittagessen bei "Kolb's", einem deutschen Restaurant, und sind gern gesehen, weil der kleine Marcel "so niedlich" deutsche Worte sprechen kann. Auch hat er blondes Haar und blaue Augen. Es gibt Coca Cola, aufs Haus.



22

Acht aufeinander folgende Jahre fahren wir jeden Sommer nach Middlebury, mieten aber jeweils ein Haus in der Stadt. Ich kann also wieder Studentin sein, was doch mein liebster Status im Leben ist. Ich belege den Kurs für das Deutsche Volkslied, über Lieder aus dem Zupfgeigenhansel ein und singe mit im Chor. Die Tatsache, daß ich nicht tonrein singen kann, trübt meine Singfreude keineswegs. (Jahre später werde ich in Deutschland erfahren, dass ich sowohl numerisch als auch versgetreu mehr deutsche Volkslieder kenne als meine in Deutschland geborenen und aufgewachsenen Freunde.)

95

The German Summer School in Middlebury. In dieser abgehobenen Institution herrscht eine durchdringend elitäre Haltung, um nicht zu sagen Arroganz. Eine auserwählte Gruppe, die sich berufen fühlt, den deutschen Fall in die Barbarei intellektuell zu überwinden. Es gibt heiße Debatten zum Thema der Spätgeborenen und Seminare zum Wortgebrauch des Unmenschen. Man greift natürlich zurück auf die klassischen Dichter, Denker und Musiker. Aber in allem ist eine unüberwindbare Trauer zu spüren, ein nicht wegzuwischender Haarriss in der Oberflächenstruktur.

²² Kolb's, New Orleans. Reklame von 1913. Quelle: Wikipedia.

Klar, dass Middlebury auf der U.S.amerikanischen Professorenleiter einen hohen Rang einnimmt. Daher kletterte Joachim auf die nächst höhere Stufe, wurde *Associate Professor* mit Berufung an das *Bryn Mawr College*²³, einer exklusiven Hochschule für best betuchte Frauen in der Mitte des Landstrichs, den die Amerikaner *the main line* nennen, historisch gesehen die Haupt-Eisenbahnlinie: New York, Philadelphia, Washington, soziokulturell gesehen der Sitz des Kapitals.

Habe ich schon von unserem Hund, Brandy, erzählt? Mit ihm haben wir jetzt ein Problem. Ein streunender, rotbrauner Langhaar-Mischling, der uns ausgesucht hat, mich und Joachim. Von unter unserem Louisiana Stützenhaus kam er hervor und folgte uns gesenkten Kopfes nach, wann immer wir zu Fuß das Haus verließen. Er fraß und trank zwar das, was wir ihm herausstellten, ließ sich aber nicht streicheln oder etwa ins Haus locken. Wenn wir sommers in Middlebury weilten, schlief er auf der Veranda, als bewache er unsere Eingangstür. Die Nachbarin füllte dann seinen Fress- und Trinknapf. Nun aber wollten wir nach Philadelphia ziehen und mussten ihn dazubringen, ins Auto zu steigen. Ein Drama.

Schließlich lockte ich ihn zu Fuß bis zum Ufer des *Tangipahoa River*, Meilen entfernt, Joachim fuhr langsam im Auto daneben. Dann stieg ich ins Auto, so dass Brandy uns hinterherhecheln musste. Wir fahren immer etwas schneller. Er musste immer schneller laufen, bis er ganz erschöpft am Straßenrand zusammensackte. Dann hielten wir an. Ich las Brandy in meinen Armen auf und legte ihn auf den Rücksitz. Wir hatten ihn gebrochen. Das tat mir weh. Seine Distanz. Seinen Willen. Seinen Stolz. Ich wollte aussteigen, rennen, mit Brandy rennen,

²³ Das Bryn Mawr College ist eine 1885 gegründete Privathochschule in Bryn Mawr (walisisch für "großer Hügel"), einem Vorort von Philadelphia.

meinetwegen bis *Lake Pontchartrain*²⁴ rennen, wo das Salzwasser grünblau schimmert im immerwährenden Dunst und der Südwind kuppelige Wellen aufschäumt, die so riechen wie das Meer. Ich wollte weinen, Brandys wegen und auch meinerwegen, die ich wieder gen Norden sollte, wo propere Menschen niemals barfuß gehen.

²⁴ Sehr großer Brackwassersee in Louisiana.

MARIANNE

Ich muss schon zugeben, dass es auch für mich etwas Erhebendes hatte, jene Torpfosten aus grauem Sandstein zu passieren. Ich fasse das schmiedeeiserne Geländer an, gehe die rote Treppe hoch, trete in das viktorianische Backsteinhaus, schreibe mich ein. Ich bin Studentin in *Bryn Mawr College*. Der Ruf, der akademische Rang, die finanzielle Ausstattung, all das schwingt mit und verleiht meinem Gang über diesen Campusrasen einen schönen selbstbewussten Schwung.

Efeubewachsene Mauern, wie sie typisch sind für U.S.Universitäten im Rang, wenn nicht immer in der Mitgliedschaft, des *Ivy League*²⁵, findet man hier zwar nicht. Dafür sprechen aber die vergiebelten grauen Gebäude des *Bryn Mawr College* von Tradition und von Haltung, von der Haltung einer spezifisch amerikanischen Elite, der man in Europa wenig Achtung schenkt. Gewiß basiert sie auf Geld, nicht auf Blut.²⁶ Töchter dieser kultivierten und einflussreichen Gesellschaftsschicht gehen auf Colleges wie *Bryn Mawr*.

Wieder einmal war ich ein Wanderer zwischen den Welten. Joachim kaufte ein relativ kleines Ein-Familien-Haus in einem relativ preisgünstigen, dafür aber weniger gut angesehenen Stadtviertel. Genauer gesagt: mit Hilfe einer Einzahlung, die mein Vater tätigte, kaufte die Bank ein Haus, das wir abzuzahlen begannen.

²⁵ (Ivy = Efeu) Ursprünglich Verbindung der Sportmannschaften von acht "Elitehochschulen" der nordöstlichen US-Staaten.

²⁶ Wie wäre es mit Kompetenz und Leistung als Kriterium für eine Elite?

Wie in den USA üblich, klopfen bereits am Einzugstag die nächsten Nachbarn an, ob sie helfen können, ob wir eine hohe Leiter brauchen, Werkzeug, Brot, Mittagessen ... Spätestens tags drauf kommen Leute vom Eltern-Schüler-Verein, ob sie uns beim nächsten Treffen begrüßen dürfen, ob ich für den *Cake Sale* einen Kuchen backen könnte ... Joachim lebt bereits seit sieben Jahren in den Staaten, aber er hat sich an solche Sitten nicht gewöhnt. Er fühlt sich belagert, geht nicht an die Tür, zieht sich ins Schlafzimmer zurück.

Eines schönen Tages erschien aber Guntram. Mit breit rrrrollendem österreichischen Akzent stellt er sich als Ehemann von Marianne vor. Ich hatte noch gar nicht reagieren können, so schnell kam Joachim, als dieser Name fiel, aus seinem Versteck und bat den unbekanntem Gast erfreut herein. Marianne schicke ihn, erklärt Guntram: sie habe Konzert Karten und wolle uns einladen: Philadelphia Orchester, Eugene Ormandy, am Samstag.

99

Marianne belege sein Seminar, hörte ich als knappe Joachim-Begründung. Das erklärte mir freilich gar nichts.

An dem Samstag fuhr ein kleiner silberner Wagen vor. Noch bevor wir aus der Tür traten, um einzusteigen, flüsterte mir Joachim aufgeregt ins Ohr: Ein Professor Porsche²⁷ Porsche! Original! Ich wusste nicht, warum das so aufregend sein sollte. Mich interessierte vielmehr, wie ich in dieses niedrige zweitürige Gefährt halbwegs ladylike auf den hinteren Notsitz gelangen könnte, ohne den Rückenschlitz meines ultra engen, wadenlangen Rockes aufzureißen.

²⁷ Ferdinand Porsche (1875-1951) gilt als Hitlers Lieblingsingenieur. Er war Wehrwirtschaftsführer und setzte Zwangsarbeiter in seinen Werken ein. Porsche besuchte keine höhere Lehranstalt, kann deshalb kaum Professor gewesen sein. – Gemeint ist vermutlich der von seinem Sohn konstruierte Porsche 356 (1948). Ferry Porsche (1909-1998) war ab 1941 SS-Untersturmführer; 1968 wurde er in Baden-Württemberg Honorarprofessor.

Als ich das geschafft hatte, saß ich neben einem schlanken Mädchen in einem wild gemusterten Seidenkleid von Hermès. Es hatte besonders schöne Augen. Es duftete herbsüß. Es referierte, während wir dem *Delaware River* entlangfuhren, an dessen dicht mit Bäumen besetzten Ufern alle Herbstlaubfarben der Welt im milden Licht des Sonnenuntergangs leuchteten, sehr gelehrt über klassische Musik im Allgemeinen und dieses Konzert im Besonderen. Marianne.

Das erste von vielen Konzerten, in die sie uns über die nächsten zwei Jahre einlud. Parties gab es ebenfalls, und zwar im Kreise der auf der *Main Line* wohnenden Töchter und Söhne der Banker und Industriellen, von denen ihr Vater einer war. Die personifizierte amerikanische Legende "vom Tellerwäscher zum Millionär", war er der Sohn eines tatsächlich jung und arm aus Irland eingewanderten Lagerverwalters, und hatte es zum Gründer einer Radio Gesellschaft gebracht, die in jenen Tagen so um die 15.000 Mitarbeiter beschäftigte.

100

Um aus der Fuchtel jenes sturkatholischen Vaters herauszukommen, der sich stets mit "Commander" ansprechen und seine vermeintlich noch jungfräuliche Tochter beschatten ließ, hatte Marianne geheiratet. Und zwar Guntram, ehemaliger *Napola* Schüler, nunmehr amerikanischer Jungarchitekt.

Marianne hatte ein verführerisches Auge auf ihren Professor Joachim geworfen. Ich tendierte in Richtung des eleganten blonden Erben einer Bank-Dynastie, der eines Tages sein schwarzes Samtcape weit geöffnet und mich einen atemlosen Augenblick lang in dessen kardinalrotem Seidenfutter eingeschlossen hatte. Er war aber für mich unerreichbar, der junge B., in dessen Gegenwart mir kurioserweise meine jüdische Herkunft immer besonders bewusst wurde.

Zunächst wohnten Marianne und Guntram in einem hochgeschossenen Hexenhäuschen mit drei Zimmern übereinander am Rande der Stadt, und zwar zusammen mit der kleinen Fledermaus, der es vorher allein gehört hatte. Von Marianne liebevoll mit Kleinsthappen Frischfleisch, auf der Spitze einer Pinzette gereicht, versorgt, behauptete sie ihren Platz auf dem Kaminsims noch immer.

An der Zubereitung von Speisen hatte Marianne sonst kein Interesse. Darum war ich erstaunt, als sie mich um das Rezept für den Apfelstrudel bat, den Guntram bei mir so gelobt hatte. *For his birthday*, sagte sie laut und fröhlich, nur um in Lachen auszubrechen: *Me! Baking a cake! A birthday cake! The very idea!*

Allein der Ziehteig, dachte ich mir, und richtig: Der Anruf kam: Ob sie nicht bei mir – mit mir zusammen – den Strudel backen könne ...

Was für ein schöner Nachmittag: Marianne in Hochstimmung, ich in meinem Element. Und wie böse alles ausging: Ein wütender Mann, der an seinem Geburtstag in eine leere Wohnung heimgekommen war. Die Küche in wüster Unordnung. Keine Blumen, keine Kerzen, kein Geburtstagsessen, keine Frau. Nicht einmal eine Nachricht.

Marianne floh vor seinen Schlägen, mitten in der Nacht, zu uns zurück. Guntram kam auch, ihr hinterher. Da erlebten wir Frauen zwei Männer mit alteuropäischen Ansichten dazu, welche Rechte sie wohl haben. Prügel lehnte Joachim, zu seiner Ehrenrettung, ab.

Für Marianne war ihre Ehe in jener Nacht zu Ende. Sie war aber schwanger. Gerne schwanger. Glücklich. Hilflos. Überwältigt vom schieren Gedanken daran, ihr Kind auszutragen, zu gebären, Mutter zu sein. Wir telefonierten, redeten, trafen uns. Wuchsen

zusammen. Wir lasen viel. Gedichte. Antike Dramen. Unerwartet konnte ein ganz irdisches Geständnis während einer solch hoch ästhetischen Stunde fallen.

Ich muss dir was sagen, sagte sie dann: Ich kenne deinen Stundenplan auswendig. Ich weiß, wann du in welcher Vorlesung, in welchem Seminar bist und wie lange. Ich bin dir nachgefolgt, hab mir notiert, wann du nicht zu Haus bist, um mich mit Joachim treffen zu können. Ich dachte, ich liebe ihn. Aber ich liebe dich.

(Um eventuell auftauchende Vermutungen gleich zu zerstreuen: Sexuell habe ich keine Zuneigung zu Frauen. Abneigung auch nicht.)

Marianne latscht unbekümmert über den Campus vor mir her. Abgetretene Absätze verursachen einen leicht o-beinigen Gang. Überm Arm eine Stickjacke, deren Ärmel bis auf den Gehweg herunterhängen.

102

Marianne möchte, dass ich mit ihr shoppen gehe: Sie brauche schwarze Schuhe. In ihrem Schrank stehen zwei Paar schwarze Schuhe, erinnere ich sie. *But they're not polished*, erklärt sie mir.

Marianne zieht aus dem Hexenhäuschen aus. Wir packen. Zusammengeknuddelt auf dem Boden des Kleiderschranks liegt ein Nerzmantel. *Oh, there it is!* Ruft Marianne: *I thought I lost it. Do you want it? You can have it.* Mir ist der Mantel leider zu klein.

Joachims Geburtstag. Marianne bringt Wein, lehnt den Champagner aber mit einer angewiderten Grimasse an. *I never drink champagne. I hate champagne.*

Ende des Jahres die Geburt. Ein Junge: Eugene. Und dann im Frühjahr jener Schneesturm. Unvergesslich, die heulenden Winde, der nachtschwarze Tag, Schnee, Schnee, nass und schwer und

unaufhörlich. Die bereits in zarter Blüte stehenden Äste des Kirschbaums brechen unter der Schneelast ab. Auf Bürgersteigen liegen durchgerissene stromführende Kabel. Wir können nicht rausgehen, haben kein Licht, kein Telefon. Nur den Kamin.

Ich mache mir Sorgen um Marianne in ihrer neuen, voll elektrisierten Wohnung. Mit Baby ohne Strom. Sicherlich auch ohne Lebensmittel, denn nie hat sie Vorrat. Wie kann ich sie erreichen?

Am Abend dann das erlösende Klopfen an der Tür: Wie auf einem Gemälde, Maria(nne) mit Kind, in Decken gehüllt, die Gesichter vom Mondlicht beschienen.

Babyflaschen im Kessel überm Kaminfeuer. Aus Vorräten improvisierte Kessel-Gerichte. Viel Wein. Lange Gespräche an Kerzen beleuchteten Abenden. Liebe zu dritt. Leben elementar.

Es ist Mariannes letztes Studienjahr. Sie kehrt heim, nach Chicago.

Briefe. Briefe. Fremdsprachige Lyrik übertragen wir füreinander ins Englische. Sie Baudelaire: "Die Blumen des Bösen". Ich Rilke: "Duineser Elegien". Es sind persönliche Interpretationen, freie Übersetzungen mit Zwischenkommentaren in Klammern zum Schmunzeln, zur Freude, auch aus der Entfernung. Dann aber heiratet Marianne wieder.

Sie heiratet Herbert. Ihm zuliebe läßt sie sich zum Judentum bekehren, was gar nicht so leicht ist, aber Marianne, einem Heiden – Spaß macht. Ich höre förmlich, wie sie darüber lacht, ein hintergündiges Lachen, ein wissendes: wie lächerlich alles ist, wie leicht, wie unbedeutend ... Ich vermisse es, Marianne lachen zu hören. Bald werde ich die Beziehung selbst vermissen, denn Herbert verbietet ihr diese Beziehung, und sie gehorcht.

Kein Brief mehr.

Zwei lange Jahre lang.

Bis eines Tages, gänzlich unerwartet, unangemeldet, besagter Ehemann vor unserer Tür steht: Hi, I'm Herbert. Marianne habe nie locker gelassen, meldet er. Sie bestehe auf die Freundschaft mit mir, er habe Angst, sie verlasse ihn sonst.

SITUATIONSBEDINGTE BEWUSSTSEINSANPASSUNG

In dieser Zeit muss etwas in Joachims Professoren-Karriere passiert sein, das ihn aus der Bahn warf. Er hatte, um die U.S. Professorenleiter leichter hinaufklettern zu können, seine deutsche Staatsangehörigkeit aufgegeben und war Amerikaner geworden. Nun, aber wollte er, dass wir nach Deutschland zurückkehren. Nicht gleich. Aber dann endgültig.

Habe ich protestiert? Habe ich Bedenken angemeldet? Die Kinder, die Schule, die Sprache? Meine Eltern, meine Schwestern?

Nein, im Gegenteil, ich habe wieder – zum wievielten Mal – mein Studium unterbrochen. Es galt, mitzuverdienen, unsere Hypothekenschulden zu verringern, das Haus zu verkaufen. Also habe ich mich um eine Stelle als Lehrerin beworben.

105

Wie Joachim es wollte, begann ich bei Tisch mit den Kindern ausschließlich Deutsch zu sprechen, um sie zumindest sprachlich auf den großen Umzug vorzubereiten. Natürlich hatten sie beide plötzlich fast nichts mehr zu erzählen.

Habe ich gemerkt, dass sie traurig waren, Marcel und Tove? Dass sie vielleicht Angst davor hatten, in ein für sie fremdes Land gehen zu müssen, in eine fremdsprachige Schule?

Mit welchem Selbstverständnis ich bereit war, mein Leben und das meiner Kinder radikal zu verändern, das mag heute für viele nicht nachvollziehbar sein. Für mich gab es überhaupt keine Frage. Joachim war nicht mehr glücklich bei seiner Arbeit, nicht mehr

zufrieden mit seiner Situation. Das musste ich, wollte ich, wenn ich nur konnte, ändern.

Nicht nur um seinetwillen, sondern auch um meinetwillen. Die Gelegenheit, dieses geistlose, ereignislose Professoren-dasein zu verlassen, und das unterbrochene Erlebnis: Europa wieder aufzunehmen, reizte mich.

Zu Joachims Unruhe hatte auch der zu frühe Tod von seinem Vater – meinem geliebten Vati! – beigetragen. Mutti allein zu wissen bekümmerte ihn, gehbehindert und oben in der dritten Etage, natürlich ohne Lift. Zu allem Überfluss hatte sie auch kein Geld, denn die Behörde hatte zwar Vatis Rente sofort gesperrt, brauchte aber mehr als ein Vierteljahr, um Muttis Witwenrente auszurechnen. Es gab einen Tanz mit teuren internationalen Überweisungen und mit Vollmachten fürs Konto, denn wie sollte sie auch zur Bank?

In der Zwischenzeit fand ich heraus, dass die *Agnes Irwin School*, eine teure Privatschule für Mädchen ganz in der Nähe von *Bryn Mawr*, eine Lehrerin für englischsprachige Literatur suchte. Ich meldete mich.

Dreist? Nein. Aber kühn schon. Eine Ausbildung zur Lehrerin hatte ich keineswegs. Ich hatte den Bachelor Grad und war etliche Semester weit auf den Weg zum *Master* gekommen. Ich war also eine Studentin, nicht mehr. Allerdings eine etwas ältere Studentin, Mitte zwanzig, Mutter von zwei Kindern, eine junge Frau mit Lebenserfahrung, Selbstbewußtsein und, was die englischsprachige Literatur betraf, sowohl Wissen als auch Leidenschaft.

Spätsommer in Pennsylvania. Müde Rasen, Ruhe bedürftige Bäume. Eine Ahnung von Industriestaub, von woher auch immer, überall in der Luft. Wahrscheinlich hatte ich das smaragdgrüne Kostüm mit

den vielen Knöpfen angezogen, nur um etwas auffallend Lebendiges mitzubringen, als ich mich vorstellte. Die Rektorin, eine untersetzte, leicht stämmige Frau mit störrischem Haar und freundlichen, bernsteinfarbenen Augen sah mich lange an, lange und intensiv, zwischen den Sätzen die wir miteinander sprachen. Sie erzählte von den Mädchen, den Schülerinnen, und von dem, was Miss Agnes Irwin, eine Ur-ur-enkelin des großen Benjamin Franklin, eigentlich wollte, als sie diese Schule gründete. Nach meinen eigenen Zielen fragte sie, danach, was ich den Mädchen geben wolle.

Ich möchte ihnen die Tür öffnen, die Tür zur Welt der Dichtkunst. öffnen, und sie bitten einzutreten.

Joachim war ziemlich überrascht, als ich die Stelle bekam. Ein Ding der Unmöglichkeit in Deutschland, meinte er. Kein Examen. Keine Prüfung der Kenntnisse, der Tauglichkeit, ja der bisherigen Lebensführung überhaupt!

107

Wir haben miteinander gesprochen, sagte ich: Wir haben uns gut verstanden. Die Rektorin ist eine Frau mit Menschenkenntnis, sehr souverän, entscheidungssicher. Das ist eine Privatschule. Sie kann allein entscheiden.

Amerika, seufzte er nur.

Da ist aber noch was, eröffnete ich ihm: Die Rektorin hat mich gefragt, ob ich mir zutrauen würde, zusätzlich Geschichte des Altertums zu unterrichten. Auch da fehle ihr eine Lehrkraft. Ich habe ja gesagt.

Joachim schüttelte, wie ich mich erinnere, wortlos, aber mit dem Gestus der Hilflosigkeit, den Kopf.

Von Geschichte des Altertums hatte ich nicht die erste Ahnung. Von der Literatur der Antike dagegen schon. Da haben Marianne und ich uns ausgiebig ausgetauscht. Als Gerüst würden mir diese Kenntnisse dienen, sagte ich mir, sie und die Bücher, die die Rektorin mir mit einem so herzlichen Blick ausgehändigt hatte.

Heute würde ich sagen, es war ein Trip, aber damals dachte ich: Ich habe meinen ureigensten Beruf gefunden. Das war doch was für mich. Es fütterte mein Ego, kam meinem Selbstdarstellungstrieb entgegen.

Ich genoss es, meine liebsten Gedichte und Texte effektiv vortragen zu können. Ich eignete mir jeden Abend weitere altertumsgeschichtliche Kenntnisse an, suchte mir jeden Morgen wirkungsvolle Kleidung aus, freute mich, auf den Tag, auf die Mädchen und auf meinen Auftritt.

Zwölf sorgfältig gekämmte Mädchen in grauen Schuluniformen, alle um die sechzehn Jahre alt.

108

*Good morning, girls.
Good morning, Mrs. Seyppel.*

Ich gehe ganz bewußt um den Schreibtisch herum, setze mich vorne auf ihn drauf, den Schülerinnen näher, aber über sie erhöht, und lasse die Füße lässig baumeln.

Ich habe ein Buch in der Hand, Gedichte von Robert Frost. Ich mache das Buch nicht auf. Ich rede frei. Ich trage vor:

*Mending Walls
Something there is that doesn't love a wall,
That sends the frozen-ground-swell under it,
And spills the upper boulders in the sun ...*

Nachmittägliche Sprechstunden gibt es an dieser Schule, eine sinnvolle und mir sehr liebe Einrichtung. Den Mädchen steht meine Tür offen. Es kann kommen, wer will. Oder aber ich bitte die eine oder die andere zu mir.

Wie Alice. Alice, überschlanke und kleingewachsen, lächelt fast immer. Sie spricht sehr leise und lächelt dabei, als wolle sie niemanden stören, als sei sie allen gut. Schau, Alice, sage ich: In diesem Aufsatz benutzt du das Wort *orang utan* mehrere Male. Du schreibst das Wort jedes Mal anders, mal *orange*, mal *utan*. Dann wieder *arangatang*. Sieht du? Jedes mal anders, aber kein einziges Mal richtig.²⁸

Lächelnd schüttelt Alice über sich selbst den Kopf, und dann erzählt sie mir von sich, frei und kichernd, als wäre es eine witzige Geschichte über jemanden anders. Sie wisse nicht, ob sie die richtigen Adressen ihrer richtigen Eltern hat. Vielleicht hätte die eine oder der andere vergessen, ihr zu schreiben. So um die drei Jahre alt glaube sie gewesen zu sein, als ihre Eltern sich trennten. Sie sei beim Vater geblieben. als er aber seine neue Frau verließ, war sie bei der Frau geblieben. Die habe wiederum einen neuen Mann geheiratet, einen Reise-Schriftsteller, der exotische Tiere halte, einen Orang Utan, eine Boa constrictor, einen sprechenden Kakaðu. Den Orang Utan liebt Alice. Sie schläft manchmal in seinen Armen.

Oder Betty. Rotblond. Einen intelligenten, interessierten, aber leicht schelmischen Blick in ihren grünen Augen. Selbst in der denkbar schlecht geschneiderten Schuluniform kommt ihre schöne Figur zur Geltung. Betty fordert mich heraus. Sie holt sich die Bücher aus der Bibliothek, die ich im Unterricht erwähne. Sie liest, vergleicht, denkt sich Fragen aus, mit denen sie mich prüfen kann.

²⁸ Im Deutschen ist *Orang-Utan* üblich, im Englischen *orangutan*, *orangutang*, *ourang-outang*. Der Begriff stammt aus dem Malaiischen; im alten Javanesischen auch *urangutan*. Im Netz findet sich (im Zusammenhang mit der Gattung Menschenaffe) auch *Arangatang*.

Eines Morgens bittet Betty mich, aus dem Fenster zu schauen: Heute sei sie 16 geworden, da unten stehe das Geburtstagsgeschenk, das sie von ihrem Vater bekommen hat. Ich schaue herunter auf einen leuchtend roten *Corvette Convertible*. Ich staune, aber zeige es nicht, sondern frage in einem gespielt unbeeindruckten Tonfall, was in aller Welt ein Mann ihr später denn schenken könnte, um sie zu beeindrucken, wenn sie so einen *non plus ultra* Wagen bereits mit 16 besitze. Da umarmt sie mich spontan, wispert mir ins Ohr: Schläge, sagt sie, aber nicht zu harte.

Und dann gab es Jennifer. Ach, Jennifer ... Mit ihrem verschleierte Blick, mit ihrem biederem Gesicht. Sie sitzt, während einer ganzen Unterrichtsstunde, als die anderen alle eine Klassenarbeit schreiben, einfach untätig und mit leeren Gesichtsausdruck da, das Heft ungeöffnet, die Hände im Schoß. Am Ende der Stunde reicht sie mir ein unbeschriebenes, nicht einmal signiertes Blatt. Das darf sie. Sie muss nichts machen. Es gibt nichts Trotziges, nichts Aufmüpfiges oder gar Triumphierendes in ihren ausdruckslosen, wasserblauen Augen. Es ist pures Desinteresse. So wird sie von Klasse zu Klasse weiterbefördert, denn sie ist das Kind des hochpotentesten Sponsors der *Agnes Irwin School*, und er möchte, dass sie einen Abschluss macht. Ich bitte Jennifer in die Sprechstunde. Aber was willst du später machen? Machen, verstehst du? frage ich. Jennifer zuckt die Schultern und verläßt den Raum.

Wenn es ein Heimspiel gibt, holen mich aufgeregte Feldhockey Spielerinnen aus meinem Zimmer. Ich soll zuschauen, ihnen zujubeln. Wie verwandelt, meine Schülerinnen. Zwischen Klassenzimmer und Hockeyfeld hat eine Metamorphose stattgefunden. Selbst Jennifer: hoch konzentriert und eifrig, wie beim Unterricht nie. Aber ich weiß es. Ich weiß es von mir, als ich Basketball gespielt habe. Bis zum Umfallen, denn es ist ernst. Die Farben der Schule gilt es zu verteidigen, den Winkel der

Mannschaft. Es ist Krieg und sie sind Soldaten. Von Sieg oder Niederlage hängt ihr seelisches Leben ab.

Schulsport Marke U.S.A. Ich glaube, kein europäischer Fußballfan ist bedingungsloser seiner Mannschaft treu, feiert seine Helden ganz so frenetisch wie amerikanische Schüler und Studenten.

Es hat mir viel gegeben, Lehrerin zu sein. Die Erfahrung, Interesse wecken zu können, Wissen vermitteln zu können. Zuzusehen, wie ein junger Geist, derart in neue Sphären geleitet, sich entfaltet. Das Erlebnis, Vertrauen zu gewinnen, um Rat gebeten zu werden, auch in persönlichen, ja, privaten Schwierigkeiten. Es zu schaffen, unbekanntes Lehrterrain souverän zu erobern, einen spannenden Unterricht zu gestalten. Das alles hat mich gestärkt.

Und Joachim verunsichert.

Denn es waren zwei Leben. Als würde ich, wenn ich die Wohnungstür hinter mir schliesse, eine andere werden, wenn ich die Tür zu meinem Klassenzimmer öffne, eine andere sein. Da die Dienende. Hier die Führende. Bis in die Körperhaltung spürte ich das.

Noch etwas. Ich hatte in dieser Zeit eine Beziehung, die anders war als andere. Eine Beziehung mit Claude, der aus Montreal kam und Englisch mit französischem Akzent in einem leisen Tonfall sprach. Tiefliegende, brennende braune Augen. Die Bewegungen eines Tänzers. Psychotherapeut war er. Wir sprachen über die Theorien von C. G. Jung zu den Archetypen, über die Traumdeutung, Phänomene wie "das automatische Schreiben" bei William Butler Yeats, über dessen Poesie ich promovieren wollte. Claude war nervös: Der Sex war nicht befriedigend. Aber das war sekundär – tertiär – nicht von Belang. Der Austausch von Gedanken und von den Gedanken über die Gedanken war zugleich der Austausch von

Zärtlichkeiten, von Achtungs-, ja, von Liebesbekundungen. Ein Gefühl des Verstanden-, des Geschätztwerdens, das ich nur von Marianne und mir kannte.

Über die Psychologie als ausgeübte Therapie, als ärztliche Behandlung, konnte Joachim nur lachen. Er entwickelte in dieser Zeit eine Art herablassende Ironie, die mich traf, richtete gezielt intellektuelle Spitzen aus, die mich erniedrigten. Sein Verhalten mir gegenüber stand im totalen Widerspruch zu der Achtung, die ich in meiner Arbeit und in meiner Beziehung zu Claude erlebte.

Nein, ich dachte nicht daran, Joachim zu verlassen. Vor einem solchen Gedanken standen meine Kinder. Aber zum ersten Mal wusste ich, dass ich litt.

UMERZIEHUNG

New York Harbor. Ich muss wohl die perfekt mondäne Reisende abgegeben haben, wie ich da am Kai stand: marineblaues Kostüm, ebenso marineblauer Strohhut, gekrönt von einer pickelhaubenähnlichen Spitze. Hinter mir meine Kinder, Marcel 10, Tove 8 Jahre alt. Wir folgen Joachim an Bord der S.S. United States, des Schiffes, mit dem wir vor zehn Jahren nach Amerika kamen.

Der Chefsteward erkennt uns wieder. Dass wir zurück wollen, in Deutschland leben wollen, überrascht ihn. Kurz überzieht eine skeptische Miene sein rundes Gesicht.

113

Es muss zwei Tage später gewesen sein – ausser mir liegen alle seekrank in der Kabine, ich versorge Joachim und die Kinder mit Wasser, Tabletten und einem vielfachen Wechseln der Spucknapfe – da bietet mir der Chefsteward eine Einzelkabine auf der Deckebene an, damit ich wenigstens schlafen kann. Und er verrät mir seine Gedanken: Er hoffe, dass ich die Rückkehr nicht bereuen werde, denn mein Ehemann wird, zu Hause in Deutschland, ein anderer sein.

Eine Prophezeiung.

Eigentlich wollten wir zunächst nur ein paar Wochen bei Mutti in Berlin bleiben. Wir wollen nach Mainz, wo Joachim den Auftrag hat, drei Semester lang Studenten des *Middlebury College*, die in Deutschland weiter studieren, zu führen und betreuen. Dort hat er

eine Dienstwohnung zugeteilt bekommen. Da hatten wir aber falsch geplant, denn der Herr Direktor des *Middlebury College, German Language School* beschied, dass ausschließlich der Diensthabende die Dienstwohnung in Mainz beziehen darf. Obwohl die Wohnung drei Schlafzimmer hat, darf er seine Familie nicht mitnehmen. Ich muss mit den Kindern in Berlin zurückbleiben.

Die Wohnung ist ohne Vati. Ich spüre sein Fehlen. Ich spüre sein Fehlen, als griffe ich – Halt suchend – in Luft.

Für die Katz ist nun die intensive schulbuchmäßige Vorbereitung der Kinder. Berliner Schulen haben nicht nur andere Schulbücher als Mainz, sondern auch einen anderen Lehrplan und sind in Marcells Klasse weit voraus. Marcells Lehrerin hält es dennoch für richtig, ihn vom ersten Tag an absolut gleich zu benoten wie seine Klassenkameraden. Wo kämen wir hin, wenn wir da Ausnahmen für Einzelne machen würden? Der Junge soll eben Deutsch können, wenn er auf eine deutsche Schule will.

Auch Tove hat Probleme, ernste Probleme, die ich nicht einmal wahrnehme. Alleingelassen, ausgesetzt, ja, schutzlos fühlt sich meine kleine Tochter. Viele Jahre später schildert sie mir eine Szene aus den ersten Wochen in Berlin: Ich gebe ihr einen Zettel, auf dem "Senf" steht, und schicke sie damit zur Fleischerei Richter nebenan. Der Laden steht voller *O-wie-süß!-Wie-heißt-du-denn?-Frauen*. Sie fassen Tove ungeniert an, schieben sie vor an die Theke, geben Frau Richter ihren Zettel aus ihrer Hand. Aha! Mostrich willst du, sagt Frau Richter. Nein, sagt Tove: Senf. Alles lacht. Frau Richter meint: Ja, Mostrich eben. Sag doch Mostrich. Kannst du Mostrich sagen? Und alle lachen. Lachen.

Viele Jahre, ja, Jahrzehnte später, Tove ist erwachsen, hat selber Kinder, hat sich von deren Vater getrennt, wie ich mich von Joachim, da höre ich diese Geschichte zum ersten Mal. Als Vorwurf.

Als Anklage. Als ein Exempel unter vielen für meine Ich-Bezogenheit. Ich will ihr mein Verhalten erklären, mich rechtfertigen, verteidigen. Das lässt Tove nicht zu. Ich weiß noch genau, wie sie, blass und bebend, vor mir stand und schrie: Ich will nicht hören, wie dir war! Ich will, dass du hörst, wie mir war! Ich will, dass du mir zuhörst! Nichts erwidert! Nur zuhörst! –

Das war eine Lektion. eine Lehre. Und diese Lehre habe ich mir zu Herzen genommen. Zuhören, nur zuhören. Schwerer als man glaubt.

Aber zurück: Berlin 1960.

Für die Kinder ist Mutti die wichtigste Person, die Quelle des Wissens, das ihnen fehlt, die Erzählerin jener deutschen Kindheitserinnerungen, die sie nicht gemacht haben. Und Mutti ist immer da für sie, denn Mutti war immer da. Da in ihrem Sessel, die Füße auf dem verblichenen Polsterschemel, den Gehstock angelehnt, in den Händen eine Zeitung, ein Buch, eine Nähnaedel mit Garn, Stoffresten, die sie als kleine Taschen an ihre Unterröcke näht, damit sie immer ein verstecktes Taschentuch bei sich haben kann oder einen Stift, beschriebene Papierfetzen, auf deren Rückseiten sie sich etwas Besonderes, das sie gerade gelesen oder im Radio gehört hatte, notiert, um es später bei Tisch zum Besten zu geben.

Es gab aber auch die beiden Bengels von nebenan, die ersten Spielkameraden, von denen die Kinder zu Berlinern lernen, bevor sie Hochdeutsch können. Was Mutti missbilligt. Sie übt Deutsch mit ihnen, indem sie deutlich spricht, enunziert²⁹. Erstaunlich schnell ist die gesprochene Sprache die Ihre, die geschriebene, die für Schulnoten notwendige, lange noch nicht.

²⁹ Enunziation meint eine betonte Aussage, Verkündung.

Da, wo der alte Kohlenherd gestanden hat, ist ein großer schwarzer Fleck an der Wand, in dessen Mitte, fast verschämt, ein kleiner Gasherd Platz gefunden hat. Die einzige Neuerung in den zehn Jahren, seitdem ich das letzte Mal in dieser Küche stand. Noch immer dient die eine Hälfte der doppelten, arg zerbeulten Küchenspüle, mehrmals am Tag mit kaltem Wasser nachgefüllt, als Kühlschrank. Und die von Vati aus alten Latten und alten Stoffen zusammengebaute Kochkiste steht in der Ecke, wo sie immer stand.

Mir ist kalt. Mir ist immer kalt in dieser Schwachlicht-Kachelofen-Wohnung. Dafür, die Briketts aus dem Keller hoch zu bringen, gibt Mutti den Nachbarskindern jeweils 50 Pfennig. Marcel darf keine Kohlen holen, so ist Muttis Haltung. Ich stelle sie nicht in Frage. Ich muss mich einfinden in den beschwerlichen, für mich so ungewohnt mühsamen Alltag einer deutsche Hausfrau der 60er Jahre. Allein, dass ich kein fließend warmes Wasser habe, ich, verpimpeltes Südstaaten Pflänzchen!

Manchmal fühlt sich die Spitze meiner Nase kälter an als Brandys Schnauze. Übrigens bellt er nicht mehr, seit wir in Deutschland sind. Das darf jeder so auslegen, wie er will. Vielleicht versteht er halt kein Deutsch. Aber ich glaube, das Bellen ist ihm auf dem Schiff brutal ausgetrieben worden. Wenn wir sonntags im Grunewald spazieren gehen und er einem Igel nachjagt, klefft er. Sonst sagt er keinen Ton mehr. Sonntags, übrigens, habe ich immer mit den Kindern rauszugehen, in den Grunewald, in den Volkspark ... Die Kinder müssen am Sonntag gut angezogen und in Obhut der Mutter aus dem Haus. Das gehöre sich so. Joachims Direktive aus dem fernen Mainz.

Das hier sei eine Luxus Wohnung, sagt Joachim: Toilette und Bad sozusagen en suite und nicht auf der halben Treppe oder überm Hof.

Ich müsse warme Unterhosen anziehen, sagt Mutti: nicht diese Nylonfähnchen, richtige Schlüpfer mit Bein. So weit kommt's noch, denke ich mir, nein, da weigere ich mich.

Die Wäsche schleppe ich drei Treppen hinunter zum neuen Waschsalon zwei Querstraßen weiter und mit Nassgewicht wieder hoch. Eine Waschfrau will ich, schon des Kernseifengeruchs wegen, nicht. Mutti aber holt zum Saubermachen ihre "Aufwartung", Frau Schmidt, eine stramme, sehr laute Person die mit den Gegenständen herumpoltert, dass man Angst kriegen kann. Ich muss, wenn sie kommt, eine Flasche *Picon* besorgen, zu besonderen Anlässen dazu noch eine Flasche *Danziger Goldwasser*. Wenn Frau Schmidt geht, riechen die geschrubbten Dielenböden übel nach Kernseife.

Wenn Joachim da ist – er will jedes Wochenende nach Hause kommen, schafft das aber immer seltener – wenn er aber da ist, treffen wir uns mit seinen Freunden, dem großen, blonden Baltendeutschen Georg Holmsten, der wohl etwas mit dem gescheiterten Hitler-Attentat zu tun gehabt hatte und nun historische Romane schreibt. Und mit seiner Frau, der vollbusigen, aber sonst schlankblonden litauendeutschen Lyrikerin Aldona Gustas, die später mit Günter Grass, Kurt Mühlenhaupt und anderen die *Berliner Malerpoeten* gründen wird. Wenn Joachim da ist, gibt es Lesungen, Podiumsdiskussionen, Kneipenbesuche ... Sonst aber bin ich, bis auf die Weinstube, allein.

Vatis Stamm-Weinstube, die Weinstube Schultz, damals in der Schloßstraße gegenüber vom Titania Palast (später an der Kaisereiche). Ich geh alleine hin, obwohl man das als Frau zu jener Zeit nicht soll. Die Leute schauen auch komisch auf, wenn ich hereinkomme. Ich tue, als mache mir das nichts. Frau Schultz kennt mich bereits, weiß, dass ich die Schwiegertochter von Fritz Seyppel

bin, bringt mich zum kleinen Ein-Person-Tisch nahe am Tresen, setzt mir einen Viertel Badischen vor im bauchigen, Weinblatt umkränzten Glas mit dem geriffelten grünen Fuß. Es ist warm in der kleinen Stube. Manchmal esse ich eine Erbsensuppe mit Schinken-Einlage, nicht weil ich Hunger habe, sondern weil sie so wunderbar duftet.

Ich will aber! sage ich: Und ich werde auch! Egal, was Du sagst! Joachim lacht, wenn ich so auftrete, findet mich – so wütend, so machtlos wütend – zum Knutschen süß. Er will natürlich auch, dass ich weiter studiere, nur, bitte, erst im nächsten Jahr, wenn er wieder in Berlin sein wird. Ich will aber dieses Jahr, jetzt, und lasse nicht locker. Endlich nimmt er Kontakt zu seinen Freunden Otto Hess und Horst Hartwich auf (den beiden Männern, denen es eigentlich zu verdanken ist, daß die Freie Universität gegründet wurde). Besonders zu Horst Hartwich, imposant, jovial, eine starke Persönlichkeit, habe ich spontan einen guten Draht. Er ist verantwortlich dafür, Studenten aus dem Ausland an die FU zu bringen, eine für die junge Universität äußerst wichtige Aufgabe. Also kann ich mich immatrikulieren, bekomme eins der Stipendien für ausländische Studenten, bin wieder in meiner ureigenen akademischen Welt.

Schwierig ist es, meine Vorlesungen so zu legen, dass ich zu Hause bin, wenn die Kinder zu Hause sind, aber unter Verzicht auf manch ein wünschenswertes Seminar gelingt mir dies leidlich. Morgens, wenn ich mit Marcel und Tove gefrühstückt habe und sie in der Schule weiß, nehme ich den Bus und fahre, wie mir scheint, ins Grüne, Helle, Offene, nach Dahlem. Zwischen den Vorlesungen, wenn es die Zeit erlaubt, gehe ich ins nahegelegene Museum. Ich gehe in die Gemälde Galerie und dort zu den Impressionisten, die ich liebe. Ich sitze in deren unscharfen Gärten und weiß, in meiner

Heimat hätte ich bis nach New York reisen müssen, um diesen Genuss zu haben.

... Wo warst du? fragt Mutti aufgeregt. Es ist fast Mitternacht. Es kam ein Anruf für dich. Ein Ferngespräch aus Stuttgart. Ein Mann.

Unüberhörbar das Misstrauen, der Vorwurf. Ich war aber wie immer bei Schultz gewesen und weiß nicht, wer mich aus Stuttgart anruft mitten in der Nacht. Als am Morgen das Telefon klingelt, ist Mutti komischerweise bereits am Apparat und nimmt ab. Für dich, flüstert sie dann, sichtlich beeindruckt: Das Kultusministerium Baden-Württemberg.

Dann ist Gerhard Storz am Apparat, den wir aus Middlebury kennen und der seit Neuestem Kultusminister ist: er komme heute zu einer Konferenz nach Berlin. Ob ich nicht mit ihm zu Abend essen möchte. Er würde sich freuen. Ah, sagt er, als ich zusage: wie schön. Wie schön. Es ist das erste von vielen gemeinsamen Abendessen, denn immer wieder einmal muss er nach Berlin. Ein Genießer, der schon an der Farbe des Weins erkennt, dass der Kellner den falschen., nicht den bestellten, gebracht hat. Ein korrekter Schwabe, der die Münzen im Portemonnaie zählt, um mir aus der eigenen Tasche ein Taxi nach Hause zu bezahlen. Die Unterhaltungen bei Tisch, sie waren dank seines Witzes, seines Wissens, seines analytischen Geists, vor allem aber dank seiner Eloquenz für mich jedes Mal ein Genuss und ein Gewinn Ich habe viel von Gerhard Storz gelernt.³⁰

³⁰ Gerhard Storz (1898-1983). Zu seinen sprachkritischen Arbeiten gehört das zusammen mit Dolf Sternberger und W. E. Süskind herausgegebene Buch AUS DEM WÖRTERBUCH DES UNMENSCHEN (1957) über die Sprache des Nationalsozialismus, das auf einer zwischen 1945 und 1948 in der Zeitschrift *Die Wandlung* (Verlag Lambert Schneider) erschienenen Artikelserie beruhte.

Und ich habe ihm viel zu verdanken, denn er hat die Fäden zum Kohlhammer Verlag geknüpft, der meine Dissertation in der Reihe "Sprache und Literatur" herausgebracht hat.³¹

Eines Wochenends überrascht mich Joachim. Er möchte mir ein Kleid kaufen. Ich darf aussuchen. Er komme zum Shoppen mit. Da bleibt mir der Mund offen. Noch nie ist er zum Shoppen mitgekommen. Shoppen hasst Joachim. Was ist los?

Wir müssen gar nicht shoppen, sage ich ihm. Ich weiß, welches Kleid ich anprobieren will: das wollweiße Kleid im Schaufenster von Boeldicke.

Dass es nicht nur ein Kleid ist, sondern ein Komplet mit passendem Kurzmantel aus Mohair, sage ich Joachim erst einmal nicht, wundere mich aber um so mehr, als er tatsächlich mitkommt, mich in Kleid und Mantel kurz betrachtet, und ohne ein weiteres Wort beide Teile bezahlt.

120

Da tipp ich: Er hat eine Freundin.

Aber ich irre mich. Er hat, wie er mir beichtet, aus einem anderen Grund ein schlechtes Gewissen. Er ist nämlich kurzzeitig der Spielsucht verfallen. Mein Mann ist von Mainz aus Abend für Abend nach Wiesbaden ins Spielkasino gefahren, hat viel Geld verspielt und dann, über sich selbst erschrocken, in endlosen Nächten, klein und klein und klein, einen guten Teil des Verlustes wieder zusammengewonnen. Nun wollte er als Entschuldigung das Geld für mich ausgeben.³²

³¹ Jeannette Lander: WILLIAM BUTLER YEATS. DIE BILDERSPRACHE SEINER LYRIK (Stuttgart Berlin 1967: W. Kohlhammer)

³² Wohl eher als Selbstbestrafung, weil er "versagt" hat (beim Gewinnen; er ist ja ein "Spieler", wie Jeannette einmal schreibt)?

Er kann mich immer wieder verblüffen, der Joachim. Eines Tages eröffnet er mir, der Rowohlt Verlag habe seinen Roman angenommen.

Welchen Roman denn? Ich hatte keine Ahnung von einem Roman. Der Mann hat einen ganzen Roman geschrieben, und ich habe keine Ahnung davon.

Joachim euphorisch. Er wurde von Heinrich Maria Ledig empfangen. Dieser gab seinem Roman den Titel "Columbus Blue Jeans", schrieb den Titel mit Lippenstift auf die große Tafel an der Wand. Unter anderen illustren Autorensignaturen prangt nun auch Joachims Unterschrift. Ledig will den Roman für den Prix Goncourt vorschlagen, was, sagt Joachim, so viel wie bereits den Gewinn des Preises bedeutet.

Ab jenem Tag gab es zahlreiche mitternächtliche Anrufe des Cheflektors Fritz Raddatz, der Textänderungen mit Joachim absprechen wollte. Ich war sozusagen die Vermittlerin, wenn sie einander nicht gleich erreichen konnten. Als nicht alle erwünschten Änderungen rechtzeitig geklärt werden konnten – es hieß, es gäbe zu viele Amerikanismen im Text – wurde der Publikationstermin verlegt. Davon teilte mir Joachim nichts mit.

Natürlich habe ich schon gemerkt, dass er immer launischer wurde. (Inzwischen wohnte er wieder bei uns in Berlin, dies nehme ich mal kurz vorweg.) Er schrieb jeden Morgen lange Stunden und durfte nicht gestört werden. Auch nahm ich wahr, dass die Anrufe aus Hamburg aufgehört hatten. Aber, warum?

Wochen lang habe ich gewartet, bevor ich ihn darauf ansprach. Dann erfuhr ich, dass Joachim den Roman bei Rowohlt zurückgezogen hatte. Ja, zurückgezogen. Er würde leicht einen anderen Verlag finden. Er sei schon dabei. Er habe keine Lust, noch

weiter nach den abstrusen Vorschlägen eines Herrn Radatz an seinem Manuskript herumzudoktern. Er schriebe doch bereits einen neuen, den zweiten Roman.

Ich weiß meine Worte noch genau. Ich sagte: Wenn du mir etwas gesagt hättest, Joachim, mich gefragt hättest, ich hätte dich auf den Knien gebeten, bei Rowohlt zu bleiben. Du hast einen großen Fehler gemacht.

Ich denke, es war der entscheidende Fehler seines Autorenlebens. Auf der Suche nach einem anderen Verlag war er lange. Sehr lange.³³

Und den Ruf von Rowohlt hatte kein Verlag, den er für seine Bücher je gefunden hat. Dabei sind sie so gut wie die der Mitglieder der Gruppe '47, nach meinem Dafürhalten alle Mal, zu der er so gerne gehört hätte.

Ich bin auf dem Friedhof gewesen an jenem Nachmittag. Ich habe mich auf die Bank gesetzt und habe lautlos mit Vati gesprochen: Verstehst du das? habe ich gefragt.

³³ COLUMBUS BLUE JEANS ODER DAS REICH DER FALSCHEN BILDER kam 1965 bei Rütten & Loening (München 1965), 1967 beim Aufbau-Verlag (Berlin/DDR). Bei Rütten & Loening (München) war 1963 bereits sein Roman ABENDLANDFAHRT. ELEGIE AUF EINEN MANN NAMENS JOJO erschienen (dann 1977 Aufbau-Verlag). Insgesamt war Seyppels Werk vermutlich weiter verbreitet, als es beim Rowohlt Verlag gewesen wäre, bei dem seit Ernst Rowohlts Tod doch sehr auf verlässlichen kommerziellen Erfolg geachtet wurde.

ILLUSTRIERTE BRÖTCHEN

Rätselhafte Gesetzgebung:

- 1) Deutschland: Eine amerikanische Frau, die einen deutschen Mann heiratet, ist automatisch Deutsche, bleibt aber Amerikanerin.
- 2) USA: Ein deutscher Mann, der Amerikaner wird, ist kein Deutscher mehr, sondern nur Amerikaner.
- 3) Ein Amerikaner, der sich in Berlin anmelden will, muss die Zuzugsgenehmigung eines deutschen Einwohners vorweisen.
- 4) Eo ipso muss also Joachim von mir zuzugsgenehmigt werden. Dann darf er zu mir in seine Wohnung ziehen.

123

Ich genehmige. Er ist wieder da, der *pater familias*, bei uns, mit uns, über uns. Zu fünft in drei Zimmern-Küche-Bad. Eigentlich zu viert in zwei Zimmern, denn selbstverständlich behält Mutti ihr angestammtes für sich. Marcel bekommt in der umgebauten Speisekammer ein Wandklappbett und Tove im Eßzimmer eins mit Tagesvorhang, dem Zimmer wo zwei Mal täglich gegessen, zwei Mal täglich Klavier geübt wird, und wo jeder aus dem großen Wandschrank, den sie hasst, mehrmals täglich irgendeine Klamotte holen muss. Kein Platz, den sie den Ihren nennen könnte. Joachim und ich schlafen unter den Bücherregalwänden im sogenannten Herrenzimmer auf einer schmalen L-förmigen Bettcouch, übereck, die Füße zueinander. Vielleicht hat das Symbolwert, es ist immerhin unser Ehebett.

Im gleichen Raum steht Joachims Schreibtisch, und wenn er morgens an seinem Schreibtisch arbeitet, ist das Zimmer für mich gesperrt.

Ich sitze meistens eh am Küchentisch mit meinem Kram. Aber das ist okay. Ich kann Kochen mit Studieren, Schreiben, Lesen und sonst allem Geistigen gut verbinden. Kochen ist für mich eine geistige Arbeit, wie jedes nicht-verfremdete Handwerk. Nur ist es mit dem Kochen, seit Joachim wieder da ist, nicht mehr so schön. Ich muss wieder ohne Zwiebeln, ohne Knoblauch kochen, denn Joachim isst weder noch. Mein Haushaltsgeld muss ich wieder wöchentlich abrechnen, darf also nicht mehr das teurere Öl kaufen, da das billigere es doch auch tut.

Überhaupt beginnt eine Zeit der ausgesprochenen Reglementierung, wie ich sie in Amerika von Joachim nicht gekannt hatte. Als hätte er hier in Deutschland den Zwang, Dinge, die für mich eigentlich selbstverständlich sind, Dinge wie regelmäßige Esszeiten, per Dekret festzuschreiben. Ich habe das Essen auf dem Tisch zu haben, wenn die Kinder um zwei aus der Schule kommen. Die Kinder haben um zwei von der Schule zu Hause und am Tisch zu sein. Um sechs wird zu Abend gegessen.

Da haben wir es wieder, jenes bemerkenswerte Passiv, mit dem ich mich nie habe anfreunden können. Dieses Verschweigen der Identität der handelnden Personen. "Es wurde vom Schlagstock Gebrauch gemacht" – später in den 60ern kommt so ein Passiv den Handelnden öfter gelegen.

Es wird also gegessen, aber bei Tisch gibt es fortan wenig zu lachen. Eine gewisse Spannung liegt in der Luft, eine Atmosphäre der ständigen Prüfung. Es gibt eine zänkische Rechthaberei, der ich mich nicht entziehen kann, die ich sogar bisweilen selbst antreibe, wegen Kleinigkeiten, wegen nichts. Geht es um ein Wort, steht

man vom Essen auf und holt ein Wörterbuch. Geht es um einen Ort, steht man vom Essen auf und holt den Atlas. Ich lobe einen Professor und ernte einen sarkastisch herablassenden Kommentar. Die Kinder bekommen Fragen gestellt, wissen die erwünschten Antworten nicht, ernten Tadel. Oft lässt Marcel darum sein Essen stehen und zieht sich in seine Kammer zurück. Mutti ist schweigsam, geht aber, sobald gegessen worden ist, in ihr Zimmer, Tove will eigentlich hinterher und zu ihr, muss aber auf vorwurfsvollen Befehl ihres Vaters erst einmal ihrer Mutter helfen, den Tisch abzuräumen.

Als ich Kind war, haben wir nur Sonntags zusammen essen können. Unter der Woche stellte Mama das Mittagessen für Tatta auf den Tisch und übernahm seine Stelle im Laden, damit er oben in der Wohnung essen und sich danach auch kurz hinlegen konnte. Das tat sie für jede von uns Schwestern ebenfalls einzeln, denn wir hatten verschiedene Schul-Schlusszeiten. In meiner Erinnerung ist aber das Essen, das Mama kochte, eine Quelle des Familienglücks gewesen, etwas nicht nur für den Leib Stärkendes, Befriedigendes. Und nun sitzen wir alle zur gleichen Zeit am Tisch. Wir essen zusammen, sind aber vereinzelt. Das Gefühl, das hier herrscht, schwächt uns. Nur der Körper wird satt.



Nicht, dass solche Misstöne zu Hause im Stande gewesen wären, mein neues Leben grundlegend zu trüben. Sechziger Jahre. Aufregende Zeiten in Berlin. Im literarischen, im politischen, im akademischen Berlin, im eingemauerten, wütenden, pulsierenden, besetzten, aber freien, ja, freien Berlin. Als die Mauer am 13. August 1961 hochging, waren wir auf Urlaub im Schwarzwald. Es war unser Hochzeitstag. Zum ersten Mal war ich auf einer Reise in Deutschland. Viele sollten folgen, denn Joachim hatte, ganz nach seinem Naturell, eine strikte Planung für Familienferien aufgestellt, und zwar: Osterferien im Ausland, Sommerferien in Deutschland, davon ein Sommer in die Berge und im nächsten an die See. Monate im Voraus studierte er das Kursbuch der Bahn und notierte minutiöse Reise-Zeitpläne in winziger Schrift auf die Rückseite abgelaufener Kalenderblätter. Es freute ihn wirklich, wenn wir es in den vorgesehenen zweieinhalb Minuten von einem Bahnsteig zum anderen, mit Gepäck, Treppe hoch, Treppe runter, umzusteigen geschafft hatten und, noch außer Atem, auf den reservierten Abteilplätzen des – damals tatsächlich immer pünktlichen – Zuges saßen.

Aber am 13. August 1961 war ihm bange. Er schmiss seine Pläne um, beschloss, eine Woche länger im Schwarzwald zu bleiben: bis sich alles beruhigt, wie er meinte. Es war spät in der Nacht, als wir Mutti endlich telefonisch erreichten. Mutti, mit vor Angst erstickter Stimme, aber tapfer: Joachim soll sich gut überlegen, ob er überhaupt zurück will nach Berlin. Obwohl meine Eltern – viele Stunden später kam ich telefonisch zu ihnen durch – genau so reagierten, gab es diese Alternative weder für Joachim noch für mich. Fast trotzig war unsere Stimmung. Jetzt erst recht. Aber bange war auch mir.

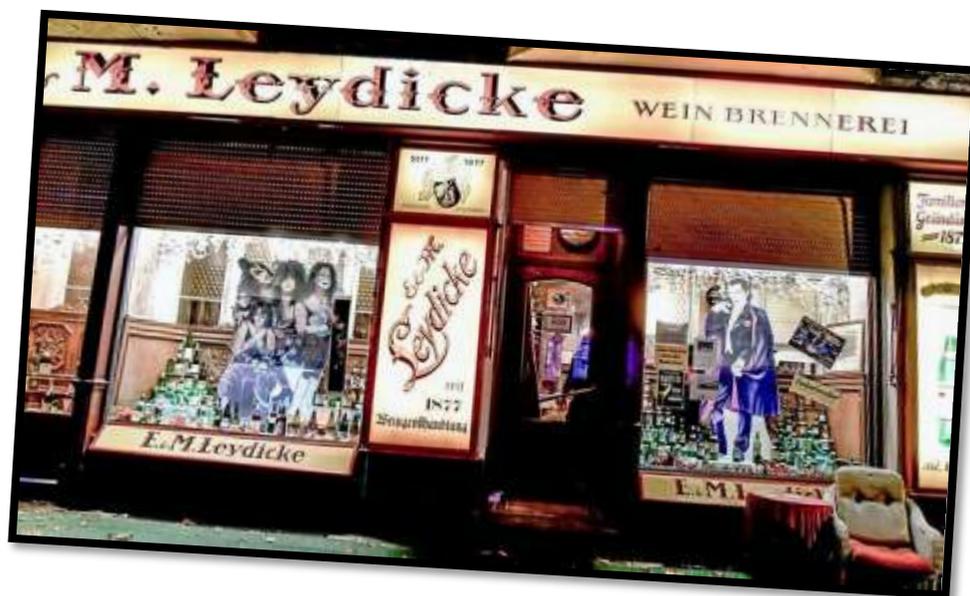
Ausweis-Kontrolle im Zug. Bewaffnete Uniformierte, zu dritt, vor lauter Unsicherheit schroff, anherrschend im Ton. Beängstigend, ihre Nervosität. Und auch unsere. Eine falsche Geste, dachte ich, ein missverständliches Wort, und die Beherrschung kippt. Sichtlich hielt Joachim an sich. Lange Minuten lang. Blasse Kindergesichter. Angst. Bis die Männer endlich die Ausweise wieder aushändigten und die Abteiltür hinter sich zuschoben. Nur allmählich löste sich die Spannung.

Recht? Unrecht?

Freunde kommen zu uns, Journalisten, Schriftsteller, Redakteure vom Funk. Auf der schmalen Eckcouch, auf den Sesseln, grau und rot bezogen, sitzen wir Abende lang und reden. Reden. Im schwachen Schein der kleinen Kerzen-Glühbirnen. Fahlgelbes Licht umhüllt uns, sondert die Tageswelt ab. Es gibt Tee, manchmal einen mitgebrachten Wein und *illustrierte Brötchen* nach Muttis Anweisungen: Halbe Schrippen, sparsam gebuttert, mit einer dünnen Scheibe Wurst oder Käse belegt und reichlich dekoriert: rote Tomatenschnitze, grüne Gurken-Eckchen, gelbe Senf-Pünktchen, schwarze Perlen von Oliven und Ersatzkaviar.

Eine unterschwellige Erregung in allem, was wir sagen. Das Bewusstsein des Ausnahmezustands, in dem wir leben. Fast ein wenig Stolz.³⁴ Ich fühle mich wohl unter diesen Menschen, die suchen, erwägen.

Es gibt andere Abende, lustvolle, an denen eine Freundin da ist, und Kerzen auf der Couchtischplatte aus schwarzem Glas, die ich extra poliert habe. Da illustriere ich keine Brötchen, sondern gehe zu "Nöthling" und kaufe Feinköstliches ein: Garnelen, Patés, lange getrockneten Schinken in hauchdünnen Scheiben und Käsen auf dem optimalen Reifepunkt. Zu teuer, alles, für mein Haushaltsbudget. Da nehme ich von dem Geld, das Tante mir gelegentlich schickt, jeweils einen hundert Dollar Scheck. Um die vier Mark gab es in jener Zeit für einen Dollar. Joachim spendiert den Wein. Die Freundin bleibt bis in der Früh.



³⁴ Dieser Stolz wurde dann von der BZ 30 Jahre lang angeheizt!

Oft gehen wir zu "Leydicke", wo Künstler jeder Provenienz sich treffen, junge Menschen meistens, Menschen mit linker Gesinnung. Eine völlig verräucherte Weinstube. Am nächsten Morgen habe ich Kopfschmerzen vom süßen Obstwein und Halsschmerzen vom Rauch und keine Stimme mehr vom Versuch, mich in dem Lärm zu verständigen.

Ich bin aber mittenmang, höre Meinungen, lege meinen Standpunkt dar, einen etwas anderen Standpunkt, kraft des amerikanischen Hintergrunds, der jüdischen Denkweise. Aufmerksame Zuhörer habe ich. Das schmeichelt.

An frühdunklen, naßkalten Winterabenden fahren wir S-Bahn, gehen frierend auf zugigen Bahnsteigen auf und ab. In die Oper, ins Theater, ins Konzert. dicke Stiefel an den Füßen, die Pumps im Beutel mit und Schuh-Tausch an der Garderobe. Nach der Vorstellung: eine knackheiße Bockwurst mit Brötchen und Senf. Wir stampfen mampfend die Kälte aus den Füßen, kriegen Senf-Flecke an den Ausgeh-Handschuhen, finden das Taschentuch nicht und die Nase läuft.

Wenn die Dissertationsarbeit mich nervt, höre ich Country Music im AFN und tanze auf der kleinen Erkerstufe vor mich hin. Joachim kommt verstoßen herein und schaut mir zu. Aber er tanzt nicht mit mir, wenn wir irgendwo sind, wo getanzt wird. In der "Eierschale" beispielsweise, am Breitenbachplatz.³⁵ Da singt die sinnliche schwarze Gloria mit ihrer Jazz-Band. Glorias Freund tanzt mit mir. Joachim schaut zu.

Oder bei den Tanzabenden im "Blau-Weiß Tennisklub", in den Joachim neuerdings eingetreten ist. Das passt zwar weder zu seinen

³⁵ Von 1955 bis 1977 war die "Eierschale" ein Jazzlokal in Steglitz, Breitenbachplatz 8, daraus wurde der "Jazzkeller" Die "Eierschale" zog in eine Villa in Dahlem, ist heute jedoch ein Gastronomiebetrieb mit gehobenem Angebot.

sozialkritischen Überzeugungen noch zu seinem Portemonnaie, aber ich kann mit den Kindern zum Schwimmen, zum Sonnenbaden hingehen, lerne Gisela kennen, die viele Jahre lang meine Freundin sein wird, obwohl wir total konträre Menschenkinder sind. ich sehe mich noch hinter Marcel und Tove aus dem Bus steigen. Alle drei sind wir bepackt mit Schwimmsachen, Umziehsachen, Liegewiese-Decken, Badetüchern, Büchern ... so laufen wir etliche Querstraßen bis zum Klub, betreten verschwitzt und derangiert den Parkplatz, wo müßig gehende Damen in kühlen Leinenshorts aus ihren Sportwagen steigen. Wir gehören hier nicht zu, denke ich jedes Mal.

“Rumänia, Rumänia“ war ein jiddischer Song, den Tatte mochte und Mama nicht ausstehen konnte: *Die Rumänen trinken Wein, essen Mamaliga; und wer es küsst sein eigen Weib, jener iz meschigge.*³⁶ Das war wohl, was Tanzen angeht, Joachims Devise.

Jedenfalls, bei der Geburtstagsfeier eines Freundes tanzt wiederum nicht Joachim, sondern ein anderer Mann mit mir. Er tanzt gut. Jünger als ich ist er, schätze ich. Kleines Seidentuch am Hals. Lockere Kleidung. Er sagt, diesen Raum würde er ganz anders einrichten. Ich sage, dieses Buffet würde ich ganz anders bestücken. Plötzlich platzt eine Naht beim Tanzen auf, ganz vorne auf meinem engen Kleid, und ich will ins Schlafzimmer verschwinden, um es zuzunähen. (Ich weiß, wo in dieser Wohnung das Schlafzimmer ist.) Der junge Mann kommt aber mit. Gheorghe heißt er, ein rumänischer Name, den ich nicht richtig ausspreche. Er setzt sich hin, beobachtet Stich für Stich, wie ich die Naht wieder zunähe. Ich meine: Stich für Stich für Stich und mit besonderer Aufmerksamkeit für den Knoten, den ich am Ende knüpfe. Darüber macht er mir ein

³⁶ *Rumania, Rumania*, jiddisches Operettenlied von Aaron Lebedeff (1875-1960). Vgl. *Farges Mikh Nit - Vergiss mich nicht*: Ein Liederabend mit Alma Sadé (Sopran), Helene Schneiderman (Mezzosopran) und Barrie Kosky (Klavier, siehe dazu: https://issuu.com/komische_oper/docs/kop_ph_farges_issu)

Kompliment. Aber es klingt nicht wie ein Kompliment. Es klingt ganz ernst.

Als wir weiterhin miteinander tanzen, reißt mich Joachim überraschend weg und sagt, wir müssen gehen. Er insistiert, dass wir jetzt gehen müssen, jetzt gleich, sofort, hat meinen Mantel in der Hand und seinen bereits angezogen. Er zieht mich förmlich weg. Gheorghe kann mir nur noch sagen, dass er im Flur ein Plakat aufgehängt hat, auf dem seine Telefonnummer steht. Ja, hier in der Diele hängt es, sagt er: Für die Eröffnung einer Töpferei.

Tage, nein Wochen lang, frage ich mich wieder und wieder, unter welchem Vorwand ich wegen Gheorghes Telefonnummer in die Wohnung zurückgehen könnte. Die Schwierigkeit ist, dass unser Freund einen solchen Besuch als eine Aufforderung missverstehen könnte, unsere verfllossene Beziehung wieder aufzunehmen. Ich gehe nicht hin. Nach einer Weile denke ich, jener Gheorghe hätte längst meine Telefonnummer erfragen können, wenn er hätte wollen.

Aber ich vergesse ihn nicht.

In der Uni gibt es Aufstand. Studenten gegen überfüllte Hörsäle, gegen Wiederbewaffnung, gegen Altnazis in Neuämtern, für den freien Sex.³⁷ In den Turbulenzen kann sich einer leicht verlieren, der, wie mein Doktorvater Professor Richard Gerber, mitgehen will mit der Zeit. Seinen Seminaristen bietet er überstürzt das Du an. Sie danken's ihm, nicht. Wilde Streiks unterbrechen seine Vorlesungen.

ASTA Aktivisten platzen in seiner Sprechstunden herein. Bis ich endlich meine Arbeit einreichen konnte, hatte ich mehr als genug von dieser Universität. Ich tanzte auf der Straße vor Glück, sie zu verlassen. Professor Gerber hatte vorgeschlagen, dass ich mich unter

³⁷ Vorrangig ging es um den Krieg der USA gegen Nordvietnam!

seinen Fittichen habitiere. Das habe ich dankend abgelehnt. Ich habe die schöne blaue Doktorwürde-Rolle aufs Küchenregal überm Herd gestellt, wo sie mit den Jahren eine Menge Kochdunst abbekam.

Nun fehlte das monatliche Stipendium. Joachim, der es verständlicherweise gern gesehen hätte, wenn ich mit der Zeit das Grundgehalt einer Professorin hätte nach Hause bringen können, schlug vor, dass ich Unterricht in Volkshochschulen gebe, wie er es selbst schon lange tat. Darauf ging ich ein. Zwei, drei Mal die Woche fuhr ich abends nach Tempelhof oder Schöneberg oder Wedding. Viel Kraft hat das gekostet, dafür aber wenig Freude gebracht.

Da kam mir das Angebot unseres Freundes und Chefs des Colloquium Verlags, Otto H. Hess, eine Monographie über Ezra Pound für die Reihe "Köpfe des XX. Jahrhunderts" zu schreiben, sehr gelegen. Sicherlich hatte Joachim auch das eingefädelt, denn er wusste, dass ich ohnehin Studien zu jenem als antisemitisch verschrienen Dichter aus eigenem Interesse trieb. Ich ging gern an die Arbeit, sie brachte aber wenig Geld.³⁸

Wovon genau wir lebten, das hat Joachim immer für sich behalten. Emsig war er schon, und auch erfindungsreich im Aquirieren, las viel, recherchierte, schrieb für Zeitungen, Zeitschriften, für den Funk, arbeitete weiterhin an Romanen. Wir pflegten ein reges Schriftstellerleben. Mit welchen Autoren alles wir nachts um die Häuser zogen ... Sie aufzuzählen? Ja, wenn ich glauben könnte, dass die Namen, ohne Internet, jemandem heute etwas sagen würden. Robert Wolfgang Schnell etwa. Ich hoffe, er ist nicht ganz vergessen.³⁹ Oder Nicolas Born. Welch schöne Lesungen wir in

³⁸ Jeannette Lander: EZRA POUND (Berlin 1968)

³⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_Wolfgang_Schnell

K. P. Herbachs Jungbuchhändlerkeller⁴⁰ erlebt haben. Bald auch in der Akademie der Künste. Hinterher ging es immer in die Kneipe unter der S-Bahn-Brücke. Ich aß Gulaschsuppe, Joachim Tatar ohne Zwiebeln mit Ei. Wir fuhren zum Literarischen Colloquium nach Wannsee draussen. Wir redeten mit im Schutzverband Deutscher Schriftsteller, hörten zu im Republikanischen Klub, riefen mit Michael Krüger zusammen eine Literatur-Zeitschrift ins Leben: "Die Diagonale". Drei Jahrgänge mit je zwei Ausgaben brachten wir mit Hilfe von Lotto-Geldern zustande, bevor diese Finanzquelle versiegte. Zu den Autoren gehörten auch Ost-Schriftsteller. Da sie nicht zu uns kommen konnten, reisten wir in die DDR zu Günter Kunert, Bernd Jentsch, auch illegalerweise einmal zum Komponisten Paul Dessau, der jenseits der Grenze wohnte, für die unsere Scheine Gültigkeit hatten.

Ich schrieb Beiträge über Ezra Pound, William Butler Yeats, Nelly Sachs. Ich schrieb Gedichte. Ich hielt diese Ehe aufrecht bei wachsendem Verdruss, ob der Streitereien, die so heftig wurden, dass Tove nachts auf dem Boden vor der Tür hockte und heulte. Es ging um nichts, ums Ritual, um Stolz und Macht, um alles. Irgendwann kamen meine Eltern nach Berlin. Nicht, dass ich je in meinen Briefen mir etwas anmerken lassen hatte. Sie wollten sehen, wie wir leben, die Kinder wiedersehen, die nunmehr Teenager waren. Sie wollten nach Israel, wie jeder Jude einmal in seinem Leben, und machten Zwischenstopp bei uns.

Es war ein denkwürdiger Besuch, denn Tante spürte sofort, wie mir zumute war. Er redete auf mich ein, ich solle die Kinder nehmen und mit nach Israel fahren. Dann könnte ich mich entscheiden, ob ich nach Atlanta will oder zurück nach Berlin.

⁴⁰ Der noch heute existierende "Charlottenburger Buchhändlerkeller"! <http://www.buchhaendlerkeller-berlin.de/>

Joachim verhielt sich irrational im Angesicht der unausgesprochenen Bedrohung, machte gute Miene, wenn Mama und Tante dabei waren, sprach aber, sobald wir allein waren, kein einziges Wort mehr mit mir. Er erstarrte.

Er hätte keine Angst haben müssen. Ich war längst keine Amerikanerin mehr. Niemals wäre ich das Risiko eingegangen, ein deutsches Gericht entscheiden zu lassen über das Sorgerecht (zu der Zeit erschreckenderweise "Erziehungsgewalt") für meine Kinder.⁴¹ Zurück nach Atlanta wäre außerdem eine Niederlage für mich gewesen. Ich hatte eine andere Waffe. Ich rang Joachim den Schwur ab, beiderseitig die ganz gewöhnliche eheliche Treue ab jetzt zu leben, auf dass die unterschwellige Eifersüchtelei aufhöre, die gegenseitigen Verletzungen, die uneingestandene Angst, doch noch am Ende verlassen zu werden.

Er schwor. Er hielt sich nicht daran. Ich schwor. Ich hielt mich eine Weile dran. Aber es war zu spät.

⁴¹ Dieses Szenario sollte sie dann entfalten in ihrem Roman JAHRHUNDERT DER HERREN (Berlin 1993).

REBELLIÖNCHEN

Fasching. Ich trage schwarz, einen Turban, eine Maske. Ich lass die Leut feierend hinter mir, gehe Schritt um Schritt die Stufen hoch, setze mich auf die Treppe und schaue hinunter. Sie tanzen, lachen, knipsen die freudvollen Mienen nach Bedarf an und aus. Meinen Schalter habe ich verloren.

135

Und manches Mal, abends zu Hause, wenn ich, das offene Buch auf dem Schoß, einfach da sitze, schauend, nichts sehend, das Getane, das Zu-tuende aufzählend, Marmelade eingekocht, Tove die Vokabeln abgefragt, für Marcel den Knopf angenäht, morgen die Wäsche machen, auf den Markt gehen ... kommt Brandy, der nicht mehr bellt, und schaut mich lange an mit seinem fragenden, wissenden Blick, sehr lange, bevor er sich um-sich-herumdrehend niederläßt auf dem Teppich zu meiner Seite der Couch.

Aber ich schreibe. Morgens sehr früh, wenn alles noch still ist um mich herum. Bevor ich Marcel wecke. Bevor ich Schulbrote bereite. Bevor die Läden öffnen. bevor die Welt, in der ich lebe, einbricht, mache ich ein Buch aus der, die ich verlassen habe.

Es ist neun Uhr. Ich weiß es, weil ich die Tür des Badezimmers ins Schloss fallen höre. Joachim ist auf und im Bad. Also ist es neun

Uhr. Ich brühe ihm Tee, schneide ihm Brot, stelle ihm die Butter auf den Tisch. Und meine Marmelade. Er gibt mir einen Proforma-Kuss, ehelich, lipplos. Dass ich unter die brotlosen Künstler zu gehen gedenke, ernsthaft ein Buch schreibe, gefällt ihm nicht. Er wird nicht Korrektur lesen. Das sagt er mir, wohlwissend, so gut kennt er mich doch, dass ich mich nicht abbringen lassen werde.

Hohwacht an der Ostsee. Pflingstzeit. Das eisige Wasser an der Haut in kurzen, peitschenden Wellen. Ich schwimme trotzdem. Renne dann bibbernd auf und ab. Warte bis Mittag, wenn alle übrigen Badegäste essen gehen und der Strand verlassen ist. Dann packe ich den Spirituskocher aus und brate mir im Windschatten des Strandkorbs ein Schweinskotelett. Seelige zwei Wochen vor den Pfingstschulferien darf ich jedes Jahr, nach einem meisterhaft ausgeklügelten Plan, mit Mutti allein hier sein. Joachim kommt dann mit den Kindern. Zwei Wochen sind wir zusammen an der See. Marcel, Tove und ich fahren dann nach Hause, während Joachim mit Mutti zwei weitere Wochen dableibt. Das zahlt Mutti alles, spart das ganze Jahr über dafür, sechs Wochen bei Frau Witte in der Pension zu sein, wo wir frühstücken, Mutti im Korbsessel auf der Veranda in der Sonne sitzt, einen Plausch hält mit jedem, der, sie grüßend, vorbeikommt, zum Mittagessen hereingebeten wird, ein Nachmittagsnickerchen macht. Um sechzehn Uhr stehe ich Schlange vorm Lieferwagen der Aalräucherei. In Frau Witte's Küche mache ich den warmduftenden Aal zurecht und esse mit Mutti am gedeckten Tisch zu Abend. Es gibt Tee.

Der Steilküste entlang, Meeresbrise im Haar, mit feinem Sand durchsetzte Salzluff an den bronzenen freien Schultern, Möwen, kreisend, gleitenden Flugs, stoßen ständig hoctönige Rufe aus. In der Ferne das weiß getünchte, reedbedeckte Hotel auf der Klippe,

anziehend. Ich passiere das Portal und lese auf einer Tafel im Foyer ein Gedicht von Nietzsche:

Dorthin – will ich, und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, in's Blaue
Treibt mein Genueser Schiff.

Ich merke mir jedes Wort.

Joachim überrascht mich. Er fragt: Wie weit bist du mit dem Buch? Ich soll ihm unbedingt das Manuskript da lassen in Hohwacht. Er will hineingucken.

Eine Woche später kommt es mit der Post zu mir zurück. Auf dem braunen Einpackpapier handschriftlich gekritzelt: *Das Buch ist gut. Mach weiter. J.*

An welchen Verlag schicken? Suhrkamp, natürlich. Man fängt ja oben an, beim besten. Bspuckt und abgeschickt. Dann warten. warten.

Tove hat einen Freund. Er steht nicht gern frühmorgens auf, schwänzt oft die Schule. Darum geht Tove jeden Morgen, jeden, zu ihm nach Hause, weckt ihn, macht ihm Schulbrote. Die Mutter ist schon aus dem Haus, muss zur Arbeit, drei Kinder zieht sie alleine groß, ohne Geld vom Vater, der adlig ist, aus Adels Verpflichtung Kinder zeugt, schon etliche Frauen sitzen lassen hat. Tove sieht zu, dass ihr Freund aus dem Haus kommt, bevor sie selbst zur Schule geht.

Ein Zimmer für sich hat sie noch immer nicht, obwohl Joachim nunmehr die Nebenwohnung dazugemietet und mit Marcells Hilfe einen Durchbruch von Erker zu Erker selbstgemacht hat, so dass wir nun zwei weitere Zimmer haben. Eins ist unser Schlafzimmer mit einem richtigen Doppelbett. Das andere Joachims neues

Arbeitszimmer, in dem Marcel eine Dunkelkammer für sich einbauen darf. Für Tove fällt nichts ab.

Sie ist schön, meine Tochter Tove, ein schönes Mädchen, sechzehn Jahre schon, mit scharfem Blick aus hellen Augen, mit vollen Lippen, die oft schmollen. Und gescheit ist sie, vernünftig, schnell entschlossen.

Eines Samstagabends kommt sie heulend die Treppe hochgerannt, Joachim ihr dicht auf den Fersen. Er schimpft: Tove drücke sich knutschend in dunklen Eingängen rum wie eine ... Den Satz spricht, als ich ihn anschau, der Joachim nicht zu Ende, der wohl eben, trotz seines heiligen Schwurs, nicht von der angeblichen Lesung, sondern von seinem gegenwärtigen Schwarm heimkommt. Scheinheiliger Heuchler, sagt mein Blick. Er kann meine Blicke inzwischen einigermaßen gut lesen.

Am Sonntagmorgen drauf sagt mir Tove, sie wird heute Nacht bei ihrem Freund bleiben, damit sie ihm nicht in dunklen Eingängen einen Gute-Nacht-Kuss geben muss. Ihrem Vater sagt sie nicht Bescheid.

Mittwoch. Eben bringe ich das Essen herein, dampfend heiß, Joachim ist im Anmarsch, Tove dabei, Mutti in den Stuhl zu helfen, Marcel will sich gerade setzen. Du hast das Licht in der Dunkelkammer brennen lassen, sagt sein Vater: Die ganze Nacht!

Wir sitzen zwar. Wir fangen an zu essen. Variationen zum Thema Brennengelassenes-Licht-kostet-Geld hören wir, schmecken wir, kauen darauf herum. Marcel steht auf und geht. Wie so oft. Hast du wieder mal geschafft, würde ich zu Joachim sagen, wenn ich nicht wüsste, dass ich dann nur zu hören bekomme, dass ich die Kinder nicht erziehe, also ich die ultimative Quelle von deren Nachlässigkeit bin. Zur Überraschung aller kommt Marcel aber

nach einer Weile wieder herein. Mit einem Blatt Papier, auf dem er ausgerechnet hat, wie viel genau es kostet, wenn eine Glühbirne der Wattzahl von der in der Dunkelkammer acht Nachtstunden lang brennt. Marcel legt Joachim das Blatt vor, tut einen Pfennig auf den Tisch: Zahl ich, sagt er, setzt sich hin und isst weiter. Das Essen ist noch warm. Und mir ums Herz.

Uschi am Apparat. Spontane Person, die hinter Joachim her ist. Wir sollen mit zur Eröffnung einer Goldschmiede Werkstatt mit Laden. Wein und Lecker-Häppchen. Eine Gaudi.

Warum nicht? Gelegenheit, das graue Minikleid und die kniehohen Stiefel zu tragen. Ich lackiere mir die Nägel, trage Lidschatten auf. Aber neben Uschi von den flammenden Haaren, grünschimmernden Wimpern, burgunderroten Lippen sehe ich blass aus. Joachim ist übererregt. Unter Dolden feiernder Leute, die wir alle nicht kennen, die jung sind und heiter und das Leben noch vor sich haben, zieht er sein Hemd aus, spielt barbusig Indianer. Uschi in Verfolgung, stößt er Karl-May-Rufe aus, die Hand als Klappe vorm Mund. Sie ducken sich zwischen die Beine stehender Sich-Unterhaltenden hindurch, die ihre Weinbecher gerade noch retten. Als Joachim ein feines, hochwertiges Treibhämmerchen aus der Lederhalterung am Goldschmiede-Werktisch herauszieht und es mit verschwitzter Hand als sein Tomahawk überm Kopf schwenkt, kann ich nicht mehr hinschauen. Ich setze mich auf einen Hocker an der hintersten Wand, verliere den Raum, die Zeit, versinke in mich hinein.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dagesessen hatte, als ein aufgeräumt lächelnder junger Mann mich unvermittelt fragt, ob ich Amerikanerin sei.

Ja, bin ich.

Dann kenne ich jemanden, der dich kennt und gleich herkommen wird zu dir.

Dieser jemand kommt. Ich weiß nicht, wer das ist. Er hat einen schwarzen Kinnbart, markant in Form gebracht, einen blond durchwirkten Oberlippenbart. Ich kenne niemanden, der Bart trägt, aber als ich seinen Blick betrachte, kommt langsam die Erinnerung, und als ich das seidene Tüchlein an seinem Hals wahrnehme, weiß ich's. Gheorghe, dessen Namen ich nicht rumänisch-richtig aussprechen kann.

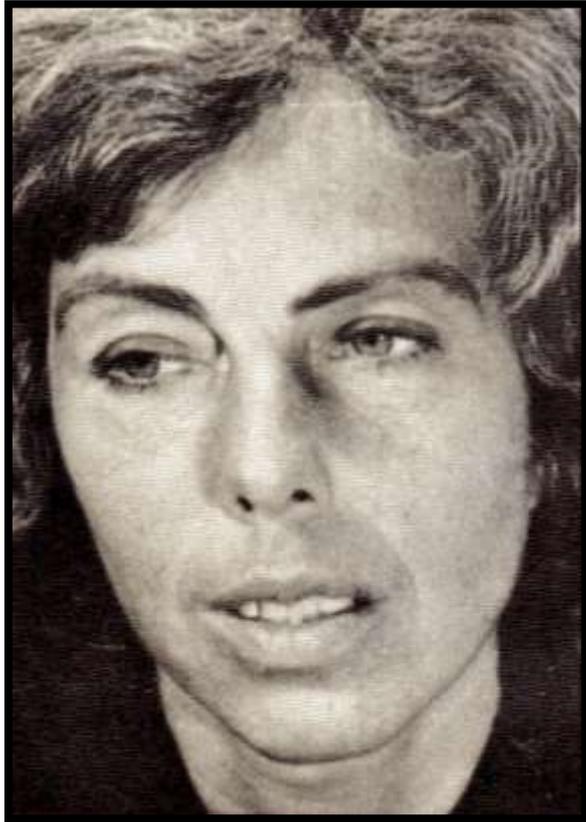
Du hast dich verändert, sagt er. Du warst damals so voller Leben. Du bist jetzt so resigniert.

Ich hatte das Gefühl, dass ich gleich heulen werde, so kurz, so treffend hatte er mich erfasst.

Mit einem leichten Griff zieht er mich von meinem Hocker hoch und tanzt mit mir. Ich hatte die Musik bis jetzt noch gar nicht wahrgenommen. Wir reden nicht weiter. Wir tanzen. Und wieder kommt Joachim mit meinem Mantel. Wieder will er mich wegholen. Sofort.

Ich bleib aber stehen, bitte Joachim um einen Stift und ein Blatt aus seinem Notizbuch. Ein Notizbuch, einen Stift hat Joachim doch bei sich. Ohne geht er nie aus dem Haus.

Gheorghes Telefonnummer schreib ich mir dieses Mal auf.



Jeannette Lander (um 1972)
© Ricarda Schwerin

JEDEM DAS SEINE

Dass Marcel ziemlich führend in einer maoistisch orientierten Schülergruppe mitmacht, wird mir erst klar, als der Direktor brieflich zu einem Gespräch bittet. Da ziehe ich doch ganz bewusst und extra hierfür mein anthrazitgraues Kostüm, meine weiße Seidenbluse an, lege die Perlenkette um und bin ziemlich überrascht, als diese Aktion bei Marcel einen leicht herablassenden Kommentar über solch bürgerliches Verhalten hervorruft. Neu für mich, der Ton, die Gesinnung. Ich horche auf. Mein Sohn solle sich die langen Haare schneiden lassen und damit aufhören, die Schüler per Megaphon kommunistisch aufzurütteln, sagt der Direktor: Der Schulhof sei kein *Hyde Park Corner*. Und ein Gymnasiast habe nunmal die Pflicht, sowohl pünktlich als auch ordentlich frisiert zum Unterricht zu erscheinen.

Meinungsfreiheit, denke ich: Redefreiheit. Ich denke: Ein jeder doch zumindest nach seiner Frisurfaçon. Und ich denke: *Don't speak German in Holland.*

Das lange Haar ist auch der Grund, weshalb Marcel von der Jugend-Fußballmannschaft des BSV 1892 ausgeschlossen wurde. Joachim, ziemlich empört, bittet im Sportclub um eine Unterredung. Sowohl sein Vater als auch er selbst hätten Fußball beim BSV 1892 gespielt. Marcel sei da in der dritten Generation. Und jetzt das? Wegen langer Haare?

Da könne niemand was machen, bekommt er zu hören: Der Herr Platzwart dulde nun mal keine Jungs mit langen Haaren auf seinem Platz. Unter keinen Umständen. Sonst gehe er.

Der Herr Platzwart, höhnt Joachim mit aufgeplusterter Pose beim Abendbrot.

Und wenn er geht? frage ich: Warum lassen sie ihn nicht gehen? Da lächeln beide, Vater und Sohn, mitleidig: Der Herr Platzwart arbeite ehrenamtlich. All das, was er mache – und es sei sehr viel, was er mache – bekomme der Verein unentgeltlich.

Widersprüchliche Zeiten, in sich gespaltene Menschen –

Joachim ist Mitglied sowohl im linksliberalscheißeischen
Republikanischen als auch im rechtskonservativspießigen
Blau-Weiß Klub.

Mao Sympathisant Marcel bittet mich, mit ihm shoppen zu gehen.

Im Modehaus "Selbach" auf dem Kurfürstendamm. Er hat seine Märklin Modelleisenbahn veräußert. Dafür will er die Hemden mit vierknopfhohen Kragen, die hüftengen Hosen und die überbreiten Krawatten, die momentan in sind.

Und ich?

Ich mache mich am allernächsten Morgen nach der Eröffnung jener Goldschmiede-Werkstatt auf den Weg, gehe die Schloss- und die

Rheinstraße lang, biege um die Ecke in die Peschke. Überm Hof betrete ich ein Gewerbegebäude mit breitem Treppenflur und offenen Werkstatt-Türen zu der Parterre-Schreinerei, steige die erste und die zweite Treppe hoch, Nähmaschinengeräusche aus der zweistöckigen Textil-Manufaktur in den Ohren (Mama, denke ich. Ich denke: Tante), klinge in der dritten Etage an der Tür zum neuen Zeitalter, das anno 1968 beginnt, und laufe unversehens in die Arme des Entdeckers der Klitoris.

Er sagt, er heiße eigentlich Anton Gheorghe, und dass seine Geschwister zu Hause – neun an der Zahl – ihn immer Tony nannten. Den Namen kann ich richtig aussprechen.

Ein Ziegenfell, eine Kugel-Lampe aus Japanpapier, an blanken Fenstern Raffrollos. Das Gefühl von nach Farben geordnetem Raum. Gerade Linien, geometrische Formen, Schlichtheit. (Herr Bloshstein, denke ich.) Bescheiden aber ist das hier nicht, gestaltet ist es. Selbstgestaltet. Selbst entworfene und gebaute Tische, Betten. (Vati, denke ich.) Aber ohne seine mit Tintengirlanden verzierten Blenden. Keine Blende nirgends. Ein ehrlicher Raum, in dem ein Mann und eine Frau, jeder von ihnen ehelich anderweitig gebunden, sich lieben.

Am folgenden Tag gehe ich wieder hin. Und auch am nächsten.

Seine Tochter Nina, kaum ein Jahr alt, ist Kinderladen-Kind im zweiten Kinderladen überhaupt in Berlin.⁴² Freunde haben ihn gegründet, ausgebaut, sind mit Hingabe dabei. Kochdienst, Putzdienst, Elterntreff mit Diskussionen. Um antiautoritäre Erziehung geht es, um repressionsfreie sexuelle Entwicklung, ums Aufbrechen von bürgerlichen Kleinfamilienstrukturen, um die Erweiterung der Zweierbeziehung –

⁴² <http://www.helke-sander.de/2008/01/die-entstehung-der-kinderlaeden/>
https://bage.de/fileadmin/user_upload/50_Jahre_Elternis/kinderlaeden-68.pdf

Darum kann Tonys Frau Bärbel offiziell nichts dagegen haben.

Ich fahre mit, als Tony Fahrdienst hat. Die Kinder hinten in seinem R4 machen Wettbewerb, wer am lautesten schreien kann. Kaum auszuhalten. Tony fährt aber entspannt, gelassen, konzentriert. Zwei Kochdienst-Mütter servieren Buletten, die angebissen werden, zermatscht, halb gegessen oder gar nicht. Die Mütter räumen ruhig ab. Tony malt mit den Kindern, die malen wollen, still am abgewischten Tisch. Im Garten liest eine Erzieherin in der Sonne ihr Buch, während etliche Kinder auf einmal eine nur angelehnte Leiter hoch aufs Dach des Schuppens klettern. Sie schaut nicht auf. Im Geiste rede ich mit Joachim. Ich sage: Hier sind sie doch, die Nicht-Erzieher vor dem Herrn. Dagegen bin ich ein Drachen.

Tony lädt mich zum Essen im "Littfass" in der Sybelstraße ein, im "Calcutta" in der Bleibtreu Straße, in den Musik-Klub "Go-In" nebenan. Von meinem wadenlangen roten Rock nehme ich zwanzig Zentimeter Länge ab, schneide daraus sechs längliche Dreiecke und setzt je zwei vorne und hinten sowie zwischen die Seitennähte ein. Habe ich einen schwungvollen Mini-Glockenrock.

Man brauche nur ein Glas, sagt der junge Mann mit den klarblauen, eng gesetzten Augen, mit den vollen, oft lächelnden Lippen, mit den Händen meines Vaters und den Prinzipien meiner Mutter, der mir gegenüber sitzt am Restaurant-Tisch, auf dem drei verschiedene Gläser vor jedem Sitzplatz stehen.

Aber ein Cognacschwenker, sage ich: ein Sektkelch, eine Champagnerschale, ein Whiskyglas mit schwerem Boden, ein zierliches für Sherry, und überhaupt ein Cocktailglas. Ein Cocktailglas! Auf all das willst du verzichten? Wenn ich das eine, das richtige Glas habe, dann ist es für jedes Getränk das richtige Glas. Die Vielfalt macht das Leben nur komplizierter, aber nicht schöner. Mehr Besitz ist mehr Sorge, mehr Belastung, weniger Freiheit.

Aber ein schmales Gläschen für Williams Birne, sage ich, zwar leise, dennoch fest.

Auf dem Hof hinter der Post auf der Potsdamer Straße gibt es eine Disco, die schwarze Gl's frequentieren: *The International*. Da gehen wir tanzen, Tony und ich, fast immer die einzigen Weißen im Saal.

Schwarze Menschen bewegen sich anders zur Musik, haben Urrhythmen in den Hüften, geheime Hebungen in den Schulterspitzen. Sie müssen nicht wild den Kopf hin und her werfen.

Sie müssen nicht hüpfen. Sie gehen langsam, gemeinsam auf die Tanzfläche, bleiben einen Moment stehen, fangen an, bewegen kaum die Füße, sind mit dem Schwung der Musik eine Einheit, *the beat*, lassen ihre Becken kreisen, miteinander reden.⁴³

Es ist inzwischen schwer für mich, nach Hause zu kommen und in Joachims Bett.

Er orientiert sich immer mehr nach Ost-Berlin, der Joachim. Er versucht im Aufbau Verlag eine literarische Heimat zu finden. ALS HITLER DEN KRIEG GEWANN ODER WIR SAGEN JA ZUR BUNDESREPUBLIK heißt sein ironisches Buch, das Aufbau herausbringt, nachdem viele West Verlage es abgelehnt haben. Seine Lesungen in Ost Berlin sind gut besucht, was in West Berlin nicht der Fall ist. Schließlich bekommt er den Auftrag, mit Franz Fühmann zusammen Fontanes Wanderungen in der Mark nachzuwandern.⁴⁴

⁴³ Zur Erinnerung an die Musikkneipe KALOMI, betrieben von Afrikaner*innen aus Guinea-Conakry, mit westafrikanischer Livemusik; war etwa ab 1998 in K 61, Gneisenastraße 58! Jetzt ist eine Öko-Backstube in den Räumen.

⁴⁴ Ein gemeinsames Buch entstand nicht. Joachim Seyppel schrieb: EIN YANKEE IN DER MARK (1969), Franz Fühmann plagte sich mit dieser Auftragsarbeit, sein umfangreiches Manuskript wurde jedoch erst nach seinem Tod veröffentlicht: DAS RUPPNER TAGEBUCH. AUF DEN SPUREN THEODOR FONTANES. Herausgegeben von Barbara Heinze und Peter Dehmel (Rostock 2005).

Eines schönen Morgens liegt ein DIN A4 Kuvert, an mich adressiert und mit Absender: *Suhrkamp/Insel Verlag* in unserem Briefkasten. Ich stell den Einkaufskorb auf den Boden, lass die Schultertasche fallen, presse kurz die Augenlider zusammen, das unausgesprochene Wort: Bitte, lass es sein! auf den Lippen, rei das Kuvert auf und finde einen Vertrag.

EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.

Roman von

Jeannette Lander

will der Insel Verlag herausbringen.

Renne, renne drei Treppen hoch störe verbotenerweise Joachim bei der Arbeit, unterbreche ihn, lege ihm den Vertrag vor, spreche verbotenerweise in der Aufregung Englisch:

LOOK! LOOK!

Er liest. Er steht auf, geht ein, zwei Schritte auf und ab.

VERDAMMT, sagt er.

Es klingt nicht froh, nicht freudig. Es klingt wütend. Aber er lässt seine neuen Kontakte spielen, reicht mein Manuskript bei der Zeitschrift "Sinn und Form" ein, die das erste Kapitel des Romans im Voraus abdruckt. Bald entschließt sich der Rütten & Loening Verlag⁴⁵, der zur Aufbau gehört, eine (natürlich leicht redigierte) Ost-Ausgabe herauszubringen. Woraufhin auch ich, wie vor mir Joachim, zu den monatlichen *jour fixe* Treffen der Aufbau-Autoren kommen darf.

Es sind beeindruckende Abende bei Wein und Buffet, zu denen ausgesuchte Referenten zu einem Thema eingeladen werden, über

⁴⁵ Nach Enteignung im NS-Deutschland gab es eine Zeitlang sowohl im Westen wie im Osten einen Rütten & Loening Verlag, die jedoch punktuell zusammenarbeiteten.

das hinterher kontrovers diskutiert werden soll. Leider aber nur innerhalb der unausgesprochenen ideologischen Grenzen für akzeptable Rede-Beiträge. Mal um Mal sprengte ich sie mit meinen Äußerungen, werde zum Chef, Günter Caspar⁴⁶, zitiert, der mich freundlichst bittet, doch ein bißchen vorsichtiger zu sein, denn sonst müsse er mich ausladen, was doch jammerschade wäre, da ich doch für die Gespräche durchaus eine Bereicherung sei.

Anna Seghers lerne ich kennen, Günter Kunert und seine Marianne, Erwin und Eva Strittmatter, Fred Wander, ja Fred Wander und seine Frau Maxi und deren Tragik, deren unendliches Leid ...

Ich verdiene DDR Geld, darf es nur dort ausgeben, lade Tony ins Berliner Ensemble ein, vor der Vorstellung zum Essen ins Ganymed und danach zum Kaffee im Prinzessinnen Palais. Hart sind für ihn die Grenz-Kontrollen, da der Geburtsort Bukarest in seinem Ausweis unlogischerweise mehr Argwohn erregt als der Geburtsort New York in meinem.

Marcel engagiert sich immer mehr, kommt täglich erst weit nach Mitternacht nach Hause, setzt Spaghetti-Wasser auf, brät sich Zwiebeln für die Tomatensauce. Joachim steht auf, schimpft: Vier Uhr morgens! Was ist das für ein Gestank?! Marcel sagt nichts, ißt, legt sich schlafen. Nicht einmal eine Stunde später klingelt das Telefon. Ich stehe auf, geh ran. Marcel soll kommen, Flugblätter drucken, verteilen, man brauche ihn, sofort. Ich sage, Marcel sei nicht da. Warum hast Du das gesagt? fragt er mich, als er gegen elf Uhr aufsteht.

⁴⁶ Caspar beantragte am 4. Juni 1943 die Aufnahme in die NSDAP und wurde rückwirkend zum 20. April desselben Jahres aufgenommen (Mitgliedsnummer 9.623.084). Er wurde 1942 zur Wehrmacht eingezogen und war 1944 bis 1948 in britischer und amerikanischer Kriegsgefangenschaft. 1948 trat er der SED bei und begann ein Geschichtsstudium in Berlin. Ab 1955 war er Lektor, ab 1956 amtierender Cheflektor und ab 1963 Leiter des Lektorats "Zeitgenössische deutsche Literatur" beim Aufbau Verlag. (WP)

Toves Freund hat eine leichte Form von Tuberkulose entwickelt, kommt zur Beobachtung in die Klinik weit draußen nach Heckeshorn. Dorthin fährt Tove trotz der langen Fahrzeit jeden Nachmittag, jeden.

Ich treffe mich mit Tony jeden Vormittag, jeden. Seine Frau Bärbel ist in ihrer Töpferei, Tochter Nina im Kinderladen. Er arbeitet zu Hause am großen Zeichentisch, und zwar für ein Konstruktionsbüro, das Werkzeuge für die Autoindustrie entwirft. Und konstruiert.⁴⁷ Es ist Tony, der für Nina immer zu Hause ist, sie bringt und holt, Essen macht, badet, kämmt und anzieht, ihr vorliest, mit ihr spielt ...

Ausnahmsweise ruft mich Tony an einem Nachmittag an: Bärbel und Nina machen einen Kinderladen-Ausflug. Ich gehe hin, obwohl ich für den Abend eine Karte fürs Ballett habe, wie Joachim sie mir spendet, wenn er die Wohnung frei haben will. Ich schau auf die Uhr, will schon gehen, weil ich mich noch umziehen muss. Warum musst du dich umziehen? fragt Tony. Du kannst doch so gehen. Dann haben wir ein bißchen mehr Zeit.

Pause. Auf der breiten, geschwungenen Treppe des opulent gläsernen Opernhauses in der Bismarckstraße stehe ich. Schaut jemand scheinlich, weil ich Cordjeans an habe, die auch noch in ungeputzten hohen Stiefeln stecken, während meine nicht grad frisch gebügelte Hemdbluse gar nicht steckt, sondern locker lose drüber flattert? Sieht mich jemand an? Hat mich, als ich wie gewohnt mein schwarzes Seidenkostüm mit dem weißen Chiffon-Jabot trug, irgendjemand angesehen? Ungewohnt ist es schon. Dennoch trinke ich wie immer ein Glas Champagner am Stehtisch im Foyer. Das Gefühl, etwas dazu zu lernen, was neu ist: etwas, was altbewährt ist, kritischer zu sehen.

⁴⁷ Tony ist Designer, hat auch mit Kurt Naef zusammengearbeitet.

Zerrissene Zeiten. Ich soll mit Joachim mit auf die Wanderungen in die Mark, soll die DDR kennenlernen, soll mit, ihm wenn er vielleicht – er denke drüber nach, und wenn er übersiedeln sollte, dann soll ich klar doch mit ihm mit.

Nein, sage ich: Sei dir dessen gewiss. Auf ein paar Wanderungen, ja, aber nie und nimmer ziehe ich in die DDR.

UPDATE

Unvermindert stark über alle Jahre ist die Beziehung zu Marianne.

Von manchen gemeinsamen Reisen habe ich noch gar nicht erzählt. Von dem denkwürdigen Sommer zum Beispiel, auf ihrer Privat-Insel in *The Great Lakes*, als unser Ruderboot kenterte, und wir um unser Leben schwammen, Joachim, Marianne und ich.

Oder von Paris, von Mariannes Wohnung in der Rue ... ? Das weiß ich nicht mehr. Ich bin mir auch nicht sicher, wann das war. Deshalb hab ich gestern (08.03.2012) folgende Mail an Marianne gesendet. Ich übersetze:

Marianne, chérie,
könntest Du mir mit ein paar Daten helfen? Wann waren wir mit Dir in Paris? Welches Jahr? Wie oft? Ich glaube: zwei Mal. Ein Mal in Deiner Wohnung und ein Mal im Hôtel Meurice. Waren Marcel und Tove beide Male mit? Ich erinnere mich, dass sie – noch klein – mit ihren Segelbötchen in den Tuileries spielten. Ich weiß noch, dass Du mir ein elegantes, einteiliges Hosenkostüm geschenkt hast. Und einen sehr schönen Ring. Ein Mal war ich mit Dir in einem exklusiven Restaurant, wo sie einen ganzen Trüffel als amuse gueule servierten. Du warst mit einem netten aber ziemlich scheuen Mann zusammen, dessen Namen ich nicht mehr weiß. An unserem Tisch saß auch ein renommierter Restaurant-Kritiker. Du hast einen sehr guten, sehr teuren Wein bestellt. Ich kann mich an den Koch in Deiner Wohnung erinnern, der ein Soufflé zum Mittagessen vorbereitet hatte und verärgert war, als Du ein paar Minuten zu spät zu Tisch gekommen bist. Ich glaube, wir haben auch den Fisch, den er für den nächsten Tag eingeplant hatte, im Glauben, dass er

schlecht geworden war, aus dem Fenster geschmissen, worüber er wieder sehr verärgert war, und dass der Fisch auf den Balkon der Wohnung darunter gelandet ist. Dann habe ich einen faux pas begangen: ich habe dem Koch, der gerade Rotwein kredenzen wollte, davon abgehalten, mir meinen Rest Weißwein vom Gang zuvor wegzuräumen. Aber ich hatte nie einen so wundervollen Weißwein getrunken und war auf keinen Fall gewillt, auf einen Tropfen davon zu verzichten.

Postwendend habe ich heute (09.03.2012) Mariannes Antwortmail erhalten:

Dearest Jeannette,

Ja, wir waren in meiner Wohnung, 94, av. Raimond Pointcaré. Und ja, wir waren auch im Hôtel Meurice. Ich erinnere mich an Marcel und Tove dort. Das Jahr war 1960-61. Deine Kinder haben ihre Boote auf dem Teich in den Gärten der Tuileries segeln lassen. Ich bin so froh, dass ich dafür, meinen Freunden Gutes zu tun, Geld gehabt habe. Ich kann mich an die Trüffel erinnern, aber nicht an den Mann, mit dem ich da war. (Behalte nur wichtige Dinge im Gedächtnis.) Ich erinnere mich an meinen Koch, Farid, der auch für Shimon Perez und andere Israelis gekocht hat. Wir hatten in meiner Wohnung *entente*. Nur, dass Farid so aufbrausend war. Aber, Du hast recht: der Weißwein war excellent: ein Montrachet.⁴⁸

Welche Träume. Wir haben schöne Zeiten gehabt. Und es gibt Erinnerungen. Eine Menge Leben haben wir zusammen gelebt ... manch einen Nachmittag in Bryn Mawr ... Strudel und Liebe ... Was könnte besser sein ...

Love,

Marianne

Ist Email nicht wunderbar?

⁴⁸ Eine Flasche Montrachet Domaine Romanée Conti 2005 wird heute (2023) für 11.000 € angeboten. Flaschen vom Jahrgang 2020 kosten zwischen 60 und 100 €.

ZWEI REISEN

Polarisierung.
Auf allen Ebenen.

Bärbel
kann den Zustand nicht mehr ertragen.

Die Kinderladen-Eltern
geben ihre Freie-Liebe-Theorie auf und halten, als gäbe es Fronten,
zu Bärbel.

153

Tony
beherzigt noch immer die Theorie und will weiterhin nach ihr
leben.

Joachim
lernt in Ost-Berlin seine neue Liebe kennen.

Marcel
würde am liebsten aus- und in eine WG ziehen.

Tove
ja, auch, aber mit ihrem Freund zusammen.

Ich
will endlich eine ununterbrochene Weile mit Tony allein sein.

Kaum habe ich diesen Wunsch in einem Brief an Marianne geäußert, reserviert sie im *Hilton Hotel* in Athen ein Zimmer für Tony und mich, und zwar mit Blanco-Scheck für zwei Wochen.

Ich sitze in einem kleinen Reisebüro in der Uhlandstraße, sehe im großen Fenster Tony kommen, in der Hand eine rote Reisetasche, um den Hals ein Seidenschal, auf den Lippen ein Lächeln. Im Bus geht es zum Flughafen. Wir fliegen nach Athen.

Nach meinem Dafürhalten hat das alte Sprichwort mit dem geschenkten Gaul noch immer Gültigkeit. Aber am Hilton Hotel lässt Tony, Blanco-Scheck hin oder her, kein gutes Haar. Schon die übermäßige *air-conditioning*, bei der er gleich hinter der Eingangstür einen Kälteschock erleidet, nur um etliche Stunden später festzustellen, dass sie gar nicht kühlt. Dann die ständige, allgegenwärtige *soft music*, bereits auf dem Lobby-Klo, im Lift, im Korridor, bis wir uns endlich ins Zimmer retten, wo der livrierte Boy auffällig lange herumkramt, während Tony in seinen vielen Taschen nach dem bereitgedachten Dollarschein sucht.

Solche Unannehmlichkeiten, muss ich zugeben, erlebe ich entweder als Annehmlichkeiten, wie im Falle der Luftkühlung, oder aber gar nicht, wie im Falle der Musikberieselung, die ich nicht wirklich höre. Hilton ist Amerika. Da komme ich her.

Was mich stört, ist eher die Tatsache, dass man das Hilton Hotel in Athen nicht zu Fuß verlassen kann. Es liegt auf einem dreieckigen Grundstück, das die Kreuzungsinsel zweier Hauptverkehrsadern bildet, Schnellstraßen ohne Überwege, Unterwege, Ampeln gar ...

Wir müssen ein Taxi nehmen, um vom Hotel-Gelände überhaupt wegzukommen. Es bringt uns zum Syntagma Platz. Wir trinken türkischen Kaffee und Ouzo mit Wasser am späten Morgen im Straßencafé. Wir reden. Unbekannterweise, und ohne Anspruch auf

Richtigkeit, beurteilen wir die Passanten. Warum trägt die junge Frau, die bereits zum fünften Mal am Café vorbei paradiert, ein beinahe durchsichtiges Kleid?

Mittags liegen wir in der Sonne auf einem hügeligen Rasen vor der Akropolis. Tony macht eine Bleistift-Skizze. Dann steht er auf, wandert umher, pflückt mal was aus dem Rasen, bringt mir am Ende ein winziges Gräser-Bouquet, in dem jeder Halm anders ist, anders in Grünton, in Blattform. Er hat zwanzig oder mehr verschiedene Grashalme auf dem Rasen gefunden, den ich halt als Gras, als einen Rasen sehe.⁴⁹

Kokoretsi, heiß vom Drehspieß, und Souvlaki vom Grill auf den
Stufen der Plaka: Mittagessen im Stehen.

Ein Retsina oder zwei am Nachmittag im Café.

Abends im Lokal. Lustige, laute, lachende Japaner hauen einander ununterbrochen überm Kopf mit bunten Weichplastik-Hämmerchen, die beim Treffen einen Ton abgeben. Als sie gehen, ist es still in dem kleinen Restaurant, und man hört die Musik. Ein junges Paar an einem Tisch. Sie schauen sich wortlos in die Augen. dann steht sie auf und zieht ihn hoch, und da am Tisch, im kleinen Raum zwischen den Tisch, beginnt sie, mit ihm zu tanzen. Sie trägt ein simples, weißes Kleid. Es spielt ihr locker um die Hüften. Es haftet kurz an ihrem Bauch. Es fällt ihr faltlos um die Brüste. Was sie bewegt, sind ihre Schenkel, sind ihre Schenkel ...

Am fünften Tag hält es Tony im Hilton nicht mehr aus. Die Übernachtungen dort sind zwar vorbeahlt, aber wir steigen in Pireus auf die Fähre nach der Insel Ydra, die am nächsten ist, und wo schon am Hafen eine Frau uns anspricht, ob wir ein Zimmer suchen. Wir sagen ja. Wir sagen ja zu einem Zimmer, in dem ein

⁴⁹ Tony anderswo: "Die Vielfalt macht das Leben nur komplizierter, aber nicht schöner."

Bett steht und ein Tisch, zwei Stühle, mehr nicht. Keine Klimaanlage brummt, stattdessen iiaat der Esel auf dem Hof, wo wir uns morgens waschen.

Sonnenuntergang, in einem hoch über dem Meer gelegenen Lokal zeigt uns der Wirt einen Fisch, eine Dorade, frisch aus dem Fang der vergangenen Nacht. Nach einer Weile serviert er Dorade Royale, auf Holzkohlen gebraten und nur mit Zitronensaft, Butter und Salz gewürzt. Tony und ich können sie bis zum heutigen Tag noch im Geiste nachschmecken.

Am Bahnhof in Athen trennen wir uns, fahren in verschiedene Richtungen. Ich will zu Marianne nach Paris, wo sie, nach dem schmerzhaften Zerwürfnis mit Herbert, im Begriff ist, ihre Wohnung aufzulösen.

Tony will nach Bukarest, seinem Geburtsort. Er hat ein Verlangen, sein Herkunftsland wiederzusehen, sich zu sammeln, nachzudenken. Nur bis zu seinem fünften Lebensjahr, 1943, hat er in Bukarest gelebt. Da ha sein deutscher Vater die Familie vor den anrückenden Russen gerettet, indem er seine rumänische Frau und die vielen Kinder nach Heilbronn brachte. Wissen konnte er nicht, dass diese seine Heimatstadt am 4. Dezember des folgenden Jahres fast vollständig von britischen Bomben zerstört werden würde. Auch sein Haus.

Rue de Tivoli, die Adresse auf meinem Zettel, hatte mir schon etwas gesagt, aber *Le Meurice*, das Hotel, was das war und ist, davon habe ich keinen Schimmer gehabt. Ein junger Mann mit imposanten Epauletten nimmt mir die Tasche ab, eskortiert mich über Geräusch schluckende Teppiche vorbei an goldfarbenen Lobby-Sesseln, zum Empfang. In seiner Haltung ist kein Zeichen, dass ich etwa nicht standesgemäß angezogen wäre: Cordjeans, kurzärmliges T-Shirt, buntperlige Hippie-Halskette. Ebenso selbstverständlich die

Achtung der Empfangsdame und sogar die des Pagen, der mir aufschließt und mein Zimmer sofort wieder verlässt. Trinkgeld, verstehe ich, hinterlässt man hier wohl am Ende, diskret, und nicht zu knapp.

Das Zimmer, geräumig. Schwerer, weißer Seidendamast. Dunkel gemaserte Stein-Tischplatten. Zierliche, stramm gepolsterte Stühle. Eine Flasche Champagner im Eiskübel. Gelbe Rosen.

Man hat aber nicht das Gefühl von Luxus. Nur von Gediegenheit. Selbst im großen Bad, das ganz aus weißem Marmor ist, Wände, Boden, Waschtischplatten. Man hat nicht das Gefühl von Geld. Das, was hier ist, gehört sich alles so, es ist richtig, angemessen, des Menschen würdig. Das Gefühl hat man.

Wieder in Berlin. Als käme ich in eine fremde Wohnung. Nicht mein Zuhause. Es ist niemand da. Ich gehe von Zimmer zu Zimmer, heb dieses auf, räum jenes weg, stell meine, die mir gewohnte Ordnung wieder her. Warum? Offenbar nicht die Ordnung, die herrscht, wenn ich nicht da bin, also die der anderen ist sie nicht. Das musst du realisieren, sage ich mir. Auch dass kein Zettel da ist, keine Nachricht, wo wer ist, wann wer nach Hause kommt, obwohl sie wissen, dass ich heute wiederkomme. Will einer hier zu Abend essen? Wer? Und wenn, wann?

Etliche Tage ging es mir so, nach Athen, nach Ydra, Paris, Marianne. Nach zwei Wochen Tony-intensiv. Etliche Tage und etliche Nächte des Fremdseins, des inneren Aufstands, der äusserlichen Leere, der automatisierten Haushalts-Pflichterfüllung, Erwartungserfüllung.

Ich renne die morgendliche Schloßstraße hoch, sehe Tony mir entgegenrennen. Inmitten der allmorgendlich gehetzten Straßenmenschen umarmen wir uns wieder.

Leben.

In Bukarest hat er nichts Gutes erlebt. Entfernte Verwandte mit überzogenen Erwartungen an den Vetter aus dem Westen. Mindestens eine Rolex hätte er doch als Geschenk mitbringen können.

Wieder zuhause hat er nichts Gutes erlebt. Endlich entschieden haben soll er sich längst! Für ihn aber, was niemand unter den Freunden verstehen will, steht eine Entscheidung überhaupt nicht an.

Streit gibt es, Tränen, Drohungen, Forderungen. Als Bärbel verlangt, dass er auszieht, willigt er ein.

Inzwischen ist es erschienen, mein Buch. Wir fahren die herbstgoldenrot umsäumte Autobahn nach Frankfurt. Übervolle Buchmesse Hallen, Autorenrummel, hektische Interviews, falsche Freundlichkeiten, die stets mit "Wir sehen uns noch" enden.

Die Einladung dann zum Empfang bei Siegfried Unseld, der an diesem Abend seinen neuen Starautor präsentiert, Peter Handke, sehr zum Verdruss seines alten Starautors, Martin Walser, so dass ein Streitgespräch entsteht, das bis in die ersten Morgenstunden anhält. Ich sitze dabei und höre zu und denke, es geht nicht darum, worum es zu gehen scheint. Es geht um diese Ablöse, um die plumpe Arroganz des Jungen, um den verletzten Stolz des Älteren, um das Ende einer Ehe und den Anfang einer Liebe. Um den Schmerz und die Scherben. Um das Aufschwimmen eines neuen Tages am Horizont.

Derweil unterhält sich Tony, lange und intensiv, mit Alexander und Margarete Mitscherlich. Es ist eine eher stille Unterhaltung, mit

wenigen Worten und längeren Pausen. Ohne Gestikulation. Voller Ernst.

Am folgenden Tag lädt mich Herr Unseld ein, mit ihm zu Mittag zu essen. Mich. Tony erwähnt er nicht. Dankend sage ich, es tue mir leid, aber ich sei bereits zum Mittagessen verabredet. Spontan war sie, diese Entscheidung, die Einladung meines Verlegers auszuschlagen, unüberlegt, intuitiv. Im Rückblick weiß ich: für meine literarische Karriere war sie die falsche Entscheidung⁵⁰, für mein Leben aber die richtige.

⁵⁰ Bei Suhrkamp/Insel kamen in der Folge noch drei Bücher von ihr.

A ROOM OF ONE'S OWN

In einer linksbewegten WG in der Gervinus Straße hat Tony ein Zimmer genommen. Jeder der WG-ianer gehört einer anderen Abspaltung an: KPD, KPD-ML, Rote Brigade, KPD-AO ... Alles vertreten und alle vertragen sich leidlich, denn die WG Mama, die Hauptmieterin ist, hat immer das letzte Wort.

Tony selbst gehört nur sich und der Kinderladen Bewegung. Ein schmales Bettgestell, das er vor Jahren gebaut hat, sägt er nun in der Mitte durch, setzt ein neues Stück mittig ein, erweitert es so zu einem Doppelbett für uns. Denn ich pendele zwischen meinen zerbrechenden und anbrechenden Welten. Kaleidoskopartig, die bunten, scharfkantigen Splitter meines Lebens im Umbruch.

Die WG Mama macht morgens laut Musik an, öffnet alle Türen, läuft nackt durch die Wohnung.

Ein Fotograf kommt, um ein Bild von mir für die Rezension meines Romans im "Spiegel" zu machen. Presse-Kameras in ihrer Wohnung findet die WG Mama gar nicht gut. Mal ist Nina da, zierliche Nina, drei Jahre alt.

Halsschmerzen. Fieber. Ich hüte das Bett. Joachim kommt, mich bei Tony besuchen, bringt mir eine Rolle Traubenzucker Pastillen, auf

dass ich gesunde. Längst hat er den Antrag gestellt, in die DDR einzuwandern. Mit mir, wie er nicht müde wird, mir vorzubeten.

Im "International" verändert sich zusehens die Stimmung. Andere GI's trinken Bier an den Tischen. Militantere. Radikalere. Die locker erotischen Tänzer verschwinden. Tony und ich gehen nicht mehr hin.

In Joachims Arbeitszimmer finde ich Durchschläge von Bittbriefen, die er an DDR-Verleger geschrieben hat, meine Arbeit betreffend, mich betreffend. Sie möchten es mir bitte schmackhaft machen, mit mir einzuwandern, dadurch, dass sie mir Verträge anbieten.⁵¹

Ich finde auch zwei etikettierte Fotoalben: Für Marcel; Für Tove. Sämtliche Fotos unseres Familienlebens hat Joachim, gerecht verteilt, neu eingeklebt. Somit abgeschlossen, denke ich, ist für ihn das Familienleben, was aber im Widerspruch steht zu seinen Bemühungen, mit mir zusammen überzusiedeln. Das sage ich ihm.

Wütend über seine Indiskretionen, seine Geheimaktionen, konfrontiere ich Joachim mit dem Entschluss, ihn endgültig zu verlassen, und gleichzeitig mit der Forderung, dass er meine Miete übernimmt, wenn ich gehe. Da höre ich: an mir soll es nicht liegen. Das sagt er.

Kurze, abgehackte Gespräche mit Marcel zwischen seinen pressierenden Terminen und mit Tove zwischen ihren wichtigen Treffen mit ihrem Freund. In Gedanken haben sie die WG bereits gegründet, die sie aus der Wohnung machen wollen, und warten nur, dass ihre Eltern endlich ausziehen. Das sagen sie nicht.

⁵¹ Siehe hierzu in einem Aufsatz von Roland Berbig: "Ich werde kein DDR-autor, aber will hier wohnen..." Joachim Seyppels westöstlicher Wechsel, in: Margrid Bircken/Andreas Degen [Hrsg.]: REIZLAND DDR: DEUTUNGEN UND SELBSTDEUTUNGEN LITERARISCHER WEST-OST-MIGRANTEN (Göttingen 2015). Ein lesenswertes Interview Joachim Seyppels zur innenpolitischen Situation der Schriftsteller in der DDR findet sich im SPIEGEL 32/1979, ein Artikel zu seinem Tod 2012 hier: https://www.spiegel.de/kultur/literatur/schriftsteller-joachim-seyppel-gestorben-a-874836.html?sara_ref=re-xx-cp-sh

Langsam, langsam kriecht ein ängstliches Kribbeln in mir hoch, das alles, was ich tue, in Gelb färbt. Die Häuser in den Straßen, durch die ich Wohnungssuchende gehe, haben staubige, gelbe Fassaden, Treppenhäuser, Zimmerwände ... Sie heben sich nicht von dem bisschen Himmel zwischen den Schluchten ab. Selbst die Linden, die ihre Blüten auf die Trottoire fallen lassen, sind wie weggetaucht in gelben Nebeln.

Und Tonys Welt, in jener Zeit, ich denke sie war blau. Er hatte allerlei zu verkraften. Bärbel zieht aus der Wohnung aus, fordert von ihm, dass er ihr eine neue einrichtet, eine mit Werkstatt und Laden, wo sie töpfern und verkaufen kann. Also zieht Tony aus seiner WG aus und in die alte Wohnung wieder ein, wo Bärbel mit wasserfestem Markierer in großen Buchstaben JEANNETTE IST EINE HEXE an die Wand geschrieben hat, bevor sie ging. Nun hat Tony zu planen und zu gestalten und zu bauen in den zukunftsblauen Räumen von ihr und sich selbst und schließlich auch mir, als ich dann endlich eine finde, eine Wohnung für mich.

Mit seiner Hilfe finde ich sie, denn er hat die Gabe, einen Raum bereits bei der Ansicht, im Geiste zu gestalten und diese seine Vision so darzustellen, dass auch ich sie sehe. (Den Begriff "Gabe" würde er übrigens so nicht stehen lassen. Tony hält es eher mit dem Wort von Brecht: Talent ist Interesse. Wenn er aber ein Glas Senf, das ich nicht aufbekomme, mühelos öffnet, sagt er: dazu muss man begabt sein.)

Friedenau, wo Dichter wohnen: Grass und Frisch und Born, Enzensberger, Meckel, Uwe Johnson, früher Tucholsky und sogar Rilke. Eine Wohnung in Friedenau. Dachgeschoss. Ein Zimmer, 25 m². mit Kabuff und schrägem Küchenfenster, über das hinweg in Flugzeug nach dem anderen wie ein silberner Phallus in die Wolken stößt.

Zum ersten und letzten Mal in meinem Leben habe ich ein Zimmer für mich allein.⁵²

Auch Tove hat endlich eins, das sie aber mit ihrem Freund teilt. Und Marcel. Seins teilt er gelegentlich. Zwei weitere junge Menschen haben je ein Zimmer in meiner alten Ehemwohnung, die jetzt eine WG im Werden ist. Joachim ist immer noch da, zieht sich aber, wenn er nicht bei seiner Freundin in Ostberlin ist, in sein Arbeitszimmer zurück und wartet, wartet bereits seit mehr als einem Jahr auf das behördliche Okay, übersiedeln zu dürfen in die DDR.

Sein Zimmer in der alten ehelichen Wohnung hat Tony auch wieder, und richtet für Nina eine Ecke davon mit Hochbett und darunterliegendem Spielzimmerchen ein. Denn Nina darf so oft sie will zu ihrem Papa, trippelt mit kleinen tänzerischen Schrittschen durch den langen Flur und in die Küche zu mir, umarmt meine Jeansbeine, während ich koche, isst aber nicht viel und nicht gern. Eines ziemlich eisigen Morgens zeigt sie sich, fertig für den Kinderladen, in ihrem fröhlichen Lieblingskleid, lauter regenbogenfarbene Ringelstreifen, aber ärmellos, ja nahezu schulterfrei. Ich will sie grad in meiner gewohnt autoritären Art anmeckern, was sie sich wohl denke, es sei Winter, sie solle sich schleunigst einen Pullover anziehen. Halt aber inne, als Tony, der Nina ganz erfreut sagt, wie hübsch sie aussieht in dem Kleid, dann aber vorschlägt, dass sie mal kurz auf den Balkon rausgeht, um zu testen, ob es warm genug sei.

Den Boden meines Kabuffs legen wir mit Matratzen aus, ducken uns zum Schlafen hinein. Bei Tony gibt es das mittig erweiterte Bett. Wir schlafen mal hier, mal da, essen meistens bei mir. In meiner

⁵² Virginia Woolf: A ROOM OF ONE'S OWN (1929)

Wohnung ist ein alter Tisch vom Zille-Markt das einzige Möbelstück, das Tony nicht selbst entworfen und gebaut hat.

Und noch was: einen veritablen Berberteppich kann ich mir von dem Geld leisten, das ich Ehejahre lang für einen Pelzmantel zusammengespart hatte. Seehund hatte er werden sollen: *black seal*. Wenn ich neben Tony stehe, kommt mir jeder Pelz spießig vor, *black seal* sogar großkotzig. (Damals, noch am Anfang unserer Beziehung, hatte er bei einem Blick auf meine bürgerliche Garderobe einen mittleren Schock erlitten. Zu allem Überfluss hatte er im Treppenflur warten müssen, bis ich nachgesehen habe, ob "die Kinder" schon schlafen, bevor ich ihn hereinlasse. Das mache er nie wieder, hatte Tony damals gesagt: so verstohlen, verlogen, das könne er nicht leiden. Und dabei ist es geblieben: nie wieder.)

Weihnachten, das Fest der Liebe. In Wirklichkeit habe ich zu Weihnachten überhaupt kein Verhältnis. Sagt mir nichts. Nur Stress. Habe aber natürlich "für die Kinder" jedes Jahr den Adventskranz gebastelt, Geschenke gekauft, Baum geschmückt, Gans gebraten.

Dieses erste Weihnachten nach den Trennungen, den neuen Konstellationen aber, dieses Weihnachten gerät aus der Bahn, waren wir doch alle aus der Bahn geraten.

Heiligabend, lassen wir Heiligabend sein, Tony und ich essen gut, mehr nicht. Zum ersten Weihnachtstag spreche ich aber eine Einladung an die alte Familie aus, mache ein schönes, Uhrzeit unabhängiges Buffet, denn jeder macht was anderes, ist woanders, kann nicht sagen, wann er da sein wird. Marcel hat sich als Weihnachtsmann anheuern lassen, macht Besuche auf Bestellung im Kostüm mit Bart. Tove muss erstmal mit Christophs Familie feiern. Dann will sie kommen. Joachim ist in Ost-Berlin, Tony bei der Kinderladen-Weihnachtsfeier.

Mein Buffet ist fertig. Ich warte. Es ist still. Gern bin ich still und allein in diesem Raum. Alles stimmt hier. Und es ist meins.

Ein hartes, insistentes Klopfen an der Tür. Bärbel. Du kannst runterkommen und deinen besoffenen Lover aufsammeln, sagt sie trocken.

Sitzen lassen hätten sie ihn, erzählt Tony stockend, als ich ihn vier Treppen hoch stütze, die Kinderladenleute. Sie seien mit den Kindern abgefahren, ohne ihn, ohne ihm zu sagen, wohin sie gehen. Er sei Bärbel nachgefahren, habe ihren Wagen, wo Nina drin saß, immer wieder touchiert. Im Moment, als ich ihn in den Kabuff hinein bekomme, als er liegt, ist er schon weg, fest eingeschlafen. Wieder Klopfen. Joachim. Aufgeregt. Ohne Grußworte, Grußgeste. Hat mich fast umgerannt, sagt er, diese Frau, diese heulende Frau, ganz verstört: Das ist das Ende einer großen Liebe, schreit sie mich an. Als wäre ich schuld.

STIRB UND WERDE

Gegenüber vom Deutschen Theater in Ost-Berlin gab es noch eine einzige in privater Hand gebliebene Fleischerei. Täglich und zu jeder Tageszeit eine lange Schlange. Bis zur Tür. Freitags bis auf die Straße hinaus. Adrette Frauen, tüchtige Frauen, die sich wundern, dass ich derart große Kasslerkamm- und Krustenbraten kaufe. So eilig sie's auch haben, müssen sie warten, bis die Fleischersfrau endlich versteht, was das für ein Zettel ist, den ich ihr mit der Bitte in die Hand drücke, dass sie den Betrag handschriftlich einträgt und auch noch von der oben stehenden Bargeldsumme kopfrechnerisch abzieht, die ich am Morgen im Urheberrechtsbüro in der Clara-Zetkin Straße abgehoben habe.

Das Prozedere wiederholt sich beim Bäcker in der Albrechtstraße, was um so weniger einzusehen ist, als der Laib sehr wohlschmeckenden Brotes, den ich dort kaufe, nur 19 (neunzehn) Ostpfennig kostet. Es muss aber alles seine Ordnung haben, nicht wahr? Denn im Tränenpalast⁵³ wird genau kontrolliert, wieviel Geld ich abgehoben, ausgegeben, und noch übrig habe, bevor ich mit der S-bahn nach Hause fahren darf.

⁵³ Gebäude am Bahnhof Friedrichstraße, in dem der Grenzübertritt von Personen mit Westberliner Ausweis geregelt wurde, die ein Tagesvisum für Ostberlin ("Passierschein") hatten (und spätestens um 24h Ostberlin verlassen mußten – wobei oft Tränen flossen). Heute Gedenkmuseum zu diesen Umständen.

Für unsere Gäste gibt es ein Buffet. Als Aufschnitt die beiden schönen Braten, die ich mir in West Berlin nicht hätte leisten können. Dazu das De-De-eR Brot, frische West-Ananas und in bulgarischem Rotwein eingelegte, ultradünne rote Zwiebeln. Mal sind Literaten da, Meckel, Born, Buch, Stiller ... mal Tonys Freunde aus der Welt der schönen und der angewandten Künste: Goldschmiede und Töpfer, Bildhauerinnen, Architekten, Tänzer ...

Die Stimmung ist gelöst. Wir sitzen auf dem Berberteppich-Boden und essen von den niederen, mosaikweise zueinander gestellten Sechseck-Tischen, die Tony gerade entwickelt. (Unter dem Namen "Hexagon" werden sie später von der Firma Schmitt-Tische produziert und vertrieben.)

Auf einen Impuls hin rufe ich im neu gegründeten IDZ (Internationales Design Zentrum) an und bitte um den Besuch von der Leiterin. Ich will ihr die Gestaltung dieser Wohnung präsentieren. Na gut, lässt sie mir von der Sekretärin mitteilen: sie habe aber nur 20 Minuten Zeit.

Dann kommt sie. Brigitte Eiermann, die Witwe des verehrten Egon. Sie steigt vier Treppen hoch zu mir und bleibt zwei Stunden. Alles sieht sie: das deckenhohe Buchregal mit der roten Leiter und einer breiteren Ablage als Buffetfläche; das Couch/Bett mit verstellbarer Rückenlehne; den in der Dielennische eingebauten Kleiderschrank; die Küchenschränke mit ihren Bauernhaus-Brettertüren; die preußischblaue Arbeitsfläche. Sie sieht die nunmehr ineinander gestellten Sechseck-Tische und den schwarzglänzenden Würfel des Brionvega Fernsehers auf der weißen Würfel-Attrappe, die dem hässlichen Ölofen übergestülpt ist ... Wir reden und reden. Das Dachfenster ist offen und Tonys weiß bespannter, schwarzer Rahmen schwingt wie ein Gruß aus dem Fernen Japan im Sonnenlicht.

Unterwegs, um einen Passierschein zu holen für den Einkauf in Ost-Berlin, laufe ich die Nebenstraße hoch und sehe Tove. Was macht sie hier? Woher weiß sie, dass ich hier bin? Ganz aufgelöst, ganz verstört, rennt sie auf mich zu. Sie heult. Dein Vater, sagt sie: Dein Vater ...

Viel zu früh, dieser Tod. Mit neunundsechzig Jahren.

Noch am gleichen Abend fliegen wir nach Atlanta, Tove und ich. Ein langer Flug. Ich lese die Zeitung nicht, die auf meinem Schoß liegt. Ich schlafe nicht. Es weint in mir. Seit ich Joachim verließ, bin ich nicht mehr zu meinen Eltern geflogen wie sonst jedes Jahr. Und das obwohl Tatta in seinen Briefen wiederholt gebeten hatte, dass ich komme.

Mama. Wir finden sie im verdunkelten Schlafzimmer auf dem Bett so klein, so mager, noch halb benommen von Beruhigungsmitteln. Sie nimmt meine Hand. Sie wiederholt nur einen Satz: *I lost my best friend*, sagt sie: Meinen besten Freund habe ich verloren.

Wir sitzen *schiveh*, wir Frauen: Mama, Helen, Lily und ich. Wir sitzen ohne Schuhe auf niedrigen Schemeln. Die Kragen unserer Blusen hat der Rabbiner eingerissen. (Abgerissen: der Faden des Lebens.) Wir rühren keine Hand, denn der Trauer widmet man sich ganz. Freunde, die kommen, bringen zu essen, zu trinken. Ein paar Worte, dann wieder Stille. Wenn wir sprechen, dann nur über ihn, über Tatta. Wir sitzen *schiveh* von morgens bis abends, sieben Tage.

Ein Brauch, der einem die Zeit zum Trauern, zum gemeinsamen, zum geachteten Trauern sowohl bietet als auch abverlangt. In den Jahren, die folgen, zünden wir zu jedem Todestag eine *Juhrzeit* Kerze, die 24 Stunden brennt. Ich habe früher meinen Kopf mit einem Tuch bedeckt, jene Raum umfassenden Bewegungen der Arme vollzogen, die ich von Mama so gut kenne, und das

hebräische Gebet gesprochen, das dazu vorgeschrieben ist. Bis zu dem Tag, an dem meine Schwester Lily sagte, sie habe die englische Übersetzung noch einmal gelesen und festgestellt, das Gebet widerspiegele ihre Gefühle nicht, sie wolle Gott überhaupt nicht für diesen Tod preisen, so allmächtig er auch sei. Weder neige sie ihren Kopf, noch umarme sie die Welt. Sie zünde die Kerze und sage:

I remember.

Lilys schlichten Brauch habe ich übernommen.

Als Tante starb, war Mama 66 Jahre alt. Nicht ganz 1,50 m groß, hatte sie nie mehr als 40 Kilo gewogen. Lesen und schreiben konnte sie eigentlich nur Jiddisch und Hebräisch, von rechts nach links, also verkehrtherum geschrieben. Tante hatte ihr aber beizeiten beigebracht, wie man in Amerika einen Scheck aus- und unterschreibt. Glücklicherweise, denn jetzt war sie allein und würde für alles Hilfe brauchen. So dachten wir, meine Schwestern und ich, und hatten Sorge.

Mama aber, Mama hat uns alle überrascht.

Dieser Tod, der Tod meines Vaters setzte eine ungeahnte Entwicklung bei ihr in Gang, einen Werde-Gang.

Als beginne sie sich, allmählich aber stetig, auf sich selbst zurückzubedenken, auf die eigenen Kräfte, auf die eigenen Überzeugungen. So wuchs sie, für uns alle wahrnehmbar, in ihrem Selbstbewusstsein. Ihre Stimme wurde fester und sie äusserte sich. Klar und bestimmt. Nach und nach übernahm sie immer mehr die Verantwortung nicht nur handelnd für sich, auch beratend für uns, für ihre Kinder, ihre Enkelkinder. Und wir erkannten das an. Wir kamen zu ihr. Wir fragten sie. Wir hörten. Sie wurde unsere Mitte, das Zentrum der Familie, um das sich alles dreht.

Natürlich wollte sie Tony kennenlernen. Wir sollten kommen. Und wir wollten kommen. Das war aber ein schwieriges Unterfangen. Die Tatsache, dass Tony nicht jüdisch ist, war inzwischen ein minderes Problem geworden. So weit immerhin hatte sich auch die jüdische Welt für die Realität öffnen müssen. Gut so, denn nie und nimmer hätte Tony jenes Lügenspiel von mir und Joachim mitgemacht.

Wir waren aber nicht verheiratet, etwas, was in Mamas Auffassung vom rechten Leben überhaupt nicht passte. Sie verordnete, dass ich in dem Bett neben ihrem schlafen sollte, wenn wir sie besuchen, Tony aber auf der Couch im Wohnzimmer. Wie albern, sagte ich: Wir schlafen seit Jahren in einem Bett. Nicht unter meinem Dach, entgegnete Mama. Dann werden wir ein Motelzimmer nehmen, beschloss ich: Mama möge uns bitte eins in ihrer Nähe reservieren.

Sie weigerte sich. Ich schrieb nach New York an Onkel Harry, ihren jüngeren Bruder, den sie liebte, verehrte, er möge mit ihr reden. Sein Antwortbrief begann mit den Worten: Liebe Jeannette, Du bist meine Nichte. Du kannst nichts Unrechtliches tun. Dennoch vermochte auch Onkel Harry nicht Mamas Herz zu erweichen.

Wir landeten in New York. Onkel Harry holte uns am Flughafen ab. Unter seinem Dach durften wir in einem Bett schlafen.

Unvergeßlich, jener Abend mit Onkel Harry in New York. Er lud uns zum Essen gehen ein. Eine ältere Schwester, meine Tante Molly, lud er ebenfalls ein und schenkte ihr zu diesem Anlass eine Orchidee, die sie sich links oben auf der Schulter ihres silbergrauen Seidenkleides anpinnte. Er bestand darauf, dass Tony eine Krawatte umbinde und lieh ihm, da Tony gar keine Krawatte besaß, eine von sich.

So traten wir ein in ein amerikanisches Restaurant, das zwar etwas von einem Bahnhofs-Wartesaal hatte, aber immerhin weiße Tischtücher, Stoffservietten und Kellner, die Handschuhe trugen. Selbst einige der weiblichen Gäste ließen beim Essen vornehm ihre Handschuhe an, bestellten aber als Getränk zum Hauptgang Kaffee oder Coca Cola. Da bot Tony Onkel Harry an, den Wein zu übernehmen und verlangte vom Kellner die nicht existente Weinkarte.

Jener junge Kellner war bereits reichlich irritiert, denn Tante Molly, die es in Amerika immerhin zur gefragten Putzmacherin gebracht hatte, aber Analphabetin geblieben war, hatte ihn zu sich gerufen, ihm vorgeflunkert, sie hätte ihre Brille vergessen, und sich die gesamte Speisekarte von ihm ins Ohr flüstern lassen.

Den einen Wein, den es gab, brachte er uns, entkorkte ihn sogar sachgemäß, woraufhin Onkel Harry, sich umblickend, stolz wie ein Pfau mit voll gespreizter Federpracht, bemerkte: sein Tisch sei der einzige im ganzen Restaurant, auf dem eine Flasche Wein stehe.

Wir mieteten einen dicken Chrysler und fuhren gen Süden. Fünf gemütliche Tage lang mit Stops. Natürlich musste Tony Washington DC erleben und ich wieder weinen beim Vorlesen der Rede aller Reden. Worte von Abraham Lincoln. In Stein gehauen aber nicht in die Herzen der Macht:

..that government of the people
By the people, and for the people
shall not perish from the earth.⁵⁴

Von unterwegs rief ich Mama jeden Abend an und fragte, ob sie für uns ein Motelzimmer reserviert hätte. Hatte sie nicht. Am fünften Abend – nur eine knappe Stunde von Atlanta entfernt – gab sie

⁵⁴ Lies: "that government of the white people..."

halbwegs nach: Wir dürfen bei ihr zusammen schlafen, aber auf keinen Fall die Kinder von Lily das wissen lassen.

Gut, sagte ich: Wir werden es von uns aus nicht erzählen, aber wenn sie fragen sollten, werden wir nicht lügen.

Lilys Teenager-Kinder stellten kichernd, kaum hatten sie uns begrüßt, die betreffende Frage zu allererst.

ISRAEL, MÄRZ '72

Dort wird es warm sein, dachten wir: Frühling. Leichte Kleidung packten wir ein. Aber es war kalt. Unbeheizte Hotelzimmer. Unbehagliche Esslokale, offen zur Straße hin. Wir froren.

Es war eine Tournee mit Lesungen in Haifa, Jerusalem und Tel Aviv. Vor deutschsprachigem Publikum, einem belesenen, interessierten, dankbaren Publikum: deutsche Juden in Israel, die Jeckes. Gespräche mit ihnen erinnerten mich an Studientage in der Brandeis Universität: Die schiere Lust der Menschen daran, sich zu äussern, sich darzustellen, auszudrücken. Die intellektuelle Neugierde. Die emotionale Intensität. Und es gab reichlich Gelegenheit, Gespräche zu führen auf dieser Tournee, denn wir hatten von Schriftsteller Freunden, die bereits vorher in Israel gelesen hatten, Namen und Empfehlungen.

Schon deshalb war dies eine besondere Lese-Reise. Für mich war sie aber noch mehr: Sie war meine Erfüllung jenes elften Gebots. Ein ungeschriebenes Gebot: Du sollst ein Mal im Leben nach Eretz Yisrael. Ein Mal sollst du zurück in die Ur-Urheimat deines seit biblischen Zeiten vertriebenen Volkes. "Nächstes Jahr in Jerusalem",

so endet in der Diaspora auch ein jedes Gebet. Und das hat bis tief ins Unterbewusstsein seine Wirkung.⁵⁵

Wir besuchen die Lyrikerin Mascha Kaléko in ihrem Haus. Auch ihr Mann ist da, ein Chassid, still und in sich gekehrt. Eine gewisse Trauer in ihrem Blick, ein hintergründiges Wissen. In ihrer Gegenwart kann ich den leisen Humor, die selbstreflektierende Melancholie ihrer Gedichte nachvollziehen:

Mein schönstes Gedicht?
Ich schrieb es nicht.
Aus tiefsten Tiefen stieg es.
Ich schwieg es.

Wir lernen Philosophen, Denker kennen, unter ihnen in deutlicher Erinnerung: Vilém Flusser, Professor der Vergleichenden Religionswissenschaften, der gerade in Vorbereitung seiner Vortragsreise in Deutschland ist, sein Thema: Die Gnade. Kaum haben wir uns gesetzt und begonnen mit den anderen zu reden, schaut er Tony an und sagt spontan: Du bist doch Katholik. Was meinst du: Was ist das: die Gnade?⁵⁶

Darauf folgt zwar eine lebhaftere Diskussion über viele Stunden, aber wir sind nicht da, Tony und ich, um Diskurse über abstrakte Themen zu führen, so anregend sie auch intellektuell sein mögen, nein, uns liegen, konkret und aktuell, politische Fragen auf der Seele: Ob es denn überhaupt eine aktive Opposition zur Politik Golda Meirs gibt, zum militärischen Vorgehen Israels im Sinai und in Gaza, zur Enteignung der Palästinenser von ihrem alt-angestammten Landbesitz.⁵⁷ Und wenn es diese Opposition nicht gibt: warum? Warum gibt es sie nicht? Auf unsere Fragen hin

⁵⁵ "Nächstes Jahr in Jerusalem" ist die Übersetzung des traditionellen Wunsches *L'Shana Haba'ah B'Yerushalayim* (בִּירוּשָׁלַיִם הַבְּאֵה לְשָׁנָה) am Schluß des jüdischen Sederabends und des Versöhnungstags.

⁵⁶ Vilém Flusser (1920-1991) ist Medienphilosoph und Kommunikationswissenschaftler.

Vgl. auch: <https://www.juedische-allgemeine.de/allgemein/das-leben-ein-spiel/>

⁵⁷ Es gab diese Opposition, nur war sie machtlos. Vgl. unter anderem Martin Buber: *DER JUDE UND SEIN JUDENTUM* (Köln 1963)

nur Kopfschütteln, Schweigen. Als sei es nicht möglich, mit Menschen zu reden, die von aussen kommen. Als könne nur, wer im Lande lebt, verstehen.

Wir haben keine Wahl, endet die Diskussion.

oder:

Einem Araber kann man nicht trauen.

Soldaten prägen das Straßenbild. In allen Lokalen und Bussen sitzen auffällig viele junge Männer, junge Frauen, uniformiert, bewaffnet, aber ohne Haltung, die Uniform lässig getragen, offene Kragen, aufgerollte Ärmel. Das Sturmgewehr nonchalant wie ein Regenschirm über die Schulter geschmissen oder statt eines Gehstocks zur Stütze aufgestellt, stehen sie lachend und scherzend miteinander herum, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, so jung Soldat zu sein, bewaffnet, zum Töten bereit.

Ich will nicht, dass es so ist. Ich will es nicht.

175

Überfüllt sind die Busse und laut. Alles redet durcheinander, schreit einander zu, um verstanden zu werden überm krächzenden Radio im Lärm des Verkehrs. Dann: Erkennungstakte, und plötzlich: Stille im Bus. Stumm horcht jeder den Nachrichten. Fünf lange Minuten. Autatmen. Noch lebt man, fährt Bus, wird ans Ziel kommen vielleicht, redet weiter und schreit. Eine kurze Stunde. Wieder das Zeichen: Nachrichten. Jede Stunde ein Mal. Jede Stunde einmal sterben.

Kirjat Schmona. Eine Stadt im Norden an der Grenz zum Libanon. Wir fahren hin, denn hier, in einem der ersten Kibbuzim überhaupt in Israel, lebt Chave Elkin, die mal die beste Freundin meiner Schwester Helen gewesen ist. Um ein Haar würde auch Helen selbst hier leben, würde mit Chave hierher gekommen sein, eine glühende Zionistin der ersten Stunde, um unter den *Chaluzim* den Traum zu

leben, von einem sicheren jüdischen Staat in Frieden. *Wenn ihr nur wollt*, hat Herzl gesagt, *ist es kein Traum*. Aber leider litt Theodor Herzl unter einer nicht seltenen Art von Blindheit der Realität gegenüber, denn er hat gemeint, Palästina sei: *Ein Land ohne Volk für ein Volk ohne Land*.

Die Kibbuz-Kinder haben ihr eigenes Haus. Gleichaltrige Gruppen leben zusammen, von den Eltern getrennt, die sie aber besuchen oder abholen für einen Tag oder zwei. Chave klopft an. Eine Betreuerin kommt an die Tür, spricht leise mit uns, muss aber erst die Kinder fragen, ob sie Besuch empfangen wollen. Wir dürfen herein. Es ist leiser als in Tonys Kinderladen, ordentlicher. Es ist aber lebendig, heiter. Wenn die Sirenen heulen haben sie 3 Minuten Zeit, um in den Bunker zu kommen. Manchmal schlafen sie Nächte lang da. Ihre Eltern in einem anderen.

Die Jahrhunderte haben die alte Stadt Safed im Kern nicht verändert, denn der Kern ist das Herz der jüdischen Mystik, die Lehre von *Kabbalah*, und die Männer, die sie pflegen, haben für ihre Begriffe noch nicht ausgelernt. Sie sitzen noch immer, ihre langen weißseidenen Gebetschals um die Schultern, mit Käppis, Pelz umkrempten Chassid-Hüten⁵⁸, und studieren *Torah*, *Mishnah* und *Gemorrh*, das angebliche Wort Gottes und sein weisen, rabbinischen Auslegungen seit Tausenden von Jahren. Vor ihnen die zur fraglichen Stelle geöffnete Torah Rolle, markieren sie mit silbernen Zeigestäben das zu interpretierende Wort, zählen die Buchstaben, verändern ihre Reihenfolge, teilen ihnen numerische Werte zu, zählen zusammen, stützen die Stirn in die Hand, überlegen, tragen vor, hören zu und argumentieren erneut im ewigen Diskurs.

⁵⁸ Schtreimel

Ich habe sie gesehen, auch wenn sie das nicht zulassen wollten. Tony haben sie in das *Bit Midrasch*, eine schummrige Studierstube, hereingelassen, denn Tony ist ein Mann, und dass er nicht beschnitten ist, wussten sie nicht. Mich haben sie nicht hereingelassen, denn ich bin eine Frau, wenn auch eine jüdische. Die Anwesenheit einer Frau bedeutet Ablenkung vom Wesentlichen, dem Studium der Torah. Aber Tony hat unbemerkt beim Reingehen die schwere Eichentür einen Spalt für mich aufgelassen, so dass ich hineingucken konnte, und ich habe gesehen, dass sie sich da am langen, dunklen Tisch, wie seit immer, über den Skripten beugen, als gäbe es Israel nicht, Israel, den Staat, den sie nicht anerkennen und um dessen Schutz sie ihre Söhne nicht hergeben als Soldaten, schon gar nicht ihre Töchter.

Mystik der orthodoxen Juden. Sie warten auf den Messias.

Bei einer meiner Lesungen sitzt in der ersten Reihe eine markante Frau mit hohen Backenknochen und streng, sehr kurz geschnittenem Haar. Sie mustert mich scharf, aber es ist nicht irritierend, wie sie mich ansieht, eher wohlthuend. So kommt sie auf mich nach der Lesung zu, fragt, ob sie Portraitfotos machen dürfte, in ihrem Studio in der Stadt.

Ein nüchtern eingerichtetes Studio. kleine Räume. Verschiedene Lampen. Verdunkelbare Fenster. Die schöne Fotografin redet, weil sie sieht, dass ich befangen bin und steif. Sie will mich locker haben, mich von mir selbst ablenken. Darum erzählt sie mir eine Geschichte. Es sei einmal ein junger Mann zu ihr gekommen, der Sohn eines bedeutenden Rabbiners. Von ihm, seinem Vater, der nun sehr alt geworden war, wollte der Sohn unbedingt ein Portraitfoto haben. Aber weil ein Foto von sich zu machen eine Eitelkeit sei und deshalb einem Rabbiner versagt, lehne sein Vater strikt ab. Seine Katze aber, ebenfalls in die Jahre gekommen, liebe

der alte Rabbiner sehr. Von ihr ein Portraitfoto machen zu lassen, habe der Sohn seinen Vater überredet. Und so seien eines Tages Sohn und Vater mit Katze gekommen. Aber weil die Katze nicht still halten und für sie posieren wollte, hat der alte Rabbiner sie für das Foto auf seinen Schoß genommen, und weil die Katze sich noch immer recht nervös herumwand, ließ er zu, dass die Fotografin die Tür zumacht. In einem geschlossenen Zimmer mit einer fremden Frau allein, das darf auf keinen Fall – niemals – ein Rabbiner.

Das Portrait seines alten Vaters mit Katze auf dem Schoß habe den Sohn sehr erfreut, beendete sie die Erzählung. Und hatte, von mir fast unbemerkt, bereits alle Aufnahmen gemacht, die sie wollte.

In den Bus, mit dem wir durch die Wüste fahren, der so genannten Grünen Linie entlang in Richtung aufs Tote Meer, steigen etliche dunkelhäutige Menschen ein, die augenscheinlich zueinander gehören. Sie sind bunt afrikanisch gekleidet, sprechen aber miteinander Englisch, Tonfall: *Midwest*. Ich bin neugierig, spreche eine der Frauen an, die im Gang des wackligen Busses stehend und sich prekär festhaltend, ein kleines Englisch-Hebräisches Wörterbuch studiert, Wörter daraus für sich wiederholt, um sie zu lernen. Sie seien Juden, lerne ich, schwarzafrikanisch-amerikanische Juden, "*descended from the 10 Lost Tribes*": Nachkommen eines der zehn verlorenen Volksstämme. In biblischen Zeiten nach Afrika verschleppt, dann als Sklaven nach Amerika verkauft, kämen sie nun in ihre Heimat zurück. Ihr König, sagt die Frau, verlange, dass sie bis zu ihrer Ankunft in Dimona, wo ihre Siedlung sei, Ivrit können, denn ab da dürfen sie nicht mehr Englisch sprechen. Darum lerne sie Vokabeln.⁵⁹

⁵⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Schwarze_Hebr%C3%A4er

Das Königreich des VAH: Veganer, Polygamisten. Sind's vielleicht die wahren Mystiker? Propheten? Unter ihnen der Messias selbst sogar?⁶⁰

Ich jedenfalls, ich würde hier nicht siedeln. Ich kann hier kaum atmen. Die Juden sind mein Volk. Israel aber ist nicht mein Land. Als wir Israel verlassen und nur den Fuß auf Zypern setzen, fällt mir plötzlich die wie ein Gewicht auf mir lastende Schwere der Wochen in Israel von den Schultern. Aber in meinem Herzen, wo immer ich auch seitdem bin, bleibt es mir um Israel schwer.

⁶⁰ Der Sinn dieser Stelle konnte von mir nicht entschlüsselt werden!



61

KATHARINA HAMMERSCHMIDT

Noch als Tony in jener WG wohnte, tauchte der Name auf, Kat: Eine Freundin aus dem Kinderladen. Mit einer Tochter, zwei Jahre älter als Nina.

Kat habe immer eine Antwort parat, erzählte Tony: eine Erklärung, eine Hintergrundgeschichte. Immer sei sie bereit, sich für andere einzusetzen, für andere etwas zu tun. Aber ihren Mann, Jojo, reize Kat manchmal so weit, dass er zuschlage.⁶²

Dann lernte ich sie kennen. Hübsch. Mit ihren Henna gefärbten Kringellocken und Lippen, die es schafften obwohl spitz, auch noch voll zu sein. Hatte sie grüne Augen? Ich weiß es nicht mehr. Kats Augen könnten grün gewesen sein.

Ich wusste natürlich, dass sie sich engagierte in der – ja, wie sollen wir sie nennen, jene Jugend? Links? Oppositionell? Jene Bewegung, um die unsere Gedanken kreisten, für die unsere Gefühle sprachen: Freiheit ... Demokratie ...

⁶¹ Quelle: http://www.raf.almanet.dk/Hammerschmidt_Kata.html Die Zeitangaben dort sind nicht ganz korrekt.

⁶² Also war sie selbst schuld??

Linksextremistisch, gar terroristisch, war sie noch nicht.

Für die Polizei war die gesamte Kinderladenszene erst einmal suspekt. Unangemeldet konnte eine Streife einfach in den Laden kommen, sich umsehen, Fragen stellen. Auch bei den Kinderladen Eltern zu Hause tauchten sie auf, baten den einen oder anderen aufs Revier. Gegeneinander aussagen sollten sie, Informationen liefern, die ihre Freunde entlarven, – ja, als was? Als Staatsfeinde?

Gewiss, seit dem Mord an Benno Ohnesorg hatte sich die oppositionelle Jugend immer mehr radikalisiert. Klare, grundlegende Leitgedanken hatte ein leidenschaftlicher Rudi Dutschke geliefert in Kundgebungen am Ende der zahlreichen, immer weniger friedlichen Demos. Die Politik reagierte mit Wasserwerfern und Knüppel. Und änderte daran nichts, auch nachdem sogar Pastor Heinrich Albertz, der frühere Bürgermeister von Berlin, endlich die Kontraproduktivität seiner eigenen Anordnungen erkannt hatte.

Leser der Springer Zeitungen, BILD und BZ – und das waren viele – wurden immer gefährlicher aggressiv aufgeputscht gegen die linken Demonstranten.

Oft hielt es mich nicht am Schreibtisch da oben allein in meiner Stube. Ich hatte Angst um Marcel, der sich immer gewagter in der maoistisch orientierten Szene engagierte. Aber auch um Tove, die schwanger war und bei einer der Demos, an denen alle teilnahmen, die mit den beiden in der WG wohnten, von der berittenen Polizei in einer Seiten-Strassen-Falle abgedrängt, mal gefährlich zwischen zwei Pferde geraten war.

Ich hatte Angst um Tony. Als auch er grundlos aufs Revier beordert wurde, fand er zu seinem Erstaunen heraus, dass die Polizei ein ganzes Dossier über ihn angefertigt hatte. Tony ist in Bukarest

geboren, das irritierte scheinbar die West- wie die Ost-Polizei, die ihn, wann immer wir nach Ost-Berlin einreisten oder durch die DDR fuhren, besonders unter die Lupe nahm. Verfolgt, so kamen wir uns vor, verfolgt und rechtlos. Wir waren dabei, als Heinrich Böll bei der Verleihung der Carl von Ossietzky Medaille sagte, bald müsse man im freien Deutschland aufpassen, wen man zum Kaffee einlädt. Man müsse nicht nur aufpassen, was man sagt, sondern auch, wer es hört. Aber in dieser Notgesetz-Zeit bewahrte nicht einmal der Nobel-Preis den große Heinrich Böll vor einer Hausdurchsuchung durch die bewaffnete Polizei.

Er komme später, rief mich Tony eines Tages an. Er wolle Kat helfen. Kat müsse weg.

Kat müsse weg. Sie sei verpiffen worden, eine hätte gesungen. Man wusste auch wer. Man wusste auch, unter welchem Druck. Man kannte die Erpressungsmethoden polizeilicher Ermittler leider nur zu gut.

Die Beschuldigung: Katharina Hammerschmidt miete konspirative Räume, nehme Pakete an, Waffen für die Rote Armee Fraktion, die RAF.

Die Tatsache: Kat hatte ihrer langjährigen Freundin Ulrike Meinhof den Gefallen getan, für sie Briefe und Pakete anzunehmen und bis zur Abholung aufzubewahren. Was der Inhalt dieser Post war, konnte sie sich denken, wissen nicht.

Bedroht mit einer zeitlich unbegrenzten Untersuchungshaft, suchte sie Rat. Bei ihrem Vater, einem angesehenen Kultur-Redakteur des Senders WDR. Bei ihrer Mutter einer geschätzten Lektorin beim Middelhaue Verlag. Katharina Hammerschmidt, ein Kind aus gutem Hause, wie so viele Mitglieder und Sympathisanten der Roten Bewegungen. Ich kannte ihre Eltern, hatte etliche Sendungen

fürs WDR gemacht und auch eine Kurzgeschichte in einer Middelhaue Sammlung für Kinder veröffentlicht. Sie rieten ihrer Tochter, unterzutauchen.

Tony fuhr sie zum Bahnhof, brachte ihr Gepäck in den Zug nach Frankreich, küsste sie Adieu.

Es dauerte nicht lange, bevor Marcel beim Verteilen eines zum Widerstand auffordernden Handzettels erwischt wurde, und zwar verbotenerweise auf dem Gelände einer Fabrik. Festgenommen. Angeklagt. Ich konnte mit Marcel nicht viel reden in dieser Zeit. Ich hatte wenig Geduld mit der Gedankenwelt des Eifers, seit meiner Erfahrungen mit Südstaaten Rassisten, seit meiner Erfahrungen mit McCarthy Aktivisten. Verlorene Liebesmüh. Aber zu welchem Preis!

Bei Marcells Gerichtsverhandlung saßen wir alleine auf den Zuschauer Rängen, Tony und ich. Von Marcells Genossen und Verbündeten ist kein einziger erschienen. Soviel zur Solidarität. Die Verhandlung selbst hätte Stoff für einen Bühnenschwank geboten, denn Marcel, aufgefordert zu Selbstverteidigung, war aufgestanden und hatte begonnen, sein aus vielen Seiten bestehendes, gründlich vorbereitetes, marxistisch-leninistisches und noch dazu mit Mao-Weisheiten gespicktes Plädoyer vorzulesen, als ihn der ungeduldige Richter barsch mit den Worten unterbrach: "Herr Seyppel, ich glaube, Sie wissen gar nicht, was hier gespielt wird."

Gespielt. Welch treffender Ausdruck. Ein Glück, dass es nur zu einer Geld- und nicht zu einer Haftstrafe gereicht hat. Mit den Bedingungen der Haftstrafen in solchen Fällen mussten wir bald Bekanntschaft machen. Kat nämlich, Katharina Hammerschmidt –

Sie hatte sich nach Monaten der Flucht, Monate ohne ihre kleine Tochter, ohne ihre Freunde, ihre Sprache, ihr Leben ... sie hatte sich endlich an einen Anwalt gewandt, an einen Anwalt, der am Ende

alle RAF Aktivisten vertreten hat, an Otto Schily. Ja, sie könne ohne Angst nach Deutschland zurückkommen, versicherte er ihr: er hätte Haftverschonung für sie ausgehandelt. Es würde zur Anklage kommen, aber sie bleibe bis dahin auf freiem Fuß. Er hole sie selbst am Flughafen ab.

Von seinen Mandanten hat Otto Schily keinen einzigen erfolgreich verteidigt. Alle wurden sie verurteilt, alle. Ist er ein Mitglied des Bühnen Ensembles für das Stück: Was gespielt wird, gewesen?⁶³ Kaum hatte er Katharina Hammerschmidt am Flughafen begrüßt, traten Beamte hinzu, verhafteten sie und nahmen sie mit. Ein Judas Kuss?

Besuchserlaubnis wurde Tony nicht gewährt, aber er ist viele Male zum Frauengefängnis hin, um Kat, weit oben hinter ihrem vergitterten Fenster, von der Straße aus ein paar Worte zuzurufen. Winter. Ob er nicht was machen könne, dass man ihr noch eine Decke gäbe, schrie sie: Sie friere. Sie sei krank, habe höllische Schmerzen, aber man glaube ihr das nicht.

Sie simuliere. Sie schreie, schreie tag und nacht, sei renitent, äußerst unkooperativ. Gefängnisärztliche Untersuchungen ergäben keinerlei Krankheitsbild.

So die offizielle amtliche Information an Kats Eltern über Monate. Plötzlich aber, ohne Vorankündigung, ohne Begründung, entließ man sie aus der Haft.

Kats Arzt fand "einen kinderkopfgroßen Tumor" im Brustbereich. Nunmehr kaum noch therapierbar, wurde sie ins FU-Klinikum eingewiesen, wo sie bei ständiger, intensiver Behandlung unter Leitung des Pariser Krebspezialisten Professor Georges Mathé

⁶³ Was Lander hier gemeint hat, blieb mir unklar. Eventuell *Wie es euch gefällt (As you Like it)* von Shakespeare?

anderthalb Jahre noch lebte. "Geschenkte Jahre" sagte ihr Anwalt, Otto Schily dazu. Ein befremdlicher, ja ein fast zynischer Kommentar. Und die gestohlenen Jahre? Kat war 32, als sie starb. Ihre Freunde sprechen von Justizmord.⁶⁴

Und übrigens, um es vorwegzunehmen, ich glaube keinen Augenblick daran, dass der Tod der Baader-Meinhof Insassen von Stammheim drei Jahre später Selbstmord war.

Tove bekam ihren ersten Sohn in dieser Zeit, Matthias. Und als sie ihren zweiten, Daniel, zur Welt gebracht hatte, heirateten sie, Tove und Christoph, nicht zuletzt aus Angst davor, dass man ihnen sonst die Kinder wegnehmen könnte, falls sie bei einer Demo in die Falle gerieten.

Marcel's Gruppe hielt es für besser, wenn er aus Berlin weg wäre. Er zog also nach Köln.

So hatte sich mein Leben innerhalb kurzer Zeit revolutioniert.

⁶⁴ Siehe den Artikel von Hans Schueler: *Justiz in eigener Sache: Anklage gegen den Ankläger. Rechtsanwalt Schily und der Fall Katharina Hammerschmidt* (ZEIT Nr. 39/1976).

MAMA KOMMT

Die kleine Mammeniu mit dem starken, immer stärkeren Willen, Zurück ins alte Land kommt sie, uns zu besuchen. Klettert vier Treppen hoch in die Ein-Zimmer-Wohnung. Schläft auf der Bett-Couch. Kocht unkosher. Wiegt Urenkelbaby Daniel in den Armen, singt ihm ein jiddisches Wiegenlied vor. Mama streichelt Nina übers lichtblonde Haar, redet lange mit Tony, versteht sich mit ihm auf der hohen Ebene der Ethik, denn was Moral ist, des Menschen würdiges Verhalten, die einzig akzeptable Lebensführung, darin sehen sich Mama und Tony Aug in Auge, als wären sie ein und dieselbe Generation.

Sie ist nicht gern in Deutschland, meine Mutter. Muss sie auch nicht. Wir wollen mit ihr reisen. Nach Polen? Zamość? Tarnegura? Sie lehnt ab. Das Land ihrer Geburt, ihrer Jugend, will sie niemals wiedersehen.

Mit Nina, sieben, und Mama, siebzig, auf dem Hintersitz unserer roten Ente, fahren wir los zu viert nach Holland. Ich sehe, wie Mama die Augen schließt in Erinnerung an einen Geschmack, den sie, seit sie Europa verließ, nicht mehr im Mund gehabt hat: Matjes, sagt sie leise: solche Matjes ...

Es ist Sommer und sonnig und warm und wohl wenig bequem auf dem Hintersitz. Nina will alle zehn Minuten wissen, wann wir – da! – sind, legt immer wieder schläfrig den Kopf in Mamas Schoß. Mamas Miene sagt: Schlaf, mein schönes Kind.

Frankreich, Paris. Gegen fünf Uhr nachmittags. Wir sind müde und hungrig am Arc de Triomphe. Ich sehe durch ein Souterrain-Fenster in ein kleines Restaurant. Weiß gedeckte Tische, glänzende Gläser, schweres Besteck. Tony zögert: in Frankreich esse man nicht um diese Tageszeit und schon gar nicht betrete man, so schwitzig verknittert wie wir sind, ein solches Lokal.

Ich will aber ... jetzt ... und hier.

Es ist ein königliches Mahl. Vor – Nach – Zwischen. Dem Kellner in schwarz mit bodenlanger weißer Schürze macht es Spaß, uns ungewöhnliche Gäste zur ungewöhnlichen Zeit ganz allein zu verwöhnen. Delikat filettiert er Mamas Seezunge am Tisch. *S'il vous plaît, Madame, les filets de sole. Voilà!* Nina setzt er nach dem Nachtschiff eine dreistöckige Etagère voll edler Pralinen vor. Er bietet Tony ein Tablett verschiedener Armagnacs an. Als Tony eine sehr alt und veritabel aussehende Flasche wählt, frage ich mich kurz: Können wir das bezahlen? Aber ich habe die neuen Eurochecks bei und außerdem wird mir Mama am Ende der Reise etwas dalassen.

Schwimmen an der Côte d'Azur. Mama kauft sich einen Badeanzug. Tony hebt sie hoch, trägt sie – federleicht – übern heißen Sand zum Wasser. Nur seinen Bart mag Mama nicht. Obwohl er gepflegt und stilvoll gestutzt ist. Nein, Bart tragen sollen Rabbiner. Einem jungen Mann stehe Bart nicht.

Sie ist auch nicht einverstanden, dass wir in jedem Ort die Kirche, den Dom, die Kathedrale sehen möchten. Dass wir hineingehen, uns

setzen und die Fenster betrachten, den Altar, die Bauweise der Decke. Da gibt ihr Nina recht. Langweilig, immer diese Kirchen.

Une petite ville unterwegs. Wir nehmen zwei kleine Doppelzimmer in einem winzigen Hotel, eins für Mama und Nina, eins für Tony und mich. Im Restaurant gibt es nur ein Menü, und zwar nur: Vor-, Haupt- und Nachspeise des Tages, aber woraus das Menü am heutigen Tage besteht, das verrät uns die Patronin nicht. Weise vorbeugend, flüstert Tony ihr zu, dass die ältere Dame hier am Tisch kein Schweinefleisch isst. Er kann gut französisch sprechen. Ich leider nicht so gut, obwohl ich in der Schule lauter Einsen in Französisch schrieb und er meistens Vieren. Nach einer guten Weile kommt eine Frau mit einem Korb voll Steinpilzen herein. Die gibt es dann, köstlich, heute zur Vorspeise.

Am nächsten Morgen, ein herrlicher Morgen. Wir wollen draußen frühstücken, am kleinen Holztisch vorm Hotel. Lange warten wir auf Tony – Mama, Nina und ich. Er kommt und kommt nicht. Er ist aber schon wach und auf gewesen, als er erscheint. Ich halt den Atem an: Kein Bart! Er hat sich den Bart abrasiert! Jetzt sieht er aus wie der Mann, mit dem ich bei jener Fete so eng getanzt habe, der Mann, dessen Telefonnummer aufzuschreiben Joachim mir keine Zeit gelassen hatte. Ganz jung und glatt und lächelnd kommt er auf uns zu. Mama ist beglückt. Nina ist konsterniert und ich bin aufs Neue verliebt.

Lange konnte das nicht gutgehen, Nina und Mama, jung und alt, zusammen in einem Schlafzimmer. Wir waren weitergefahren, der Riviera entlang und über die Grenze nach Italien. Ohne Plan und Ziel, aber langsam müde des Fahrens und sehnsüchtig danach, in das Meer zu tauchen, das uns so lange von weit unterhalb der Steilküstenstraße zugewunken hatte. Ich hatte mich daran gewöhnen müssen, so ohne Vorplanung zu reisen, ohne Reiseführer

oder Vor-Lektüre irgendeiner Art. Mich treiben zu lassen. Ich muss aber gestehen, dass die wohlgeplanten Reisen zuvor mit Joachim etwas von einem Abhaken der Sehenswürdigkeiten an sich hatten, während diese nun Entdeckungsreisen waren, Überraschungsreisen, und dass ich, die obligatorischen Kultur-Objekte aufzusuchen, nicht vermisste.

So entdeckten wir die Punta Moreno. Eine Oase. Wir sahen von oben auf sie hinab: eine weiße Villa in einem Pinienhain, serpentinartige Wege hinunter zum Strand und etliche Blockhütten – ja, veritable *log cabins* – mitten unter den Bäumen. Zwei von ihnen mieteten wir von der russischen Gräfin, die die Inhaberin war. Sie verkaufte uns Getränke und Brot und Kaffee aus dem kleinen Laden, den sie in ihrem Haus für die Gäste eingerichtet hatte. Die Blockhütten werden in Jugoslawien hergestellt, erfuhren wir. Da musste wir uns doch wohlfühlen, nicht wahr: zwei Amerikanerinnen, ein Rumäne, eine Deutsche bei der russischen Gräfin im jugoslawischen Quartier? Und das in Italien.

Wenn es nicht die Ameisen gegeben hätte. Myriaden von Ameisen.
Mama schüttelte sich beim bloßen Anblick.

Und wenn Nina nicht hätte mindestens bis elf schlafen wollen,
während Mama bereits vor sechs auf war und das nicht ohne
erhebliches Geräusch.

Zu allem Überfluss behauptet Nina unerschütterlich, dass Mama
schnarche, was Mama vehement zurückweist. Da liegt die
unausgesprochene Aufforderung in der Luft, die Besetzung der
Zimmer umzudisponieren: Tony zu Nina und Mama zu Jeannette.
Aber wir sprechen das tunlichst nicht aus. Unaussprechlich. Allein
der Gedanke.

Nächster Stop: Pisa. Spätestens jetzt will Mama ihre Mitbringsel-
Liste abarbeiten. So tingeln wir drei Mädels fröhlich durch die

Andenkenladenlandschaft, während Tony weitere Fotos für das Reise-Gedenkalbum macht, das wir Mama am Ende schenken wollen. Sie soll doch allen zu Hause zeigen können, wo sie überall gewesen ist.

Roma Termini. Abschied von Nina. Weil die Schulferien zu Ende sind, muss sie allein mit dem Zug nach Hause fahren, wo ihre Mutter Bärbel auf sie wartet.

Mama ist schon am ganzen Morgen still, missmutig. Ich denke, dass sie einfach müde ist. Eine vielleicht zu strapaziöse Reise für eine Frau von siebzig Jahren. Jetzt steht sie auf dem Bahnsteig wie verloren und schaut uns aus einer Distanz zu, die nicht nur physisch ist. In letzter Minute tritt sie aber heran, schließt Nina impulsiv in die Arme, heftig, innig, lässt sie gar nicht los, und Nina erwidert, hält Mama fest umschlossen – lange Augenblicke lang.

Als der Zug abgefahren ist, bricht der Zorn aus meiner Mutter heraus. Sie greift Tony an: Wie kannst du deine eigene Tochter, ein so kleines Kind, ein so schönes Mädchen, allein, allein im Zug fahren lassen?

Gerade stottert Tony, ganz verduzt: es gäbe eine Zugbegleiterin extra für Nina, er habe sie bestellt, als Mama sich von ihm abwendet und mich angreift: Und du! sagt sie, mit dem unerbittlich scharfen Blick, den ich so gut kenne: Du siehst gar nicht – du empfindest gar nicht, wie sehr dieses Kind will, dass du es liebst. Das siehst du, das empfindest du nicht?

Was, wenn sie recht hat, meine Mutter? Sie hat ja oft im nachhinein recht gehabt. Wenn man genervt gedacht hat: Olle Meckertante! Immer unzufrieden. Nichts kann man ihr recht machen. Dann stellt sich heraus, dass ihre Ideale, ihre Werte, die die Welt hinter sich gelassen hat, die Mama aber fordert, auf die sie besteht, die

eigentlichen Werte sind, die Glück bringen würden, hätte man sie noch. Kleinigkeiten, jawohl: Der Kaffee hat heiß zu sein. Die Coca Cola muss eiskalt serviert werden. Geh nie aus einem Zimmer heraus, ohne das mitzunehmen, was woanders hingehört. Tue es gleich auf seinen Platz. Nicht nachher, gleich. Dann musst du nie aufräumen. Gib ganz von dir. Oder gar nicht. Liebe ist nicht halb und halb.

Kleinigkeiten.

Wir haben noch ein paar Tage mit Mama in Rom. Sie lernt ein Modengeschäft der alten Schule kennen, in dem keine Kleider zum Selbstbefummeln hängen, sondern Maß genommen, die Occasion gefragt, der bevorzugte Stil abgelesen, und dann Passendes vorgeführt wird. Wie bei *Frozhin* in Atlanta, das es inzwischen nicht mehr gibt.

Da geht sie den Flughafengang lang, von uns weg.

191

Wir setzen uns in ein Garten Restaurant in Fiumicino, bestellen: *cappellini mare e monti*. Eine laue Briese. Herumhüpfende Spatzen. Einen trockenen Trebbiano.

Übrigens ist der Euroscheck, mit dem ich das teure Essen in Paris bezahlt habe, nie eingelöst worden. Beim nächsten Paris-Aufenthalt haben wir das schöne Souterrain Restaurant gesucht, um unsere Schuld zu begleichen und um wieder einmal da zu speisen, aber es war nicht mehr da.

HINTERHAUS PARTERRE

Ohne Eigenkapital kann man sie kaufen. Sechzig tausend Mark. Schau. Hier steht's. Charlottenburg. Gute Gegend.

Ich lese die Zeitungsannonce, die Tony mir entgegenhält. Der interessanteste Aspekt: "ohne Eigenkapital". Ich habe zwar bereits drei Romane und einen Band Kurzgeschichten auf dem Markt, aber Geld? Und Tonys Einkommen als freier Mitarbeiter eines Konstruktionsbüros für die Automobilindustrie ist zwar sehr gut aber nicht üppig. Von Aufträgen ist er ebenso abhängig wie ich, obschon er nicht, wie ich, jedes Mal aufs Neue von der Qualität seiner Arbeit zu überzeugen braucht. Rundfunkbeiträge bringen derzeit das meiste ein. Ein ewiges Einreichen, Warten, Hoffen, Weiterschreiben, Antichambrieren, Beziehungen knüpfen, hoffen, warten, weiterschreiben ...

Sicheres Geld? Nirgends. Und jetzt eine Eigentumswohnung?

Aufregender Gedanke. Aber diese kleine, meine allererste wunderbare ausgebaut eingerichtete Wohnung will ich doch gar nicht verlassen.

Gedankenlos spontan: Lass uns sie mal anschauen, die Wohnung ohne Eigenkapital.

Was für ein Schreck. Drei kleine, dunkle Zimmer Hinterhaus parterre. Verkommene Küche mit halb verfaultem Fußboden. WC und Wanne will ich gar nicht beschreiben. Dunkel. Dunkel. Mit Hintertür zum eigenen Gartenteil, wo ein trauriger Rhododendron steht. Warum in aller Welt Tony ein so zukunftsleuchtendes Lächeln im Gesicht hat, ist mir rätselhaft. Er scheint begeistert zu sein. Am gleichen Abend beginnt er, Pläne zu zeichnen. Er will Wände herausreißen und woandershin aufbauen. Licht will er oben aus den Jalousiekästen kommen lassen, eine selbst entworfene Marmor-Badewanne zusammenkleben, die Plexiglas Duschscheibe an einen Sandsack-Flaschenzug hängen, mir einen bodenfreien Schreibtisch in die Mauer bauen, gleich morgen anfangen. Hast du, fragt er, die Dielen gesehen? So schöne alte Dielen. Ein Traum.

Nun kann uns nichts mehr davon abbringen, auch nicht die Tatsache, dass eine Leibrente an der so großzügig anmutenden Finanzierung hängt. Nehmen wir halt in Kauf. Erst viel später wird sich herausstellen, was für ein Fehler das gewesen ist.

Zuerst ist die Finanzierung eine Frage von neu gesetzten Prioritäten. Die teure Super-8-Produktion, beispielsweise, stellt Tony vorübergehend ein. Ich arbeite nicht weiter am neuen Roman, sondern suche Passagen aus dem fertigen Teil aus, die mit kleinen Zusätzen am Anfang und Ende Literatur Sendungen ergeben, die Honorar einbringen. Den gegenwärtigen Konstruktionsauftrag, für den Tony einen Abgabetermin hat, macht er abends noch zu Ende, denn den ganzen Tag über, so lange Licht ist, arbeiten wir in der Wohnung. Wir beide allein.

Da ist es kalt und dumpf und ungemütlich. Wir weichen Tapeten ab, legen Wände frei, deren maroder Zustand jetzt erst zur Erscheinung kommt, entfernen verrottete Rohre, bauen tote Leitungen aus, karren feuchten Schutt weg, wärmen geschundene

Hände an einem Becher tauchgesiedeten Pulverkaffee. Reiflich überlegt, denke ich zwischendurch, habe ich mir das hier wohl nicht. Zu müde, um einzuschlafen, bin ich abends. Zu hungrig, um zu kochen.

Wenn Toves Mann, Christoph, Zeit hat, kommt er uns helfen. Tony leitet, Christoph assistiert, ich bin eine Art Hiwi, deren Unkenntnisse die Herren manchmal erheitern. Immerhin. Nach drei Monaten haben wir ein Loch, eine nasskalte, nackte Baustelle. Jetzt erst können wir anfangen, unsere Wohnung zu bauen. Nun aber ist meine Kündigungsfrist abgelaufen, und ich muss aus der geliebten Wohnung raus. Ich sitze am letzten Tag alleine da und weine. Grau ist die Welt um mich herum und schwer, und ich selbst bin daran schuld, da ich die Last kaum tragen kann, die ich mir aufgebürdet habe. Dann klatsch ich mir kaltes Wasser ins Gesicht, schau in den Spiegel, schminke die Augen, dass Tove nichts merkt von meinem Heulen, denn wir müssen die nächsten Wochen bei ihr übernachten. Sie leiht uns ihr Bett, schläft auf der Couch. Natürlich merkt sie es. Tove merkt alles.

Aus zwei der kleinen Zimmer soll ein großes werden. Klar kann man eine Wand, wenn sie nicht tragend ist, einfach raushauen. Aber Tony möchte sie auf eine Weise heraustrennen, die es ihm ermöglicht, sie anstelle der rausgebrochenen, morschen Wand zwischen Bad und Küche wieder aufzubauen. Nicht umsonst ist er Konstrukteur. Mit der Bohrmaschine beginnt er, prekär auf einer hohen Leiter stehend, die ich am Boden festhalte, die alte Wand in geraden Lochreihen, längs und quer, zu perforieren. Er sticht Quadrate alter Wand heraus, lässt sie mittels einer eigens hierfür ausgeklügelten Flaschenzug-Kombination, eins nach dem anderen, sanft herunter auf den Wagen, der nur ein Brett auf Rädern ist, rollt sie durch die Diele in die Küche und mauert sie nebeneinander,

übereinander zur neuen Wand wieder auf.⁶⁵ Wie viele einzelne Perforierlöcher er, stundenlang und sehr laut, mit dem Schlagbohrer macht, wissen wir erst, als ein total genervter Nachbar, der nachts arbeitet und tags schlafen muss, an die Tür klopft und schüchtern fragt, ob wir abschätzen können, wie lange das noch dauern wird.

Mit jeder herausgetrennten Quadratplatte gelangt etwas mehr Licht herein, und eines Morgens kommen wir in einen langen, breiten, helle Raum.

Noch länger kommt er uns vor, als wir die Dielen abgezogen, noch heller, als wir sie versiegelt haben. Während der Boden trocknet und ruht, fahren wir ins Wendland. Wir fahren über Lüchow-Dannenberg und an Gorleben, von traurigem Ruhme⁶⁶, vorbei, sehr früh an einem Morgen, an dem die Strahlen einer Sonne, die wir fast vergessen haben, durch dichte Bewaldung blitzen. Etwas mehr als 200 Kilometer sind es. Zeit für DDR Grenz-Kontrollen rechnen wir ein, denn wir wollen noch am Abend zurück sein.

Im Wendland ist das Stirnholz-Pflaster preiswert zu bekommen, wenn man es selber lädt und transportiert. Wieviel Kubik wir für den Küchenboden brauchen, hat Tony genau berechnet, die Ladekapazität eines *deux-chevaux* aber fast überschätzt, so dass die schönen Stücke sich hinten bis zur Enten-Decke hochtürmen und ein, zwei Schichten dazu noch vorne unter meinen Füßen herein mussten. Die Holz-Baronin, schon in Reitmontur, konnte nur den Kopf schütteln. Sie nahm eilig das Geld und überließ uns das Laden, denn sie musste zum Turnier. Nur gut, dass die Vopos an der Grenze mal ausnahmsweise Humor hatten. So wackelten wir spät in der Nacht nach Westberlin zurück und fielen erschöpft bei Tove ins Bett.

⁶⁵ Daniel Düsentrieb: "Dem Ingeniör ist nichts zu schwör!"

⁶⁶ Günter Zint (Hrsg.): REPUBLIK FREIES WENDLAND. EINE DOKUMENTATION (Frankfurt/M. 1980: Zweitausendeins)

Stirnholz Böden kannte Tony zwar aus den Werkstätten von Daimler-Benz, in dessen Konstruktionsbüro er früher tätig gewesen war, aber die Idee für unser Küche stammt vom Architekten Werner Düttmann, der den viel begangenen Boden der Akademie der Künste in Berlin mit diesem schönen Material auslegen ließ. Viel kniende Arbeit, die kleinen Vierecke mustergerecht und plan einzukleben. Hoch lohnende Arbeit, vom Resultat her gesehen. In Architekten Kreisen nebenbei bemerkt, verkehrten wir viel. Zwei Jahre lang bin ich Vorsitzende des Berliner Werkbundes gewesen.

Es geht mir zu langsam, es dauert mir alles zu lange. Ich will endlich schreiben, kochen, wohnen. Aber immer muss man dies machen, bevor man das machen kann, erst dann kann man das andere machen, und fertig, scheint mir, werden wir nie. Meiner Ungeduld überdrüssig, unterbricht Tony kurzerhand die logische Arbeitsreihenfolge und zementiert zwei T-Eisen-Träger tief, tief in die putzlose Backstein Mauer zwischen den Fenstern im langen Raum ein. Da kommt meine schwarz gebeizte, 1.19 x 1.68 große Schreibtischplatte drauf, bodenfrei schwebend und so fest, dass er sich aufs äußerste Ende stellen kann und aufrecht stehen. Aaaaah!, sag ich. Wie schön!, sage ich. Pack meine Schreibmaschine aus und beginne das Konzept für einen Dokumentarfilm, das mir schon lange im Kopf ist, niederzuschreiben: "Eine exotische Frau für den deutschen Mann".

Ich will es wagen, einen Film zu machen, traue es mir auch zu, nachdem ich, von Tonys Arbeit mit Super-8 her, viel übers Filmemachen gelernt habe. Vor allem kenne ich nun den Fachjargon und kann die SFB Redakteurin Karla Vortisch überzeugen. Sie stellt mir Hermann Dernbecher, einen erfahrenen Kameramann, zur Seite. Schon geht's los. Ich recherchiere, suche die Interview Partner aus, besuche sie, schreibe das Buch, die Fragen, wähle Drehorte, hole Drehgenehmigungen ein, bin Tage lang auf

Dreh, mach die Interviews live, schreibe den Kommentar, arbeite weitere Tage lang mit der Cutterin beim Schnitt ...

Inzwischen hat Tony Granit-Arbeitsplatten auf seine gemauerten Küchenschränke gelegt und ein Objekt gebaut, das er "die Kochmaschine" nennt: Ofen und Kühlschrank auf Augenhöhe, Gasherd freischwebend und von zwei Seiten bedienbar.

Inzwischen hat Tony ein Objekt gebaut, das er "Schlafcontainer" nennt. Oben drauf, über versteckte Stufen erreichbar, das Bett. Drunter, hinter Schiebetüren, ein begehbare Kleiderschrank. Seitlich Buchregal mit Hängemappen. Es steht so hinten in der Ecke, als behaupte es gar keinen Platz. Niemand kann glauben, dass dieses kleine Ding das ganze Schlafzimmer sei.

Inzwischen hat Tony seine Arbeitsecke fertig. Fußboden Heizung im Bad gelegt, das Nina-Zimmer eingerichtet, die Gast-Garderobe, eine Dokumenten-Kammer.

Nur die Marmor-Platten, aus denen er die Badewanne machen will, stehen noch uneingebaut da. Vor ihnen hat er großen Respekt. Aber ich habe keine Bange: Das kriegt er auch bald hin.

STIPENDIEN

Das Gefühl, wenn ein Brief im Briefkasten liegt mit dem Absender:
Akademie der Künste.

Absender: Bundespräsidialamt.

Absender: Villa Massimo.

Nervöse Finger beim Öffnen des Umschlags. Was winkt mir da? Ein Stipendium? Und damit eine neue Chance, eine materielle Grundlage, weiter zu arbeiten. Mindestens fünf Jahre schreibe ich an einem Roman. Wovon leben während dessen? Rundfunk Beiträge. Buch Rezensionen. Alles Unterbrechungen der eigentlichen Arbeit.

198

Das erste der vier Stipendien, die mir von der Berliner Akademie der Künste gewährt worden sind, bekam ich bereits, als Nina noch ein kleines Kind von drei Jahren war. Ein Arbeitsstipendium für die Villa Serpentara. Drei Monate Italien. Nina durfte mit uns mitfahren und für ein Vierteljahr in jener rosa getünchten Villa leben, die man von weither über den Serpentinstraßen sieht, wenn man von Rom aus ostwärts in die Monti Prenestini fährt. Hinter dem schönen Bergdorf Olevano Romano thront sie. Weit übers felsige Land kann man von hier aus schauen. Gemälde der deutschen Romantik kommen sofort in den Sinn. Hier sind die beliebten Motive.

Wir tuckern mit unserer voll beladenen roten Ente den steilen Hügel hoch, müssen zunächst lange in einem kleinen Restaurant am Hang sitzen und auf die Schlüssel für die Villa warten. Aber hier

ist selbst das Warten ein Wonne. Wir trinken den hiesigen herben Landwein und essen vom rohen Schinken, der als ganze Keule in seinem schrägen Holzlager eingespannt liegt. Schöne, dünne Scheiben schneidet der Wirt uns ab. Er reicht uns krustiges Weißbrot. *Fatto a casa*, sagt er.

Die Villa selbst, überraschenderweise in einen Hain deutscher Eichen gesetzt, hat eine bauliche Besonderheit, die eigentlich unbequem ist. Vom Wohnraum und Küche in der unteren Etage zur Toilette und Bett in der oberen gelangt man nur über eine nicht überdachte Treppe an der Aussenmauer hoch. Na gut, wir sind jung und gelenkig, und wenn's regnet, regnet's.

Eine andere Sache ist die Küche. Für einen Menschen, der so gerne und so ambitioniert kocht wie ich, ist der erste Blick in die Serpentara Küche ausgesprochen schmerzhaft. Irgendwie kann aber auch das meine Stimmung nicht trüben. Ich bin von Mietkosten zu Hause befreit, mir ist ausreichend Lebensunterhalt zugesprochen. Ich kann drei italienische Monate lang mich ganz meiner Arbeit widmen.

Bereits nach ein paar Tagen erscheint ein junger Mann, der sich als Germanist vorstellt. Memo. Er bringt Olivenöl vom benachbarten Hain und Wein aus hiesiger Produktion. Er packt ein frisch geschlachtetes Hähnchen aus, baut umgehend eine Feuerstelle, spießt das Geflügel auf, dreht es gekonnt über der Flamme und plaudert die ganze Zeit seine Erfahrungen mit Serpentara Künstlern aus. Wertvolle Informationen, zumal ich mein monatliches Stipendiengeld von einem gewissen Herrn Dr. Bentheim in Rom holen muss, mit dem meine Vorgänger, laut Memo, ihre Schwierigkeiten gehabt haben.

Die erste Rate bringt er persönlich. Nicht weil er uns die Fahrt und die Mühe ersparen will, sondern weil er seine Pappenheimer und wie

sie hier hausen, höchst selbst in Augenschein nehmen will. Schließlich habe die Akademie der Künste es allein ihm zu verdanken, dass die Villa für Deutschland gerettet worden sei. Ja, und der Hain, nicht zu vergessen, der deutsche Eichenhain. Er habe gleich zugegriffen '45 und juristisch klargestellt, dass dies hier deutsches Kulturgut sei, und zwar nach altem Recht. Ansonsten hätten die Alliierten alles gleich mit beschlagnahmt.⁶⁷

Herr Dr. Bentheim marschiert durchs Haus, ein stattlicher Rechtsanwalt um die 60 mit sehr großen Füßen und zuviel Bauch. Ungebeten inspiziert er das Schlafzimmer und auch das Bad, sieht sich Tonys Bormaschine an, die, in ihren Ständer eingespannt, auf dem Fenstersims steht. Aha, sagt er: Sie arbeiten mit Mikroskop. Tony beherrscht sich, nickt, korrigiert ihn nicht.

Mittlerweile hat sich Nina bei seiner Begleitdame eingeschmeichelt, sitzt auf ihrem Schoß, entnimmt ihrer Handtasche zunächst einzelne Gegenstände und, da sie nicht aufmuckt, kippt die kleine, niedliche Nina die Handtasche kurz kopfüber und läßt den ganzen Inhalt auf den Tisch kollern.

Seinerseits hat Herr Dr. Bentheim Frolics mit, für Fritz und Furia, die hauseigenen Hunde. Für mich hat er hoffentlich Lire mit, denke ich. Nach einer Weile packt er sie auch aus, und zwar nach seinem persönlichen Tauschkurs berechnet und – ich staune – nur den halben Monatsbetrag. Ich schaue ihn fragend an. Nein, nein, er habe seine Erfahrungen mit diesen Künstlern, die würden das ganze Geld, sogleich sie es in Händen hätten, versaufen und längst vor Ende des Monats zu ihm betteln kommen. Nein, er müsse das Geld einteilen. Ich könne mir den Monatsrest abholen, nach 14 Tagen, bei ihm im Büro. Wir versaufen das Geld nicht, wir gehen essen bei "Arcangelo". Ein paar in den Stein gehauene Stufen hinunter in das

⁶⁷ <https://de.wikipedia.org/wiki/Serpentara>

kühle Souterrain. Bereitgestellte Antipasti duften, ölleuchtend, im Zwiellicht des Vorraums. Bald haben wir schlichte Holzteller vor uns auf dem Tisch, den streng würzigen Geruch von scharf gebratenem Wildschwein in der Nase, das zarte Rückenfleisch im Mund. Selbstverständlich hat der Wirt zu allererst Nina mit Pasta versorgt.

Nina steht früh auf in diesen Tagen. Ungewöhnlich früh. Trinkt Tee mit Milch. Beißt von ihrem Nutella Brot ab und nimmt es mit. Klettert die Stufen hinunter. Trippelt übers Feld zum niederen Bauernhof der Nachbarin, einer *contadina* um die sechzig, die allein lebt und sich von dem, was sie erntet oder tauschen kann, versorgt. Jeden Tag geht Nina zu ihr hin, folgt ihr in den Garten, aufs Feld und zurück ins Haus, hört ihr zu und versteht auf ihre Weise, was die Contadina auf Italienisch erzählt, während sie ihren täglichen Pasta Teig knetet, ausrollt, mit der Hand zuschneidet. Viele Röcke übereinander trägt sie, aber keine Unterhose, sagt Nina bewundernd: Sie hockt sich einfach hin auf dem Feld und niemand sieht was.

Das Rituelle am Leben dieser Frau imponiert Kleinkind Nina, die Einfachheit, die Genügsamkeit.

Tony hat ein Stück italienischen Marmor im deutschen Eichenwald gefunden, das herausgebrochene Eckstück der einst wohl imposanten Umrahmung eines Fensterausschnitts. Er hat zwar kein authentisches Bildhauer Werkzeug, aber er fängt an, das Marmorteil zu dem Objekt seiner Fantasie zu formen, das er "die Jungfrau" nennt. Viele Stunden am Tag verbringt er mit ihr.

Ich bin mit meinem Manuskript allein, sitze im Vorgarten an einem wackligen Tisch, höre den Vögeln zu, schaue in den Olivenhain oder weit übers Land. Ein Omnibus nach dem andern fährt zur Villa hinauf und vorbei und noch höher hinauf. Ein anderer fährt hinunter. An jeder Kurve der kurvenreichen Serpentinstraße

hupen die Busse, um mich daran zu erinnern, dass hier nicht Paradies sondern Welt ist, diese Welt, in der ich das Glück habe, so konzentriert und dabei so gelassen arbeiten zu dürfen, wie ich es unter sogenannten normalen Bedingungen nirgends und niemals tun könnte. Keine Geldsorgen, Keine Termine. Und der Hunger die einzige Uhr.

So sollte es, denke ich, für jeden künstlerisch tätigen Menschen sein, für jeden kreativ arbeitenden Menschen. Fast jeder wäre kreativ, wenn er solche Bedingungen haben könnte. Daran glaube ich fest. Längst ist die Idee der Grundversorgung-für-Jeden ausgearbeitet und berechnet worden. Die Berechnungen beweisen, das es nicht nur ein mögliches, sondern sogar ein ökonomischeres Sozialsystem wäre, als das unsere. Mit Leistungsanerkennung, aber ohne Leistungszwang. Nicht lustfeindlich. Nicht kraft- und gesundheitszehrend. Nicht in obere und untere Klassen teilend. Sogar die ganze Sozialbürokratie würden wir uns sparen. Was wäre das für ein Sparvolumen!

Gewiss würde manch einer nur herumfaulenzten. *So what?* Die große Mehrheit will etwas Sinnvolles aus ihrem Leben machen, wenn die Zeit, die Muße dazu eine Selbstverständlichkeit wäre. So grundversorgt würde Jedermann erhobenen Kopfes durch dieses Leben gehen.

Schwärmerisch habe ich mich bei den Verantwortlichen bedankt, die damals an der Akademie der Künste tätig waren. Der unvergessene K. P. Herbach, der mir das Versprechen abverlangt hatte, die Premiere eines jeden neuen Buches in seinem Jungbuchhändler Keller abzuhalten. Der Architekt Werner Düttmann, der damals Präsident der Akademie war. Die Lyrikerin Karin Kiwus, deren Gedichte ich mag.

Noch drei Mal durften wir in der Villa leben und arbeiten, zwei davon als Ersatz für Stipendiaten, die aus irgendwelchen Gründen ihre Stipendien nicht antreten konnten. Tony und ich, unsere Zeit frei verfügbar, sprangen spontan ein. Sogar mein Wunsch, den mir zustehenden Lebensunterhalt gleich und alles auf einmal von Herrn Dr. Bentheim ausbezahlt zu bekommen, wurde honoriert.

Dafür spielte uns der gute Herr bei unserem vierten Aufenthalt einen anderen Streich. Wir kommen an, schließen auf, und stehen in einem Polstermöbel-Lager. Polstersofas, Polstersessel, so billig wie billig, geblümt und kariert, und sogar mit Schondecken der haarenden Art versehen. Angeblich hatte Bentheim den Auftrag bekommen, irgendwann neu zu möblieren. Alles, was wir tun konnten, war, die fusselnden Decken zu entfernen, so scheußlich die Dekostoffe darunter auch waren, und das Monstermöbel so zusammen zu rücken, dass dazwischen zumindest ein schmaler Gang in die Küche entstand.

Ich rief in der Akademie an, aber weder K. P. Herbach noch Karin Kiwus wussten einen Rat.

Eines Tages tauchte unangemeldet Werner Düttmann persönlich auf. Er sei mit seinem Sohn in Italien unterwegs und wolle sich selbst ein Bild machen. Werner Düttmann und Sohn nehmen den Raum verdrückt in Augenschein. Schweigend. Kopf schüttelnd. Dann sagt der Präsident der Akademie der Künste: Ich gebe Euch hiermit die Erlaubnis, diesen ganzen Schrott einzeln auf den Hof zu tragen und zu verbrennen.

Dies wahrnehmend, rettet Herr Dr. Bentheim entrüstet seine schönen Möbelstücke, indem er sie schleunigst entfernen läßt.

Der Roman ist fertig. "Die Töchter". Dank Serpentara. Dank der Akademie der Künste.

Es war nicht lange danach, dass in meinem Briefkasten ein Umschlag mit dem Absender: Deutsche Akademie Rom Villa Massimo lag. Ich weiß noch, dass ich tatsächlich, da im Treppenhaus vor den Hausbriefkästen, spontan in die Luft sprang, eine Pirouette drehte, die Treppe hochlief und sogleich Tony anrief. Vor lauter Freude schenkten wir uns am hellichten Morgen irgendeinen Sekt ein.

Villa Massimo. Eine Ehre. Und Rom!

Vor ewigen Zeiten war es den Stipendiaten nicht erlaubt gewesen, ihre Partner dabei zu haben. Sie sollten ja ohne Ablenkung arbeiten.

Rom aber, die Stadt selbst ist Ablenkung pur.

Wir tuckern in unserer Ente über die Alpen. Diesseits grau. Jenseits blau. Lassen die Wolken hinter uns. Fahren in die Sonne.

Es gib eine hohe Mauer, einen Wächter, der uns hereinlässt in die heiligen Gründe, uns durch den gepflegten Park um die Villa begleitet, uns hinbringt zu unserem für eine zeitlang eigenen Atelier.

Übergibt uns den Schlüssel. Petrus.

Über zwei Stockwerke reichen die Fenster hoch. Licht. Raum.

In jedem der Ateliers wohnt ein anderer Stipendiat, ein anderer Künstler, Autor, Maler, Musiker, Architekt ... Auserwählte. Das sind wir. Alle.

Erst allmählich gibt man sich gegenseitig die Ehre, nachdem man über viele Tage mit einem Nicken aber keinem Wort aneinander vorüber gegangen ist. Eine Art, die Rangordnung sicher zu stellen, wie Hunde, die ihr Revier markieren. Eine sonderbare Atmosphäre. Eng.

Ganz im Gegenteil zu der Erfahrung der Aufenthalte in der Serpentara kann ich hier nicht arbeiten, fühle ich mich hier nicht frei. Ich bin nicht in Italien. Ich bin in Deutschland in Italien.

Lieber ist mir, in Deutschland in Deutschland zu sein und in Italien in Italien.

Auserwählt zu sein ist aber schön. Das bin ich ja von meiner Volksabstammung her gewohnt.

FILME UND FREUNDE

Achtziger Jahre. Ich mache Filme fürs Nachmittags-Fernsehen. Fünfundvierzig Minuten sind sie jeweils lang. Ich greife ein aktuelles Thema auf, zu dem ich eine kontroverse Meinung habe, die von der öffentlichen Meinung abweicht. Als es en vogue ist, auf die zumeist Thailändischen Frauen herabzusehen, die sich europäische Männer angeln, drehe ich "Eine exotische Frau für den deutschen Mann" mit Paaren, deren Zusammenleben sinnvoll, befriedigend und kulturell gewinnbringend ist.

Danach: "Kinder in kranken Ehen". Aussage: Wenn eine Beziehung krank ist, leiden die Kinder weniger unter der Trennung der Eltern als darunter, in deren Hass erfülltem Zusammenleben aufzuwachsen.

"Die Frau an seiner Seite; bei Managern geht's nicht ohne sie": Im Gegensatz zur öffentlichen Meinung müssen diese Frauen weniger schmückende Anhängsel als starke Partnerinnen sein.

Zwölf Filme habe ich gemacht. Gute Honorare. Sehr anstrengende Arbeit. Immer wieder muss ich ins Leben von Menschen hineintapsen, die ich nie wieder sehen werde, Menschen, deren Leben ich mit meinem an einem Nachmittag im Fernsehen ausgestrahlten Filmchen beeinflusse; vielleicht verändere. Es kann doch sein, dass spontane, nicht wohl überlegte Aussagen im Interview einen Ehepartner verletzen oder gar einem Manager seine

Stellung kosten. Zum Beispiel einem Manager bei Eternit, der von seiner Firma in Zeiten massiver Angriffe wegen Asbest Verarbeitung die unbedingte Loyalität abverlangt wird. Was sagen seine umweltbewußten Teenager Töchter im Interview? Was sagt seine zwischen allen Stühlen sitzende Frau?

Herr R. hat zwei Aufpasser im Interview-Zimmer postiert, als ich seine anmutige junge Frau vor der Kamera befragte. Eine unverhohlene Einschüchterung.

Stephan aber, damals Manager bei der Firma Eternit, und seine Frau Pim sind den umgekehrten Weg gegangen. Sie suchten ein weitergehendes Gespräch, ein offenes. Sie schlossen die Töchter Annette und Bettina und auch meinen Partner Tony mit ein. Sie luden uns zum Essen ein: der Beginn einer Freundschaft fürs Leben, der Beginn auch einer Reise in die hohe Kultur der kulinarischen Gastlichkeit.

In dieser Kultur bewegt sich Pim souverän. Dinner für zehn Personen? Kein Problem. Und wenn es Stephans englischsprachige und französischsprachige Geschäftspartner gleichzeitig waren, dolmetscht Pim das Tischgespräch so nebenbei beim Servieren. In drei Sprachen präsentiert sie die noch ungekochten Wolfsbarsche auf dem Silbertablett, um sie wenig später, auf den Punkt gegart, Stephan vorzusetzen. Mit leichten, versierten Bewegungen filettiert er und reicht den Fisch, während Pim das Gespräch über letzte Reisen, neue Ausstellungen, Aufführungen, literarische Erscheinungen dreisprachig gekonnt dirigiert. Es gibt eine duftende Pilzkreation, zartkörnigen Reis und die mousselin-leichte Fischsauce, die ihr allein gelingt.

Eine vierzeilige Zeitungsnotiz verändert jetzt unser Leben. "Ideen für Berlin" Die Spielbank lobt einen Wettbewerb aus. Erster Preis: 25.000 DM.

Schon lange, und zwar seit ich einen Film über Handwerker mit dem Titel: "Ich wollte werden, was Vater war" gemacht habe, haben Tony und ich eine Vision gehabt. Wir stellten uns ein Haus vor, in dem auf mehreren Etagen Handwerker Werkstätten stehen. Es sind sowohl aktuelle wie auch alte, vom Aussterben bedrohte Handwerksarten. Es gibt ein zentrales, gemeinschaftliches Büro, das gleichzeitig die Verkaufsstelle ist. Die Werkstätten sind offen für Publikum. Man kann die Handwerker bei ihrer Arbeit beobachten und ihre Produkte erwerben. An Kinder und Jugendliche dachten wir, die vielleicht so für handwerkliche Berufe gewonnen werden könnten.

Zusammen mit Freunden, dem Architekten Walter Rolfes und der Malerin Antje Marcinowski arbeiten wir nun konkrete Pläne für diese Idee aus. Ich schreiben einen Text. Wir reichen ein.

Und gewinnen.

Plötzlich haben wir 12.500 DM, schliessen die Wohnung ab und fahren für ein halbes Jahr nach Sri Lanka.

Den Floh Sri Lanka hatten uns andere Freunde ins Ohr gesetzt, die Schmuck-Galeristin Maren und ihr Mann, der Goldschmied Michael. Sie sind auf der Insel gewesen, weil es dort schöne und preiswerte Steine für die Goldschmiede Arbeit gibt. "Das ist eine Insel für Euch" haben sie gesagt.

Und wussten nicht, welch ein Abenteuer sie damit auslösen.

EINE TRÄNE IM INDISCHEN OZEAN

Denn wir flogen hin. Ohne etwas zu wollen, Strandurlaub machen etwa, oder Kulturstätten abklappern. Nein, ins Blaue.

Dezember. Leichteste Sommersachen packen wir ein, ziehen uns auch für unterwegs nur ein Jäckchen über, und was passiert? Der Flieger kann wetterbedingt nicht in Moskau landen, wie es für unseren Anschlussflug gebucht gewesen ist. Wir verpassen ihn. Müssen in einem Fliegerheim in Leningrad übernachten, wo das schlaftrunkene Flugpersonal, mitten in der Nacht, für uns ihre Betten räumen muss. Sie sind noch warm, die Betten. Die Pässe nimmt man uns erschreckenderweise ab und quartiert uns – nach Geschlecht getrennt – in nicht frisch bezogene Mehrbettzimmer ein. Am Morgen bietet man uns als Wiedergutmachung eine Stadtrundfahrt an, aber wir fahren nicht mit. Zu kalt. Weit unter Null. Alles verschneit, vereist ...

Da treffen wir – bei einem Frühstück von kaltem Hering, rohem Rinderhack und Essig lastigem Rote Beete Salat – auf ein anderes Paar, das die Busrundfahrt nicht mitmacht, ein junges Paar, die Frau eine schöne SriLankanerin, der Mann ein sehr junger, aber schon gewiefter Unternehmer aus Berlin: Rowena und Peter. Wir tauschen Visitenkarten aus, quartieren uns – nicht nach Geschlecht getrennt – kurzerhand um, und schlafen weiter.

Es ist eine Begegnung, die sich in nicht allzu langer Zeit als schicksalhaft herausstellen wird.

Colombo. Am Bahnhof bereits diese beängstigende Fremdheit. Wir sind belagert von schmalen, Sarong berockten Männern, die eifrig Touren-mit-Fahrer anbieten, schnell uns schon mal die Koffer entreißen wollen, zu einem bestimmten Taxi drängen, in ein bestimmtes Hotel bringen wollen. Tony zieht sich zusammen. Ich sehe, wie er sich stählert, den Blick kalt, die Körperhaltung auf Unantastbar geschaltet.

Er hält den Koffer fest, sagt: *No*, sagt: *I said – no!*

Ich bewundere diese sanfte Stärke: bei aller Zurückhaltung nicht die Haltung verlieren, versuche, sie ebenfalls anzunehmen, fühle mich aber bei aller Offenheit für die Erfahrung einer neuen Kultur einfach bedroht. Es gelingt Tony, einem der Tourenvertreter klarzumachen, dass wir zwar später eine Tour, aber zunächst einmal ein Zimmer wollen, ein Zimmer am Meer, um anzukommen, um hier zu sein. So landen wir im Privathaus eines pensionierten Professors und seiner Frau, etwas außerhalb Colombos in Mount Lavinia gelegen und, über Eisenbahnschienen hinweg, sogar am Strand.

Ein Glück So leise, kultivierte, wissensreiche und würdevolle Menschen, dieses ältere singhalesische Ehepaar, das von der geringen Professoren Pension des Mannes nicht leben kann und deshalb ein Zimmer ihres Hauses vermietet. Zur Freude aller ist unsere Wirtin nicht nur eine ausgezeichnete Köchin, sondern eine, die gerne traditionelle Speisen für interessierte Genießer zubereitet. In den paar Wochen, die wir bei ihr verbringen, lernen wir einiges über die Sitten und Riten der Insel, über das Gute und auch das Schlimme an der vergangenen Kolonialherrschaft unter britischer Flagge, und darüber, welche immer unterschwellige und immer

wieder brutal aufflammende Feindschaft zwischen der singhalesischen und der tamilischen Bevölkerung der Insel nach Ende – ja, und als Folge – der Kolonialzeit entstanden ist.

Nicht zuletzt lernen wir, ein beträchtliches Maß an Chili-reicher Schärfe im Essen zu ertragen. Was heißt zu ertragen? Sie zu lieben haben wir gelernt. Und es ist eine Liebe, die uns bis in die Jetztzeit begleitet, so dass es frühmorgens bei uns noch heute Spiegelei mit selbstgemachtem, ultrascharfem *Sambol*/zum Frühstück gibt.

Das Rezept werden wir in unserem zweiten Kochbuch, so es zustande kommt, vorstellen.⁶⁸

Einige Städte an der Südküste der Insel haben wir allein aufgesucht, aber dann ist es Zeit gewesen, eine mehrwöchige Tour per Auto und mit einheimischem Fahrer zu buchen. Unser Tour-Fahrer hat eine etwas irritierende, aber eigentlich angenehme Art zu verschwinden und zu erscheinen. Wir wissen weder, wo er seine Mahlzeiten zu sich nimmt, noch wo er übernachtet, aber immer ist er rechtzeitig zur Weiterfahrt wieder da. Ein schlanker, sehr dunkelhäutiger Tamile mit markanten, wie geschnitzten Gesichtszügen. Er redet nicht viel. Zuverlässig sicher schlängelt er den alten Mitsubishi durch den chaotischen Verkehr Colombos und über die schlechten Landstraßen aus Colombo heraus, Straßen, die Zeuge sind, dass angesichts einer übermächtigen Naturgewalt Versuche, die Strukturen westlicher Industrieländer nachzuahmen, nur kläglich ausgehen.

Wir halten an einem Baum, von dessen unteren Ästen übereinander gestapelte, zusammengebundene Tonschalen hängen. Ein dürrer Halbwüchsiger bietet uns eine Schale voll mit der fest gegorenen Milch, die hier, wie in eine Reim aus meiner Kindheit, *curd* heißt:

⁶⁸ SALZZITRONEN. GROSSE KÜCHE AUS DER KLEINEN KÜCHE. REZEPTE IN STUFEN. Fotos und Gestaltung Gheorghe Bauer (Privatausgabe in Ordner, Einzelexemplare signiert und nummeriert; Berlin 2007)

Little Miss Muffet
 She sat on a tuffet
 Eating of curds and whey.
 There came a great spider,
 Who sat down beside her
 And frightened Miss Muffet away.

Wir essen den Quark aber nicht mit seiner Molke, sondern mit süßem, syrupartigem *Treacle*, wie in biblischen Zeiten, als es von Isaias hieß: *He shall eat curds and honey, that he may know to refuse the evil and choose the good.*⁶⁹

Natürlich sehen uns geschwind herumkletternde, laut meckernde süße Äffchen beim Essen zu, aber das will ich nicht beschreiben. Das ist Kitsch.

Wie Arbeitselefanten badend. Oder Frauen in farbenfrohen Saris Wäsche klopfend an den Ufersteinen des braunen Mahaweli Ganga. Oder Akkord-Pflückerinnen an Hängen voll Reihen smaragdgrüner Teebüsche, die der Lipton Tea Company gehören. Pittoreskes Elend.

Zu einem "Governmet Resthouse" nach dem anderen bringt uns der Fahrer. Alle sind sie ehemals von der britischen Kolonialmacht errichtet worden, um ihre offiziellen Aufseher auf deren Kontrolltouren zu beherbergen. Sie stehen immer an den schönsten Stellen in der Landschaft, meist hoch oben mit fantastischem Ausblick.

Es gibt eine breite Rundum-Veranda mit Sri Lanka typischen Liegestühlen, deren Armlehnen ausklappbar sind und somit auch Fußlehnen formen. Man rutscht etwas tiefer und hebt die Beine rechts und links auf die körperbreit auseinander liegenden Stützen. Nur die Herren, natürlich. Eine Frau, die so sitzt, kommt sich vor wie auf einem Gynäkologen Stuhl.

⁶⁹ *Treacle* ist Palmhonig. Zur Sri Lanka-Küche siehe auch hier: http://www.fotoreiseberichte.de/srilanka/srilanka_kulinarisch.htm

Ich liebe die Rhythmen der Insel, die festen immer wiederkehrenden Ordnungen. Um sechs: *morning coffee*. Um acht: Frühstück. Mit dem letzten Strahl der Sonne kommt der erste Ton des Rufs des Muezzin. Prompt fliegen die Fledermäuse, klacketiklickern die Gekkos an der Wand. Stets eine Stunde später erscheint der Boy in weißer Baumwolljacke: *Dinner is served, Madam, Master*, sagt er leise, und wir setzen uns an einen mit scharfen Curries, Sambols, Mallums, Chutneys und Reis gedeckten Tisch.

Manchmal denke ich, sie bewegen sich in Zeitlupe, so langsam, so ruhig gehen sie daher. Mit einer Last auf dem Kopf. Mit einem Gefäß an der Hüfte. Die dünnen Füße in Gummi-Flipflops. Einen milchigen, alles hinnehmenden Blick in den Augen.

Aber sie können auch fordernd sein. Geschickt schnell hängt sich dir ein westlich gekleideter junger Mann, ein *Tout*, an die Fersen, will was für dich tun, ein Taxi, ein Hotel ... Kaum abzuschütteln. Und dann die Kinder, die dich in Scharen umkreisen, die was wollen, irgendwas, eine Münze, einen Kugelschreiber, die nicht locker lassen. Es ist heiß. Wir sind müde. Bereits seit drei Monaten sind wir unterwegs. Mit Tourfahrer im Wagen. Allein in stickigen, übervollen Bussen. Auf uns gestellt mit der Bahn. Reparaturbedürftige Waggonen. Den Berg hoch keuchenden Loks. Zwischendurch haben wir kurze, manchmal längere Aufenthalte gemacht. Nun beginnt diesseits des Mittelgebirges, das die Insel in zwei Hälften teilt, die Regenzeit, wohingegen sie jenseits gerade zu Ende geht. Wir machen uns also zwar auf an die Nordwestküste, aber merken schon, das wir des Tourens überdrüssig sind.

Kaum in Trinkomali angekommen, setzen wir uns in ein Taxi und sagen, wir wollen ans Meer. Kein Touristenhotel. Kein Resthouse. Am liebsten eine kleine Pension. Mit Frühstück, wenn's geht. Mit Mahlzeiten.

Das Gesicht des Taxi-Fahrers klärt sich zu einem runden Lächeln auf. Er weiß was für uns, sagt er. Es sei neu. Wir wären die ersten Gäste. Und fährt los. Eine schmale, unasphaltierte Straße. Wellbleche, rechts und links zu Zäunen aufgestellt, versperren den Blick auf einzelne Privathäuser, deren Dachspitzen wir sehen können. Dann nichts. Kein Haus mehr. Nur diese schmale, holprige Gasse, die scheinbar – wir glauben es kaum – geradewegs auf das offene Meer zugeht, aufs blaue Meer, das sich vor unseren Augen unterm blauen Himmel öffnet und dessen lethargische Wellen auf einen jungfräulichen Sandstrand von fünfzig Metern Breite treffen. Als wäre diese Reiseprospekt-Idylle nicht schon perfekt, gibt es kleine Palmengruppen hier und da und sogar zwei, drei Ausleger-Fischerboote.

Am Ende der Gasse steht tatsächlich ein einzelnes mit einem Holzlatten-Zaun umgebenes Haus. Dessen Besitzer, eine tamilische Familie mit vier fast erwachsenen Kindern, hat vier Ferien-Hütten im bescheidenen Hof errichten lassen.

Wir sind wirklich ihre ersten Gäste. Eine Ein-Raum-Hütte mit Doppelbett, Tisch und Stühlen, Toilette mit Duschkopf aus der Wand aber ohne Warmwasser, diese Hütte bewohnen wir ein Vierteljahr lang.

Wir erleben den Alltag der beiden schönen Töchter, des einen gescheiterten Sohnes und des anderen zurückgebliebenen Sohnes, sowie die harte Realität eines tamilischen Vaters, der für die Lipton Tea Company arbeitet.

Wir essen das, was die Familie isst. Auf einem Herd aus Ton, der jeden Freitag neu beschichtet wird, bereitet die Mutter komplizierte Curries, raffiniertes Gebäck, feine Frühstücksgerichte. Vollpension, für die wir herzlich wenig zahlen.

Kaum verlassen wir den Hof. So sind wir da, wenn eine große Fischschule gesichtet wird und ein Fischfang beginnt, wie er selten geworden ist. Mit großen Netzen, von allen Manneskräften, die zusammengerufen werden können, mit Händen und Füßen ins Meer getragen, mit rhythmischen Rufen und Stampfen hereingeholt werden, voller zappelnder Fische, die silbrig in der Sonne glänzen. Aufregend. Glücksbringend. Erschöpfend.

Wir haben beide gut gearbeitet in jenem Vierteljahr. Ich habe geschrieben, Tony gemalt und Entwürfe gemacht. Arbeiten, die wir dann zuhause verwerten konnten. Wenig ausgegeben. Einkommensmäßig also ein Gewinn.

Aber das war es nicht. Wir haben bescheiden gelebt, genügsam, und sind dafür reich belohnt worden an der Erfahrung unserer selbst. Diese drei Monate waren die glücklichsten unseres Lebens.

INTERMEZZO

Unsere Wohnung, parterre im Hinterhaus, sie kam mir sehr dunkel vor, als wir wiederkehrten. Das künstliche Licht, so kunstvoll in den Rollädenkästen eingebaut, konnte nicht viel dagegen an.

Gewiss, wieder Vollkornbrot und roher Schinken. Ein Genuss. Wohl die Lebensmittel, die man als Deutscher in Fernost am meisten vermisst.

Und Whisky. Schottischen. Single Malt von der Insel Islay. Lange haben wir ihn entbehrt, denn Hochprozentiges ist in Sri Lanka rationiert. Man darf nur eine Flasche pro Monat kaufen und das ausschließlich bei von der Regierung lizenzierten, aber korrupten Händlern, die berechtigt sind, einen Vermerk in den Reisepass zu stempeln.

Die Stadt Berlin meiner Rückkehr ist nicht die pulsierende, geschäftige, aufregende Großstadt, die ich verließ. Sie ist nur ruhelos, rastlos, gejagt. Das ganze Treiben ergibt keinen Sinn.⁷⁰ Graue, sonnenlose Herbsttage, an denen es dauerhaft halbherzig regnet. Ich sehe nur Missmut in den Mienen der Menschen, die mit

⁷⁰ Der Aufenthalt auf Sri Lanka war 1984/85. – Bis etwa 1983 war Westberlin ein Zentrum der Alternativbewegung (insbesondere durch die Hausbesetzer-Szene). Diese hatte sich 1985 zunehmend zurückgezogen in separaten Projekte (oder in die Normalität); Kreuzberg 36 war zunehmend überschwemmt mit "alternativen" Tourist*innen. Allerdings entstand 1986 nach Michail Gorbatschows Wahl zum Generalsekretär der KPdSU gerade in Westberlin eine wache, aufgeregte Stimmung, auch solidarische Aufmerksamkeit für die Verhältnisse in der DDR und Kontakte dorthin (vor allem zwischen jüngeren Menschen). Insgesamt war dies wohl authentischere politisch-gesellschaftliche Lebendigkeit als die sozial weitgehend von der Außenwelt isolierte, mit Nabelschau und kultureller Inzucht beschäftigte sogenannte "Frontstadt" Westberlin in den 60er und 70er Jahren. Siehe auch hier das Kapitel "Umbruch".

mir in den trägen Warteschlangen stehen beim Obsthändler, Metzger, an der Kasse des Supermarkts. Ich bin voller Unlust.

Wieder hereinzukommen in den Autorenalltag fällt mir schwer. Es dauert, bis ich mich dazu bringen kann, die Sekretärinnen in den Vorzimmern der Redaktionen telefonisch um Termine zu bitten. Mich aufzuputzen, um Redakteure zu besuchen, kommt mir billig vor. Meine Arbeiten anzubieten und dafür nur Gegenvorschläge zu ernten, die in Programme passen, die nicht die meinen sind. Abhängigkeiten, die eigentlich Herabsetzungen sind, ertrage ich in dieser Zeit schwer.

Aber ich muss.

Denn ich will einen Roman schreiben: einen großen Sri Lanka Roman. Dafür brauche ich Zeit. Mindestens fünf Jahre. Für fünf Jahre Geld brauche ich. Ich suche ein Film-Projekt.

Ein Anruf von Nina bricht jetzt in unser Zweisamleben ein. Es gehe ihr schlecht, sie habe immer wieder aufflammende Attacken von Neurodermitis. An den Armen und Händen. Am Nacken und Rücken. Im Gesicht. Ausserdem habe sie ständig Streit mit ihrer Mutter, die ihren Freund nicht leiden kann. Sie möchte bei ihrem Vater wohnen, bei uns.

So zieht eine jugendliche Unordnung ein, die sich nicht auf Ninas Zimmer begrenzen lässt. So lebensbereichernd unsere Nina auch ist, so nervtötend ist ihr Freund. Er ist immer da. Immer. Morgens wartet er schon mit seinem Cross-Motorrad vorm Haus, um Nina in die Schule zu fahren. Sobald sie nach Hause kommt, ist er da. Er verfolgt sie wie ihr Schatten, lässt sie keine Minute zu sich kommen, keine Sekunde allein. Als er sich eines Tages in meiner Küche so hinfläzt, daß seine Lulatschbeine mir den Weg versperren, ohne dass

er die geringsten Anstalten macht, mich vorbeizulassen, verbiete ich es ich, diese Küche je wieder zu betreten.

Das sei falsch sagt Tony: ich hätte mich auf seine Ebene herab begeben. Auf dessen Ebene kann man gegen ein Kind nicht gewinnen. Man müsse drüber stehen.

You can't win, das hat mein Vater auch gesagt. Aufgegeben hat er deshalb aber nie.

Und siehe da: endlich klappt es mit dem Auftrag für einen Film, dieses Mal für den NDR. Produzent ist eine Firma in Hamburg, *provobis*, geleitet von Jürgen Haase. Mein Thema: GI's, die nach ihrer Militärzeit nicht in die USA zurückkehren, sondern in Deutschland wohnen bleiben wollen. Viel Recherche. Sehr viel Arbeit. Zum Teil in Frankfurt am Main. Zum Teil in Hamburg. Einen Dreh wird es auch in Amerika geben, in der jeweiligen Heimatstadt des Paares, das ich mir ausgesucht habe: Rita und Trip, lebenslustige schwarze Amerikaner, die gut Deutsch sprechen und die Gründe für ihre Entscheidung flott und redigewandt präsentieren können.

Tony hat wieder Kontakt zum Konstruktionsbüro, von dem er bereits seit langem immer wieder Aufträge bekommt. Vor seinem Riesen-Zeichenbrett steht er Stunde über Stunde und zeichnet mit feinsten Linien komplizierte Pläne für die Folge-Werkzeuge in den gigantischen Pressen der Produktionsstätten der Automobil-Industrie. Aber viel lieber würde er malen, Möbel entwerfen, Wohnraum gestalten, bauen, vor allem Zeit haben, um wieder anzuknüpfen an die guten Erfolge, die er mit seinem Design bereits erzielt hat: das Spiel "Ikono" bei der Firma Naef, den Esstisch "Puzzeltisch" bei der Firma Thonet, die Beistelltische "Hexagon" bei Schmitt-Tische, die Anerkennungspreise diverser Wettbewerbe. Alles sehr aufbauend, richtungsweisend. Nur genug Geld, um davon

zu leben, während man weiter arbeitet, hat es ihm ebenso wenig eingebracht wie mir meine Bücher.

Da kommt es gerade recht, dass Peter in Sri Lanka ein großes Haus gekauft hat, der Jung-Unternehmer mit der schönen singhalesischen Frau, auf die wir im Fliegerwohnheim in Leningrad gestoßen waren. Den Kontakt hatten wir aufrecht erhalten mit gegenseitigen Einladungen zum Abendessen von Zeit zu Zeit. Wir verstehen uns gut.

Da fliegt doch Tony kurz entschlossen ab ins Tee-Hochland der Insel, wo es abends und morgens kühl ist, tagsüber sonnig und warm, und es das Jahr über Blumen gibt, so man sie pflegt.

Dort steht *Greystones*, Peters geräumiges Haus aus grauem Stein, hoch oben an einem Hang, mitten in seinen in Stufen angeordneten Gärten. Der Innenraum des Hauses müsse neu gestaltet werden, die Bäder, die Küche ... Das Angebot, diese Arbeiten zu planen und zu leiten, gilt für Tony. Für die Zeit, die er dafür braucht, könnten wir in zwei eigenen Räumen im Haus mitwohnen. Ein Jahr? Zwei Jahre? Drei? Und danach etwas Eigenes auf einem Teil des Grundstücks bauen. Ausserdem kann Tony während der Zeit Kontakte zu den Möbel produzierenden Firmen der Insel knüpfen, eigene Entwürfe einbringen.

Was gibt es da zu überlegen? Den Haushalt führt der *First Boy*, der über einen Koch, eine Putzfrau, einen Gärtner verfügt und die Wäsche dem *Dobi* zum waschen und legen abgibt. Ich kann schreiben. Geldsorgen null, im Gegenteil.

Schwierigkeiten macht es, unsere Wohnung zu verkaufen, denn es hängt noch immer jene Leibrente dran. Zudem werden wir von einem "sicheren" Käufer arg getäuscht, der in letzter Minute

abspringt, so dass wir – unsere Sachen sind schon verpackt – einen viel zu geringen Preis erzielen.

Wirklich einverstanden mit unserer Entscheidung, auszuwandern, sind Marcel und Tove nicht. Sie haben aber je ihr eigenes Leben, ihre Kinder, Familien ... Es ist Nina dagegen, die leidet. Es ist Nina, die wir verlassen.

AUSLÄNDER SEIN

Der magerste unter den Männern, die unsere Sachen auspacken, lässt es sich nicht nehmen, die schwere Bücherkiste auf seine ausgemergelten Schultern hieven zu lassen, sie die Steinstufen hoch zum Haus zu tragen und in unser Zimmer zu bringen, bevor er es zulässt, dass sie ihm von zwei Mann abgenommen wird. Er lächelt. Er ist stolz.

Dem *First Boy*, Supaya, der den Haushalt führt, nähe ich Knöpfe an die irgendwann einmal weiß gewesene Livrée. Etliche Tage später sind wieder Sicherheitsnadeln statt der Knöpfe da.

Ich teile das Rindfleisch, das wir auf dem stinkenden, Fliegen besetzten Markt gekauft haben, in Metzger gerechte Schnitte. Wir frieren Suppenfleisch, Braten, Gulasch, Gehacktes separat in etikettierten Päckchen ein. Die blassen, aufgedunsenen Hähnchen, das einzige auf dem Markt angebotene Geflügel, verwandeln sich unter meinen Händen in dampfende, nach Zwiebeln und Tomaten duftende Schmorgerichte. Supaya bewundert mich.

Unsere Bettbezüge und Laken sind voller Fliegenflecke und sogar Rostflecke, als der *Dobi* sie uns – frisch gewaschen – zurückbringt. Verstehen kann er meine Beschwerde nicht: die Wäsche sei sauber.

Ich sitze im kleinen Hof unter fuchsien- und kardinalrot blühenden Bougainvillea, die Schreibmappe auf dem Schoß, den Stift in der Hand, denke über den letzten Satz nach, suche das allein-passende Wort, *le mot juste*. Peter kommt schnelldeutschen Schrittes vorbei und bemerkt, dass ich wohl nichts zu tun habe.

Rowena ist schwanger. Sie übersetzt alle Bau-Instruktionen von Tony und Peter für die einheimischen Arbeiter, dennoch gibt es reihenweise Fehler und Mißverständnisse. Ständig muss aufgepasst werden, kontrolliert, korrigiert. Den harschen, herablassenden Ton, den Peter mit denen, die ihm dienen, an sich hat, mag Rowena nicht, mag auch Tony nicht. Ihre Meinung macht keinen Eindruck auf Peter.

Abends ist es kühl, wir sitzen um den Kamin zusammen, trinken den Wein, den Peter organisiert hat – er sagt uns nicht, wie oder bei wem – und besprechen das weitere Vorgehen. Noch ist es harmonisch. Tony und ich haben zwei große Schreibtische aus veritaibler altholländischer Produktion erstanden. Tony hat uns ein Doppelbett mit imposanter Rückenlehne gebaut. Wir legen den Berber aus, abonnieren die Englischsprachige, von der Regierung beeinflusste (wenn nicht gar zensierte) Zeitung. Berichte vom wachsenden Widerstand militanter tamilischer Gruppierungen gegen die Willkür des unter singhalesischer Hoheit geführten Staats. Die tamilische Sprache darf per Dekret weder in den Schulen noch im Gerichtssaal oder in den Ämtern benutzt werden. Aber achtzehn Prozent der Bevölkerung sind Tamilen, und ein Gutteil von ihnen spricht, schreibt oder versteht nur Tamilisch. Am Fuße des Hügels, im Ort Diyatalawa, gibt es ein Trainingscamp für Regierungstruppen. Tagsüber hören wir Schießübungen, harsche Kommandos Traben im Laufschrift. Es sind sehr junge Jungen, die Rekruten, halbe Kinder.

Ich nehme Kontakt zur amerikanischen Botschaft auf, auch zur deutschen, stelle mich schriftlich beim Goethe Institut vor, biete eine Lesung an. Sie findet statt. Wir werden zu diversen Empfängen eingeladen, lernen Staatsminister kennen, Schriftsteller (vor allem Anne Ranasinghe, die uns in ihrer schönen Colombo Villa empfängt).⁷¹

Tony interessiert sich für die Möbel Produktion unter Benutzung vom Holz des einheimischen *Rubberwood* Baums. Wir besuchen den Manager. Tony besichtigt mit ihm die Fabrik, entwirft Modelle, fertig den Prototyp für den "Two-Step", ein schönes Treppchen, mit dem man höhere Regale im Haus erreichen kann. Das hat er eigentlich für Rowena entworfen, die zierlich ist und klein.

All das schützt uns nicht vor den Unverfrorenheiten des intransigenten Immigrationsbeamten, Mr. Nanakane, bei dem wir alle Vierteljahr vorstellig werden müssen, um unsere Visa verlängern zu lassen. Für ihn sind wir Ausländer mit Touristenvisum. Fertig. Das "permanente Visum", mit dem wir gerechnet haben, ist seit kurzem abgeschafft worden. Ausnahmen werden nur für potente ausländische Wirtschaftsinvestoren gemacht. Es ist jedes Mal ein demütigendes Procedere, das uns viel Zeit und viel Geld kostet. Wir müssen nach Colombo reisen, einen ganzen Tag mit der Bahn. Wir müssen in teuren Touristenhotels übernachten, im nach Urin stinkenden Amtsgebäude immer wieder aufs Neue Schlange stehen, bitten, warten, abgewiesen werden, noch eine Nacht verbringen, uns anstellen, warten, bitten. Nanakanes Willkür sind wir ausgesetzt. Ob es Ausländern, die bitten, bleiben zu dürfen, in Deutschland besser geht?

Ich muss zwischendurch für zwei Wochen nach Hamburg, um meinem "Rita and Trip" Film den letzten Schliff zu geben, und

⁷¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Anne_Ranasinghe

nutze anschließend die Gelegenheit, kurz nach Berlin zu fahren, um Tove und Familie wiederzusehen, aber vor allem um Nina in der Klinik zu besuchen, wo sie bereits seit mehr als sechs Wochen in stationärer Behandlung ist.

Nina ist kein Kind mehr, sie ist siebzehn Jahre alt, aber das zarte, fragile Wesen, das da so hilflos vor mir im Krankenbett liegt, ist ein Kind, mein Kind, das kaum ein Jahr alt gewesen ist, als Tony und ich zusammenkamen. "Schonnett" nannte sie mich, sobald sie anfang zu sprechen. "Orgel" war Baby Ninas Version von Tonys wirklichem Namen, Gheorghe. Schonnett und Orgel höre ich noch im inneren Ohr.

Ninas Hände sind verbunden, damit sie die überall juckenden Stellen nicht aufkratzt. Das Gesicht ist arg gerötet, verquollen. Ich habe ihr einen schönen Bademantel aus Colombo mitgebracht. Sie sagt danke, aber ihre Augen sagen etwas Anderes. Sie wollen kein Geschenk von uns haben, sie wollen uns.

Nina gegenüber haben wir Schuld auf uns geladen, Egoisten sind wir, Tony und ich. Wie zur Strafe dafür ist, als ich wieder in Colombo lande, alles anders, alles zum Argen gekehrt. Peter und Tony haben sich aufs Schlimmste verkracht. Peter wirft Tony vor, sich Rowena genähert zu haben. Er will uns in seinem Haus nicht mehr dulden. Er will uns raus haben. Sofort.

Ich sehe plötzlich all meine Zukunftsträume in sich zusammenfallen. Imaginäre Schutzwände, wie ich sie immer wieder um mich aufbaue, in naiver Missachtung der Tatsache, dass sie auf fremdem Grund und Boden stehen. Ich vertraue. Darum gerate ich in Abhängigkeit. Wir mieten gegen einen ziemlich hohen Mietpreis eine Wohnung in Colombo, richten uns neu ein, stellen uns neu um. Von weißen Europäern wird selbstverständlich erwartet, dass sie einheimische Hilfskräfte beschäftigen. Chandra kommt zu uns,

wohnt bei uns, kauft ein und kocht für uns, macht sauber, wäscht Wäsche, bügelt ... Sie ist 17 Jahre alt, wie Nina, macht diese Arbeit seitdem sie 10 war, bekommt, bei Kost und Logis, soviel im Monat wie zwei Cocktails kosten in der Lounge des Colombo Oberoi Hotels. Dennoch spart sie auf ein Paar Gold-Ohringe, weil sie meint, dass kein Mann Respekt vor einer Frau hat, die nicht Gold mit in die Ehe bringt. Alteingesessene deutsche Einwanderer mahnen uns aber, wir würden Chandra zu viel zahlen und die Preise verderben.

Tony, der vom Manager der keimenden Rubberwood Möbel Manufaktur einen Probe-Auftrag hat, lernt schmerzhaft die Unzulänglichkeiten srilankanischer Produktionswerkstätten kennen, die technischen Mängel, die Unzuverlässigkeit der Arbeiter, ihre improvisatorische Ersatzwirtschaft. Vor allem ist der Zeitbegriff srilankanischer Menschen, ob Tamilen oder Singhalesen, kaum nachvollziehbar für einen leistungsorientierten Westmenschen. Zumal, wenn er hier etwas produzieren und vermarkten will.

225

Für den Srilankaner ist nämlich Zeit nicht Geld. Zeit ist Zeit. Die hat er.

Ohne es zu wissen, haben wir diese Haltung eingeatmet. Ganz tief haben wir die innewohnende Weisheit der Einstellung zum Leben erfahren, die Nyanaponika, ein Buddhistischer Mönch deutscher Abstammung, in seinem Buch "Geistestraining durch Achtsamkeit" erklärt.⁷² Sie prägt unser Leben bis heute. Damals aber, als wir uns plötzlich mit erheblichen, unvorhergesehenen Ausgaben konfrontiert sahen, war sie nur antiproduktiv.

Ich baue meine Kontakte aus, habe vor, für deutsche Medien, hauptsächlich Rundfunk, Berichte aus Sri Lanka zu schreiben, bin

⁷² <https://de.wikipedia.org/wiki/Nyanaponika>

glücklich, als der U.S.Botschafter uns zu einem Empfang einlädt, auf dem wir mehrere der Leute kennenlernen, die aktuell in Kultur und Politik etwas zu sagen haben.

Da beauftragt mich der Minister für Kultur mit einer Reportage, die potenzielle deutsche Touristen, trotz internationaler Presseberichte vom Krieg auf der Insel, noch überzeugen soll, dass nach Sri Lanka zu reisen ungefährlich sei. Alles ruhig und friedvoll hier. Paradiesisch wie immer.

Tatsächlich haben die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Tamilen und Singhalesen, zwischen den bewaffneten Tamil Tigers und den Truppen der Regierung, bereits wieder, wie oft zuvor, alarmierende Ausmaße angenommen. Der Minister finanziert uns eine Reise über Land und zwei Wochen Aufenthalt an der momentan am meisten betroffenen Nordost Küste, damit wir alles mit eigenen Augen sehen.

Wir fahren. Wir sehen: Alles andere als ruhig und friedvoll ist es, alles andere als ungefährlich. An Straßen-Kreuzpunkten stehen schwer bewaffnete Soldaten. Unser Zug wird angehalten. Unser Bus macht Umwege, um nicht Dschungel Ortschaften durchfahren zu müssen, die bereits in die Hände der Aufständischen gefallen sind. Immer wieder müssen wir umsteigen, an planfremden Wartestellen warten, haben jedes Mal Angst, zwischen die Fronten zu geraten, müssen letztlich erschrocken die Wahrscheinlichkeit erkennen, dass der Krieg sich wieder ausbreiten wird bis nach Colombo, wie schon zuvor.

In unserem Luxus Hotel am Strand gibt es oft Stromausfall. Zeitweise kann nicht gekocht werden. Lieferungen kommen nicht durch. Es herrscht Personalmangel, denn viele Bedienstete haben aus Angst ihre Arbeitsstellen verlassen. Klar ist auch uns, dass ein Überfall auf ein solches Hotel jeder Zeit möglich wäre.

Ruhig und friedvoll aber sieht das Meer aus, und zwar da, kurz hinter der einen hohen Welle. Wir wollen unter sie hindurchtauchen, Tony und ich, um in das stillere Gewässer dahinter zu kommen. Wir winken einander zu und schwimmen raus, da ergreift uns kurz und wuchtig diese Welle. Sie schleudert uns auf den Meeresboden, rollt uns wieder mit hoch. Wir sehen einander nur für den Bruchteil einer Sekunde, den die Welle uns läßt, um nach Luft zu schnappen bevor sie uns wieder hinunterschleudert. Gegen den Sog richtet meine Kraft nichts aus. Ich bin in der Macht dieser Welle, wieder runter, wieder hoch. In der klaren Erkenntnis, dass ich hier sterben werde. Und jetzt sehe ich Tony ins Seichte krabbeln. Er streckt die Hand nach meiner aus. Ich fühle, wie er mich durch den nassen Sand zieht. Ans Land.

Es ist eine Metapher für unsre Situation, für unsere Unterlegenheit in dieser Fremde, für die Übermacht der gegebenen Umstände. Ich denke, wir haben beide an diesem Tag erkannt, dass wir uns glücklich preisen können, wenn wir mit letzter Kraft hier herunterkommen von dieser Insel, von dieser Träne im Indischen Ozean.

Ein letztes Mal stellen wir uns in die Schlange am Eingang zum Ausländer-Immigrationsamt. Nach vielen Wartestunden stehen wir wieder einmal vor dem immer leeren Schreibtisch des Beamten Mr. Nanakane. Hinter ihm, im mit Eisenstäben vergitterten Fensterchen, leuchtet uns der sonnengebleichte Sandstrand unterm violettblauen Himmel entgegen, ein Paradigma der Sehnsucht. Nie schaut Mr. Nanakana einem ins Gesicht. Sein Blick auf die immer leere Schreibtischplatte gerichtet, sagt er: *No*. Er gewähre uns keine weitere Verlängerung unserer Visa. Wir haben die Insel innerhalb von drei Tagen zu verlassen. Endgültig. Mit ausgestreckter Hand, aber ohne Blick, weist er uns aus seinem Zimmer. *So, now, go!*

Ich bin ratlos. Tony aber setzt sich hin. Er setzt sich demonstrativ in den Stuhl vorm Schreibtisch, gibt mir ein Handzeichen, dasselbe zu tun, legt Mr. Nanakane ruhig die Pässe wieder vor, sagt so leise wie bestimmt: Nein, er gehe nicht. Er verlange die sofortige Verlängerung der Visa. Er habe gute Bekannte in der Regierung, Freunde mit viel Einfluss. Von denen würde der Herr Beamte sehr bald hören, wenn er nicht ...

Zum ersten Mal sehe ich Mr. Nanakanes Augen. Zum ersten Mal schaut er uns an. Drei Monate genehmigt er uns.

Nicht viel Zeit, um einen Traum aufzulösen, der für den Rest unseres Lebens Realität werden sollte.

Nicht viel Geld haben wir noch übrig. Wir müssen aus unserem Mietvertrag herauskommen. Wir müssen unsere mit viel Liebe ausgesuchten ceylonesischen Möbelstücke verkaufen. Wir müssen unseren Hausstand, unser Hab und Gut, ja, tatsächlich alles, was wir überhaupt besitzen, verladen und verschiffen. Der Berber Teppich, die Cognac Schwenker, wie eitel kommen uns die Dinge jetzt vor.

Wir stehen vom Nichts. Ins Nichts fahren wir zurück, ins Blaue. Keine Wohnung mehr in Deutschland. Keine sichere Arbeit.

Verpacken und verschiffen: wohin?

TRENNUNGEN

Gereizt, frustriert, niedergeschlagen, mit den unmittelbaren, unentrinnbaren Aufgaben überbelastet, streiten wir uns. Alte Vorwürfe. Ungeklärtes, beiseite Geschobenes, all das nimmt in der jetzigen Situation überproportionale Wichtigkeit an.

229

Jeden Tag, den ganzen Tag über kommen Menschen, die unsere Zeitungs-Annoncen gelesen haben, kaufen uns Dinge weg, die jetzt nur einen Preis, aber keine Bedeutung mehr haben dürfen.

Ich trenne mich von meiner Schreibmaschine.

Tony trennt sich von seinem Zeichenbrett.

Schwer für ihn. Er hatte auch an den Umweg um die Visa-Bestimmungen herum gedacht, den viele nutzen. Sie reisen aus, bleiben drei Monate in einem nahen anderen Land, Indien zum Beispiel, reisen dann wieder ein, alles mit Touristen-Visa, die sie dann verlängern lassen, bis es wieder nicht mehr geht, reisen wieder aus ... ad infinitum.

Wovon, habe ich gefragt, wovon sollen wir hier die Miete weiter bezahlen? Wovon sollen wir reisen, leben? Wir reden über Geld. Wir müssen über Geld reden, habe ich gesagt.

Nein, nur ich rede über Geld. Was für mich ein Vagabundieren ist, das mir Angst und wohl auch Abscheu bereitet, das ist für Tony Abenteuer. Es regt seine Vorstellungskraft positiv an. Ich? Ich bin an der Grenze meines Abenteuermuten angelangt. Tony nicht. Er ist der wahre Abenteurer, zuversichtlich, dass sich etwas Gutes ergeben wird, voller Selbstvertrauen, dass er, komme was wolle, es schaffen kann, neugierig, ohne Angst.

Vielleicht ist es das Kindheitserlebnis jener schrecklichen Bombennacht, als er und seine Familie alles verlor, das ihn so unerschütterlich an sich selbst glauben lässt. Ich dagegen bin ein geschütztes Kind gewesen. Ich will geschützt bleiben. Ich will schon für die nächste Mahlzeit eingekauft haben. Ich glaube eher an ein Plus auf dem Konto als an meine Kraft, irgendwie zu überstehen. Ich weiß, dass das bürgerlich ist.

Tony gibt nach. Er will schauen, ob sein Stamm-Konstruktionsbüro wieder einen Auftrag für ihn hätte. Ich will bei der Filmproduktionsfirma Provobis anfragen, ob ich an die gute Zusammenarbeit im Team anknüpfen könnte. Worüber wir also reden, ist über eine räumliche Trennung. Tony müsste nach Berlin, ich nach Hamburg.

Sie wirft ihre Schatten voraus, die sich abzeichnende Trennung, sie nährt Urängste. Die Frage des Vertrauens hängt in der Luft, eine spannungsgeladene Frage. Das so grundverschiedene Vorleben von Tony und mir, was den Umgang mit der eigenen Sexualität angeht, spielt da die Hauptrolle. Tony ist zu tief angelegt, als dass er hätte Affären haben können, auch wenn er sie sich gewünscht hätte. Die Vorstellung von meinen früheren Affären, wenn sie in ihm

auftaucht, wirft Fragen auf. Die ich nicht zu seiner Zufriedenheit, nicht zu seiner Seelenruhe beantworten kann. Je mehr er sich hineinsteigert, um so gereizter reagiere ich.

Auseinandersetzungen. Immer öfter, länger, Kräfte raubende. Über unserem Doppelbett hängt ein Moskitonetz. Wir ducken uns hinein, stopfen den Saum rings um uns unter die Matratze. Wir sind in dem engmaschigen Käfig, den wir uns machen, gefangen.

Zermürbende Stunden verbringen wir in der einzigen Telefonzelle Colombos, die Verbindung ins Ausland hat, im Versuch, das Konstruktionsbüro in Berlin zu erreichen, die Filmproduktion in Hamburg, im Versuch, unsere Kinder zu sprechen, unsere engsten Freunde zu kontaktieren, uns zurück zu melden. Dieses Hallo, Hallo ins Leere ... Hallo ins Klick-Klick-Klick ... Hörst du mich? in einen maschinellen Monoklang hinein, der an den in der Intensivstation erinnert, der einsetzt, wenn das Herz zu schlagen aufhört.

Ich in der einen Telefonzelle, Tony in der anderen Telefonzelle. Wir gehen zwischendurch aneinander vorbei. Ein Schweigen, das lauter ist als reden, hat zwischen uns eingesetzt.

Endlich erreichen wir aber unsere gewünschten Gesprächspartner, und es stellt sich heraus, das sowohl Berlin Tony als auch Hamburg mich wiederhaben will. Tony kann sogar vorübergehend bei Pim und Stephan unterkommen, und ich vorläufig in Hamburg bei Familie K. von Provobis. Vorübergehend beherbergt, vorübergehend untergebracht werden wir auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten sein, auf den wir bald zurückkehren.

Wir sind aber nicht mehr die, die ihn verlassen haben.

Immer hastiger trieben wir den Ausverkauf unserer Sinn entleerten Gegenstände voran. Wortlos, ja manchmal blicklos, denn ein jedes Wort kann den falschen Klang haben, ein jeder Blick das falsche Signal geben, wenn man sich im Strudel der Ressentiments befindet.

Morgens. Ein abgetakelter Pickup Truck fährt vor. Ein Mann steigt aus, der seinen Kühlschrank abholen will. Den haben wir aber einem anderen verkauft, der höher geboten hatte. Das glauben wir diesem Mann klar gesagt zu haben. Aufgebracht schreit er: Nein, im Gegenteil. Er habe extra den Truck gemietet, sei von weit weg hierhergefahren. Den Mietwagen, die verlorene Arbeitszeit müssen wir bezahlen, tobt er: Er zeige uns an, er komme mit Polizei zurück, er lasse uns selbst am Flughafen verhaften, wir kämen nicht weg, bevor er sein Geld habe.

Tatsächlich kommt der Mann mit einem Polizisten zurück, mit einem trägen, desinteressierten Polizisten, der aber den Fall schriftlich aufnimmt. Als er sich auch unsere Abflugdaten notiert, beginnen wir die Drohung sehr ernst zu nehmen. Was aber tun?

Der glückliche Zufall wollte es, dass wir am Swimming Pool des Galle Face Hotels, wo wir im Zustand der Erschöpfung Erholung suchten, auf den U. S. Botschafter trafen. Ich schilderte ihm das Dilemma. Mein Mann wird vor mir nach Berlin abfliegen, sagte ich ihm: Mein Flug nach Hamburg findet eine Stunde später statt. Ich werde allein in der Nacht auf dem Flughafen sein. Was ist, wenn sie mich verhaften wollen?

Man konnte gut mit ihm reden, James W. Spain, ein Diplomat der besonderen Klasse. Distinguiert, ohne abgehoben zu sein. Mit einer natürlichen Autorität ausgestattet, die es ihm ermöglichte, zugänglich zu sein, ohne sich herabzulassen. Straßenbahnfahrer war sein Vater gewesen, die Mutter hatte Näharbeiten angenommen im armen Südviertel von Chicago, wo er aufgewachsen war. Nun

verkehrte er mit Staatsministern und gekrönten Häuptern, verlor aber nie den Blick für den Menschen. Mir schrieb er auf ein abgerissenes Stück Zeitungspapier eine Telefonnummer auf, die ich im Fall der Fälle anrufen lassen sollte. Es würden dann, versicherte er mir, binnen Minuten seine Leute bei mir sein. Ich stünde unter seinem Schutz.

An unserem letzten Abend in Sri Lanka saßen Tony und ich wortlos an der Dachterrassen Bar vom Hotel International und bekamen absurderweise Smørrebrød von dänischen Touristenwerberinnen in rot-weißen Röckchen serviert.

Dann flog er weg, Tony. Selten bin ich so allein gewesen.

IM WOLKENKUCKUCKSHEIM

Und allein wollte ich bleiben. Mein wundes Selbstbewußtsein heilen lassen, wieder ganz werden, mich ganz dem Filmmachen im Team widmen. Keine einzige Auseinandersetzung mehr darüber, ob mein Vorleben verwerflich gewesen sei, wollte ich über mich ergehen lassen, schon gar nicht darüber, ob einer, die so gelebt hat, noch zu trauen wäre.

Zunächst wohnte ich nicht. Stattdessen bewohnte ich ein Gästezimmer mit Bett, Tisch und Stuhl, der Hälfte eines Kleiderschranks und Mitbenutzung des Bads. Jeden zweiten, dritten Nachmittag kam Jürgen Haase, um zu prüfen, wie weit ich mit dem jeweiligen Drehbuch bin. Er pinnte große Blätter an die Wände, malte mit bunten Markern die Namen der Figuren in Versalien, umkringelte Schauplätze und verband sie über die Blattränder hinweg mit wild mäandernden Pfeilen.

Meine Art zu arbeiten war das nicht.

Ich rief eine Hamburgerin an, die ich von der Werkbund Arbeit her kannte. Jetzt war sie Vorsitzende der lokalen GEDOK, wusste keine Wohnung für mich, aber regte eine GEDOK Lesung an.

Ich rief eine Hamburgerin an, die ich von der Rundfunkarbeit her kannte. Jetzt war sie im Begriff, eine neue Zeitschrift bei Gruner & Jahr zu starten, versprach, wegen Wohnung herum zu horchen und fragte nach, ob ich einen Artikel schreiben wolle.

Ich rief den Hamburger Geschäftsmann an, von dem wir vorzeiten sein Kapitänshaus in Lindos auf Rhodos gemietet hatten. Und siehe da: Ja, er besitze in Hamburg eine Wohnung, die frei sei, ein Zimmer/Küche/Bad, möbliert, Stadtteil Altona, im neuen Hochhaus am Hafen, 22ster Stock.

Als ich die Tür zu dieser Wohnung zum ersten Mal aufschließe, halt ich den Atem an. Ich schaue in einen rotgold flammenden Sonnenuntergangshimmel über der Elbe. Sie liegt mir zu Füßen, die Elbe. Ich habe den Wanderweg ihr entlang in meinem Panoramafenster mit seinem sitzbreiten, kissenbelegten Sims. Ich sehe, weit unten, spielzeugklein, riesige Containerschiffe auf dem Fluss. Sie fahren in die weite Welt und zurück, in die weite Welt und zurück, wie ich.

Mit der Zeit ergibt ein Kontakt den anderen: Einladungen zu Lesungen, Veranstaltungen, ins Theater, zum Essen. Die erste Lektion, die ich als frischgebackener Single lerne, ist: Frauen in liierten Verhältnissen mögen Frauen nicht, die auf ihren Gesellschaftsabenden ohne Begleitung erscheinen.

Kein Grund zur Beunruhigung, sage ich ihnen mit meinem Blick und meinem Verhalten. Manche verstehen. Andere nicht. Ich aber, ich will in Hamburg nur eins, ich will lernen, mein Leben allein zu gestalten. Das habe ich mir vorgenommen, mit aller Kraft, und ich habe Kraft. Ob aber Hamburg die Stadt dafür sei, begann ich bald zu bezweifeln.

Die Frauen im Provobis Filmproduktionsbüro mögen mich nicht.

Ich habe schlecht geschlafen in jener Zeit. Spätestens um vier Uhr morgens lag ich wach. Um fünf ging ich Brötchen holen in dem Zeitungsladen gegenüber. Bis acht, wenn ich ins Büro aufbrechen musste, versuchte ich, mit meinem Projekt, einen Sri Lanka Roman

zu schreiben, weiterzukommen. Den so wichtigen ersten Satz fand ich nicht, den so wichtigen ersten Absatz. Immer und immer wieder fing ich von vorne an.

Sri Lanka ruhte noch nicht in mir. Das musste ich erkennen. Es wühlte mich auf, dieses Sri Lanka.⁷³

Oft rief mich Tony aus Berlin an. Für ihn war die Trennung nur eine räumliche. Wie tief verletzt ich war, das hatte er nicht nachvollzogen. Wie denn auch? Für Tony dienen solche Auseinandersetzungen der Wahrheitsfindung, und die Wahrheit finden, das will doch jeder.

Darüber will ich nicht nachdenken. Erst einmal will ich eine Cocktail Party schmeißen. Meine neuen und meine wiedergefundenen Freunde in meine schöne Wohnung einladen. Ich kaufe sechsendreißig Cocktailgläser mit rosafarbenem Fuß, mixe Whiskey Sour, Gin Fizz, Old Fashioned mit Maraschino Kirsch, White Lady, Mint Julep. Ich wickle Prosciutto cotto um Gurken julienne und rolle Lachsstreifen um chevre Bissen, backe winzige Kräuter-Windbeutel und Pumpernickelbrote mit Melasse. Ich schneide Streifen Staudensellerie, drei Farben Paprikaschoten, Möhren, kreierte eine knoblauchscharfe Mayonnaise zum Dippen dazu.

In meiner Ein-Zimmer-Wohnung hoch oben in den Wolken stehen achtundzwanzig Menschen mit rosafüßigen Gläsern in der einen Hand und einem Häppchen in der anderen. Sie lachen, reden, sehen fröhlich aus. Ich halte, als sie gegangen sind, meine Party für einen Erfolg. Aber es dauert nicht einmal eine halbe Stunde, bevor

⁷³ In der ZEIT 24/2002 erschien ein Artikel Jeannette Landers zu ihren Erfahrungen in Sri Lanka unter dem Titel "Noch so eine Perle im Ozean". Redaktioneller Vorspann: "Seit Jahrzehnten herrscht auf Sri Lanka ein gewalttätiger Konflikt zwischen der singhalesischen Mehrheit und der tamilischen Minderheit. Die Urlauber bleiben davon meistens unbehelligt. Überhaupt will der Westen von den Problemen wenig wissen. Die deutsch-amerikanische Schriftstellerin JEANNETTE LANDER fordert, dass wir endlich Verantwortung übernehmen."

meine GEDOK-Freundin mich anruft und sagt, das gehe nicht, das gehe gar nicht, wie ich denn überhaupt auf die Idee komme, diese doch dahergelaufene Schauspieltruppe vom Englischen Theater zusammen mit der hochwohlgeborenen Reedereifamilie einzuladen?

Hamburg ist nicht meine Stadt. Das begriff ich allmählich. Ich verstehe die Regeln nicht, habe immer das Falsche an, *high heels* auf dem Bootssteg, weiß nicht, was man nicht sagen darf und schon gar nicht zu wem.

Das Gefühl habe ich nicht, dass ich hier langsam zu mir komme, zu meinem eigenen Ich, dass ich beginne, allein zu sein, allein ganz zu sein. Ich habe eher das Gefühl, dass ich verkleidet bin, eine Rolle spiele. Ich spiele Die Unabhängige, die medienmäßig mitmischt.

Als mich Tony das erste Mal besucht, spiele ich "Die Kühle". Ich bin nicht kühl. Ich wähle meine Worte und horche auf die seinen. Ich prüfe, ob er noch einmal meine Vertrauenswürdigkeit in Sachen Treue in Abrede stellt.

Silvester. Ich lade meine Familie ein, hier oben, in meinem Himmel über Hamburg, das neue Jahr einzuläuten. Einen Schlafsack soll jeder mitbringen, um auf dem mit Auslegeware betteppichten Fußboden bei mir zu schlafen. Alle kommen: Marcel, Sibylle, Wolli und Milia. Tove, Peter, Matthias, Daniel und Mona. Tony kommt.

Eine denkwürdige Silvesternacht. Die Bässe der Hafenschiffshörner im Chor. Vielstimmiges Kirchengeläut mit ihm im Duett. Der Himmel über Hamburg explodiert feuerwerksfarbig in meinem Fenster. Und ich bin mitten unter meinen Kindern und deren Kindern. Meine Rolle, eine, die ich nicht spiele.

Tony kommt in der nächsten Zeit immer öfter zu mir hochfahren. Mein erstes eigenes Auto sucht er mit mir aus, denn inzwischen hat er eine kleine Einraumwohnung, Kurfürstendamm/Halensee. Jetzt soll ich auch mal zu ihm nach Berlin fahren können.

So.

Peu-à-peu.

Als ich das erste Mal, seitdem ich Berlin für Sri Lanka verließ, am Steuer meines eigenen Wagens in die Stadt hereinfahre, durch die breiten, Baum besäumten Alleen, im Stop-and-Go-Verkehr, im Lärm und Gestank, habe ich tatsächlich so etwas wie ein Heimatgefühl.

Nun gibt es aber ein Filmprojekt, das Gefühle und Gedanken, die ich schon lange hege, zum Kulminationspunkt bringt. Wir drehen in Marokko den Film: "Der zerrissene Schleier". Von Provobis als erfahrene Filmemacherin eingesetzt, zeichne ich als Ko-Autorin für eine junge Filmerin, deren Idee das Thema war und die die Recherchen gemacht hatte. Wir fahren in das ferne Land und drehen. Wir drehen, als wüssten wir etwas über diese, uns völlig fremde Kultur. Wir machen ein Halbstunden Filmchen und wollen damit eine Aussage machen, unsere Aussage. Welch eine Hybris. Welch eine Überheblichkeit. Wenn ich aus der Erfahrung Sri Lanka etwas gelernt habe, dann die Bescheidenheit dem Fremden gegenüber. Und es scheint mir eine Lehre zu sein, die mich mein Leben lang begleitet, ich als Jüdin in einem puritanisch-protestantischen Land, als Weiße in einem Wohnviertel für segregierte Schwarze, als Amerikanerin in Deutschland, als Fremde ...

Ich rede hier nicht von Toleranz: zumeist geheuchelt. Auch nicht von Akzeptanz: so oft nur Gleichgültigkeit. Ich rede von dem Wissen, dass man nicht weiß, von der Bescheidenheit, die daraus resultiert und es einem verbietet, ein Urteil zu fällen. Angesichts des Fremden darf man nur horchen, schauen, vielleicht fragen.

Das ist mein letztes Filmchen. So entschied ich.

Es war an der Zeit, eine andere, eine weit bedeutendere Entscheidung zu treffen, eine, die auf der Basis der jüngsten Erfahrungen mit mir selbst zu fällen war. Denn, ganz geworden bin ich nicht in jenem auf mich selbst gestellten Jahr in Hamburg. Ich musste erkennen: Ich bin nicht ganz, ich bin ein Teil. Ein Teil einer Familie. Ein Teil einer Partnerschaft.

Zu ihr bin ich nach langem In-Mich-Gehen zurückgekehrt. Nach Neu-Bewichtung der Dinge. Was ist für mich wichtig? Was weniger wichtig? Was muss ich und kann ich an Ungerechtigkeiten ertragen aus Liebe zu dem, der aus Liebe zu mir bereit ist, die Ungerechtigkeiten meinerseits auf sich zu nehmen, zu erleiden. Eine Entscheidung fürs Leben.

AUF KLEINSTEM RAUM

Es ist September '88. Ich bin in meinem 57sten Herbst. Tony hatte noch nicht angefangen, sich einzurichten, noch nicht, obschon er bereits Monate lang in dieser Ein-Zimmer-Wohnung wohnte. Untypisch für ihn. Tony ist sonst ein Gestalter von Raum, von dem Raum um ihn herum. Als hätte er auf mich gewartet, seine Bücher noch auf dem Boden zu einem Turm gestapelt, irgendein geborgter Tisch, mit einem scheußlich geblühten Wachtuch versehen, das die Putzfrau ihm verpasst hatte, weil man ja doch ein Tischtuch haben muss.

240

Wir begannen. Wir fingen an. Bald gab es ein schwarzes Regal an der Wand in der Küche und eine weiße Marmorplatte am Fenster, die er in einem fast runden Frühstücksplatz enden ließ. Die formende Hand. Die Visionen. Sie kamen ihm wieder.

Und ich? Ich hatte Lust zu kochen. Ich hatte Lust, die Ordnung der Mahlzeiten in unser Leben zu bringen, zu Mittag zu decken, das Abendbrot vorzuplanen, gute, ja vorzügliche Lebensmittel einzukaufen.

Damals gab es noch "Nöthling". Ich will hier ein Loblied auf die edlen Läden anstimmen, auf das Feinkostgeschäft "Nöthling", das Modehaus "May und Edlich", den Stoffhandel "Erdmann und Sachse", die nah beieinander am Ende der Steglitzer Schloßstraße saßen, als warteten sie darauf, dass ich wiederkomme und still und gesammelt eintrete, die Hochschätzung auf meinem Gesicht geschrieben, die ich für ihren Stil, ihre kaufmännische Ehrlichkeit, ihr Fachwissen, ihre Feinheit, die schiere Qualität ihrer Waren hege.

In meiner Erfahrung ist es nicht teuer gewesen, in diesen Läden einzukaufen, im Gegenteil. In einem solchen Laden stand ich nie ratlos vor einem unübersichtlich großen Angebot. Es war eine Vorauswahl getroffen worden, eine qualitative, auf die ich mich verlassen konnte. Ich hatte eine Verkäuferin zur Seite, die Bescheid wusste und mich beriet. So gab ich kein Geld für Fehlkäufe aus. Außerdem mahnte mich der relativ hohe Preis zur Zurückhaltung in der Menge.

Mit Tonys Gestaltung unseres kleinen Raums nimmt auch mein Leben wieder Gestalt an. Ich schreibe. Ich sitze am Ende des Flurs an einer dreieckigen Holzplatte, die als mein Schreibtisch dient. Hinter mir ist die Eingangstür zur Wohnung, vor mir ein kleines Fenster, das auf die Fenster im siebten Stock der gegenüber liegenden Wohnhäuser blickt. Links schau ich in die Küche, auf schwarze Wandregale, darauf weißes Geschirr. Rechts sehe ich in das einzige Zimmer und über den Esstisch hinweg, der mitten im Raum steht, aufs eingebaute Bett, das die Breite der hinteren Wand einnimmt.

Von meinem Arbeitsplatz aus kann ich Tony nicht sehen, denn er hat die halbe Wand, die den Flur vom Zimmer trennt, zu beiden Seiten mit Bücherregalen belegt, aber ich weiß, dass er da ist, dass er wieder vor seinem großen Zeichenbrett steht und lange, sehr lange die bereits mit feinem Bleistift ausgeführten Striche betrachtet,

bevor er die nächste Linie zeichnet. So wie ich, die ich lange, sehr lange brauche, bevor ich das Wort finde, *le mot juste*, wie es Ezra Pound genannt hat, den richtigen Ausdruck, den, der genau passt.

Und wenn ich ihn allzulange nicht gefunden habe, stehe ich auf, gehe in die Küche, beginne mit der Vorbereitung des Essens, lenke mich vom Schreiben ab, konzentriere mich aufs Kochen, wohlwissend, dass das Suchen grade dadurch unbelastet weitergeht im Geiste. Manches Mal fällt es mir just dann ein, wenn ich mitten in einer Kochaktion bin, die nicht unterbrochen werden sollte, bei der Mayonnaise beispielsweise, beim langsamen, stetigen Zufügen des Öls in einem dünnen, ununterbrochenen Strahl, während des gleichmäßig weitergeführten Schlagens. Dann sage ich mir das Wort laut vor, wiederhole es laut, immer wieder, damit ich es nicht verliere, bevor ich an den Schreibtisch zurückkehren kann.

Verrückt, dieses Schreiben.

Erleichtert – und erschwert – wird es durch den Computer, den wir nun kaufen, und dessen Bedienung gelernt werden muss. Mit dem

Computer geht alles schneller, hat jemand gesagt: es dauert nur länger. Jedenfalls kann ich ihn alle bereits geschriebenen Passagen durchsuchen lassen, die ein und die selbe Romanfigur betreffen, um zu überprüfen, wie sie sich entwickelt, ob sie sich treubleibt, ob sie nach den Charaktermerkmalen auch handelt, die ich in ihr angelegt habe.⁷⁴

Und ich kann verbessern, ändern, ohne das Bild des Textes zu zerstören, ohne Kringelchen, Durchstrichenenes, seitlich und zwischen den Zeilen Eingefügte, Ausgeschnittenes und Eingeklebtes. Ich kann ausdrucken, statt abtippen zu müssen. Hunderte von Seiten.

⁷⁴ "Was tun Sie", wurde Herr K. gefragt, "wenn Sie einen Menschen lieben?" – "Ich mache einen Entwurf von ihm", sagte Herr K., "und Sorge, daß er ihm ähnlich wird." – "Wer? Der Entwurf?" – "Nein", sagte Herr K., "der Mensch." (Bertolt Brecht)

Ich schreibe den Sri Lanka Roman "JAHRHUNDERT DER HERREN", bringe die Bilder zu Papier, die so farbig, so laut, so intensiv da sind. Ich schreibe die Geschichte einer Frau, deren Existenz und die ihres Kindes davon abhängt, ob sie, allein in einer unerbittlichen Fremde, sich sein kann, sich sein und sich bleiben. Sich nicht fremd werden. Meine Geschichte, mein Roman.

Ich lebe zwischen meinen Welten. Eine dritte ist hinzugekommen
Ich bin ganz bei mir.

THE AMERICAN DREAM

“Nach Hause fahren.“ So habe ich sie bezeichnet, meine jährlichen oder mindestens alle zwei Jahre stattfindenden Reisen nach Atlanta, um Mama zu besuchen. Nun war ich aber seit drei Jahren nicht mehr zu Mama gefahren. Sri Lanka dazwischen. Hamburg. Die Entscheidung zu Tony und Berlin. Der Umzug. Erfahrungen, die meinen Blick auf die Welt und mich selbst weit mehr verändert hatten, als mir bewusst gewesen ist.

Tony wollte dieses Mal nicht mit, obschon er Mama gerne wiedergesehen hätte. Er ist ein Mama-Fan aber kein Amerika-Fan. Mein eigenes Verhältnis zum Land meiner Geburt ist schwankend. Manches Amerikanische vermisse ich. Am meisten vermisse ich das Unkomplizierte, das Direkte, das, was ich die *positive Prämisse* nenne. Ein vorurteilsloses Aufeinander-Zugehn, dieses Einander-Begegnen ohne Argwohn oder auch nur Skepsis. Das offene Visier. Eine Lebenshaltung, die den Europäern fremd ist. Vielleicht, weil Europäer schon immer innerhalb von Grenzen gelebt haben. Landesgrenzen. Völkergrenzen, jenseits derer das Gebiet der anderen liegt, der Fremden, denen man misstrauen, vor denen man auf der Hut sein muss. Das Amerikanische ist dagegen eine Lebenshaltung, die geboren ist aus dem Bewusstsein einer grenzenlosen Weite, von Ozean zu Ozean, die man mit eigener Kraft bezwungen hat, um diese Nation zu bauen. Eine Kraft, auf die man vertrauen kann, auf die man vertraut.

Angekränkelt ist diese Lebenshaltung nun lange. Die eigene Kraft ist die der Waffe. Die Haltung hat etwas keck Überhebliches angenommen, das bei dem eklatanten Mangel an Weltkenntnis nicht angebracht ist. Man ist sich dieses Mangels bewußt geworden und reagiert defensiv.

Auf dem Flughafen in Atlanta miete ich einen Wagen. Computerstimmen, die exklusiv dem Flughafen Atlantas eigen sind, begleiten mich zum Rent-a-car. Süße weibliche Stimmen auf den Rolltreppen: *Welcome to Atlanta!* Sonore Stimmen im Verbindungszug: *"This train is leaving the station. Please step away from the doors and into the train."* Ich fahre die mir so gut bekannte Stadt-Autobahn, zwölf Bahnen permanent rollender Autoschlängen, sechs hin und sechs her. Stoßstange an Stoßstange. Mir scheint das Tempo im Pulk zugenommen zu haben, die Größe der Laster, die mich rechts und links einschließen, gigantischer, bedrohlicher geworden zu sein, die Stimmung aggressiver. Ausfahrt in den stockenden, dann stehenden Stau. Atlanta, aufgeblühte oder -blähte Metropole. In meiner Jugend ist sie ein Eisenbahnknotenpunkt mit 350 Tausend Einwohnern gewesen. Heute fünf einhalb Millionen.

Am Tor zum "Tower" wo Mama in einem kleinen Apartmeint mit eigener Küche wohnt, ist ein Wachposten, dem ich mich ausweisen muss. Gerne lebt sie nicht hier, sieht es aber ein. An dem Tag, als sie umgezogen wurde, hatte ich den Beweis für die verblüffende transatlantische Gedankenübertragung zwischen Mama und mir. Den ganzen Morgen hatte ich an sie gedacht. Mittags hielt ich es nicht mehr aus. Ich muss Mama anrufen, sagte ich zu Tony: Ich glaube, sie sitzt und weint. Wie geht es dir, Mama? fragte ich sie am Telefon. Und sie sagte: Ich sitz' und weine. Bis in den Wortlaut, diese *Extra Sensory Perception*.

Jetzt öffnet sie mir, die kleine Mammeniu, und ist, sehe ich, noch kleiner als je, noch schmaler, fragiler. Ich trete in ihre Wohnung ein, in diese liebliche Wohnung, die belegt und behangen ist mit geblühten, bemusterten Stoffen, alles Rosa und Himmelblau, so fröhlich, so süß, wie Mama nicht ist und nie war, diese leidgeprüfte, ernste Frau aus der alten Welt. Ein Fremdkörper ist sie hier in der bläulich rosanen, wolkenweichen Wohnwelt, denn sie ist hart, meine Mutter, und grade, und sie hat klare Linien, definierte Kanten. Sie gibt nicht kissenweich nach. Sie hält Form.

Vielleicht braucht sie dieses Illustrierten-Deko, um ihr eigentliches Ich dahinter zu bewahren. Vielleicht heuchelt sie den alten jüdischen Frauen was, vor, die wie sie hier im Tower Wohnungen haben. In ihren Augen verdienen sie's nicht anders. *Jentes*, nennt sie ihre Nachbarinnen: Klatschweiber. Mama meidet den Kontakt, horcht an der Tür, ob eine draußen im Korridor ist, bevor sie rausgeht, um den Müll zum Schlucker zu bringen. Nein, gerne wohnt sie nicht hier.⁷⁵

Meine Cousine Shirley gibt für mich eine *cousins party*. Ich soll den zahlreichen Nachwuchs meiner vielen Cousins und Cousinen kennenlernen. Shirley, zehn Jahre jünger als ich (Tochter von Tante Rosie, jüngere Schwester von Little Helen), schlank, smart, humorvoll, hat sich mit ihrem Mann eines Tages entschieden, streng jüdisch orthodox zu leben. Das ist der neueste Trend unter amerikanischen Juden ihrer Generation und ein Versuch, durch einen Willensakt eine gewisse religiöse Ordnung ins Leben zu bringen.

Sonst schießen die Widersprüche ins Kraut. Kein Schweinefleisch zu essen, hält man gerade noch ein, kauft aber sonst unkoscheres Fleisch, weil das Koschere teurer ist. Oder man wartet nach einem

⁷⁵ <https://www.jewishhomelife.org/jewish-tower/>

Fleischgericht die vorgeschriebenen Stunden, bevor man etwas mit Milch Zubereitetes isst, unterhält aber keineswegs, wie geheißen, zwei separate Sätze Töpfe und Geschirr, eine für Fleisch- und die andere für Milchprodukte.

Shirley hat sogar zwei separate Spülmaschinen.

Selbst die Synagogen haben heute einen Parkplatz für Mitglieder, die das Gebot, am heiligen Schabbath nicht zu fahren, missachten und mit dem Auto zum Gottesdienst kommen.

Shirley hat sich dagegen extra ein Haus gesucht, das nicht mehr als die vorgeschriebene Zahl von Gehschritten entfernt von einer Synagoge liegt, die ein Jude am Schabbath gehen darf.

In diesem Haus findet auch die *Cousins Party* statt. Ich bin bass erstaunt, wie viele es sind. Alle Räume sind voll mit Kindern jedweden Alters. Es wimmelt und wuselt und schreit durcheinander, bis Shirley in die Hände klatscht. Auf Kommando ist es plötzlich still. Alles findet einen Platz und setzt sich. Dann ruft Shirley auf. Eins nach dem anderen stehen die Kiddies auf, stellen sich vor mit Namen und Alter und Schulklasse. Manch eins sagt ein Gedicht auf, singt ein Lied, dreht sich zum Tänzchen ... Ich bin beeindruckt, wie brav, wie folgsam, mit welchem Vergnügen ...

Später aber erleidet Shirleys achtjähriger Enkelsohn einen Anfall von "Tourette". Ungewollt macht er Grimassen, führt krampfhaft, unkontrollierte Arm und Schulter Bewegungen aus. Aus seinem kleinen Mund schießen abscheuliche Schimpfwörter. Woher kennt er, wo hat er je solche Wörter überhaupt gehört?

Wir sind alle wie versteinert. Mütter holen ihre Kinder schnell aus dem Raum, während Shirley weinend versucht, ihren um sich schlagenden kleinen Enkelsohn in die Arme zu nehmen.

Sichere Kenntnisse über das Phänomen Tourette gibt es seit einem Jahrhundert immer noch nicht. Ich kann mich aber des Gefühls nicht erwehren, dass diese so stringente Lebensweise, diese so bereitwillig lächelnde Folgsamkeit mit einem solchen Ausbruch zusammenhängt.⁷⁶

Während ich schreibe, frage ich mich, warum ich gerade diese Reise nach Hause schildern wollte und nicht eine andere. Die, bei der ich in Rückwärtsfahrt die in Lilys Vorgarten einbetonierte Briefkastensäule um- und plattgefahren habe, die wäre viel lustiger gewesen. Oder jene, als Helen, Lily und ich uns am Grab unseres Vaters in die Arme schlossen und zusammen weinten. Oder die Reise mit Tony, als Mama ihm vorschlug, ein Haus für uns drei zu bauen. Sie wolle die Kosten tragen, mit uns zusammen wohnen, in Atlanta, ich solle endlich nach Hause ...

Aber ich weiß, warum: sie ist die Reise, auf der mir klar bewusst wurde, wie wenig Amerikanisches noch in mir wohnt, wie weit ich mich davon entfernt hatte, irgend ein Land meine Heimat nennen zu wollen.

⁷⁶ <https://de.wikipedia.org/wiki/Tourette-Syndrom>

UMBRUCH

Eine tolle Oma bin ich nicht. Fast nie habe ich Babysitterin für die Kinder meiner Kinder gespielt. Ist das ein Kriterium? Für mich nicht. Ich bin durch und durch ein Family-Mensch. In meinen Gedanken wohnen meine Eltern, meine Schwestern, meine Kinder und deren Kinder. Sie wohnen da in ihrer Nische meines Bewusstseins. Mal still, mal laut. Ständig sind sie an unserem Tisch im Geiste präsent, in unseren Gesprächen, Überlegungen, Plänen. Und der Weg zu ihnen, zu ihrer Anwesenheit, zu der Möglichkeit, unsere Vorstellungen über ihr Leben real zu korrigieren und zu erneuern, der Weg geht übern Magen.

Ich suche und finde immer einen Anlass, zum *family dinner* einzuladen. Da stelle ich einen Nudelteig wie in alten Zeiten her und Tony schneidet per Hand und ganz ohne Maschine perfekte Fettucine oder Pappardelle. Manchmal machen wir sogar zu zweit Farfale. Oder gefüllte Tortelloni. Beim Teigmachen, Kneten, Ausrollen steht Mama an meiner Seite und redet mit mir. Ich sehe ihre Hände und spüre ihren Hauch. Gleich wird das Telefon klingeln. *Jeannetty*, wird sie klagen: *I'm so worried about you. Why don't you call up?*

Zum Nachtisch gibt es oft den Apfelstrudel nach Rezept meiner Großtante Gussie, bei dem man den Teig nicht ausrollen, sondern so dünn wie ein Durchschlagpapier ausziehen muss. Die Kunst ist, am Ende diesen zarten Teig, in dem auch noch die sperrige Apfelschnitzfüllung eingerollt ist, so aufs Backblech zu bringen, dass er nicht reißt.

Leichter herzustellen ist der *Spongecake* von Mama, der meistens auch nicht fehlt, wenn wir uns alle zum *family dinner* treffen. Wir sind viele und werden naturgemäß immer mehr. (Im Moment, da ich diesen Text schreibe, sind wir: drei Kinder, acht Enkel und fünf Urenkel, wobei die drei Kinder und auch die acht Enkel jeweils einen Partner zum Dinner mitbringen. Wenn alle kommen, aus München, aus Hamburg, aus Köln, aus Berlin und aus Wien, wird's eng.)

Kochen ist eine Leidenschaft. Oft haben wir Freunde bei uns zum Essen. Ich plane mehrgängige Menus, bin pingelig, was die Auswahl und die Qualität der Zutaten angeht, habe langsam einen entsprechenden Ruf bei meinen ausgesuchten Händlern. Ich weiß, das klingt, als hätte ich viel Geld, und sicherlich gebe ich proportional mehr für Lebensmittel aus als die meisten Menschen, aber gut zu essen kostet nicht so viel, wie die meisten Menschen denken. Außerdem hat Tante immer gesagt: Spar nicht beim Essen, spar überall, nur nicht beim Essen.

Es ist Endzeit der deutschdeutschen Teilung. Wir alle spüren das. Normalerweise ragt nicht viel von dem, was aktuellpolitisch stattfindet, unmittelbar in das Alltagsleben eines Bürgers hinein. Anders war es für die Bürger West Berlins, Jahrzehnte lang verdammt dazu, direkt am Puls der Zeit zu leben. Umringt. Eingekesselt. Im Schatten einer Mauer, die allmählich eine geistige zu werden droht.

Dann dieses Ereignis, das Ende der deutschdeutschen Teilung. Es trifft uns ins Herz. Es versetzt unserem Leben einen Schlag. Plötzlich verrutscht die Perspektive. Auf einmal ist Scheinwerferlicht auf Verdrängtes gerichtet. Wir sind auf einmal in der Welt.⁷⁷

Für den einen ist es, als sei seine Brust angeschwollen und habe aus eigener Kraft die Fesseln gesprengt. Ausbruch. Freiheit. Für den anderen ist es das Verpuffen eines Traums, das Zersplittern eines Lebenskonstrukts, die Entlarvung einer Wahrheit als ungültig. Desorientierung. Entlassung in die Fremde.

Das sind Dimensionen, die wir damals in der ersten Erregung nicht einmal ahnten. Wir fahren an die Grenze, Pim und ich, die wir eigentlich auf dem Nachhausweg von der Tai Chi Stunde gewesen waren, und winkten denen zu, die lachend und rufend, viel Mann hoch in kleinen Trabis, uns entgegenfuhren. Wir hielten unsere Freudentränen nicht zurück.

251

Mein nächster Gedanke, als wir quasi zu uns kamen, war aber, eigensinnig, wie ich nun mal bin: Aufbau Verlag.

Ja, der Aufbau Verlag, der die DDR-Auflage meines ersten Romans⁷⁸ herausgebracht hatte. Ich dachte noch immer mit Sehnsucht an die *Jour Fixes* von damals zurück, an die tiefschürfenden Diskussionen mit ernsthaften Schreibern, an das Gefühl eines literarischen Zuhause, das mich erfüllt hatte.

Jetzt packte ich das Manuskript des Sri Lanka Romans, den ich gerade zu Ende geschrieben hatte, untern Arm und fuhr – ohne

⁷⁷ Ich habe 1989/90 von dieser "Welt" eher eine Flut von oberflächlichen medialen Kommentaren wahrgenommen, die über die DDR-Revolution und den Fall der Mauer ausgeschüttet wurden, insbesondere von den "führenden" BRD-Zeitungen (SPIEGEL, ZEIT, WELT) sowie ARD/ZDF. Zu großen Teilen bedienen sich die damaligen Artikel deutlich aus den jeweiligen Redaktionsarchiven. Die einzige deutschsprachige Zeitung mit durchgängig eigener Recherche und durchdachten aktuellen Schlußfolgerungen war damals die Tageszeitung (TAZ), die ja allerdings in (West-)Berlin ansässig war. – Uns für "die Welt" zu interessieren, war damals kaum Anlaß, dafür umso mehr für die hautnah stattfindenden Ereignisse: *eine Revolution in Deutschland ... und ihr Schicksal*. (Siehe auch mein Tagebuch aus dieser Zeit: ELSTERN IN BERLIN; Leipzig/Berlin 2014: A+C online)

⁷⁸ EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.

Passierschein, ohne Geldtausch – zum Bahnhof Friedrichstraße. Ich lief den Boulevard Unter den Linden lang zum Opernhaus und sah übers Grün des Bebel Platzes hinweg, wo Blücher, Yorck und Gneisenau mit großer Geste grüßten, in die Französische Straße. Wie oft war ich in den vergangenen Jahren genau da unter Rauchs bronzenen Generälen gestanden und hatte, in einer Art stiller Sehnsucht, auf das schmucklose, graue Gebäude mit den nüchternen Lettern: Aufbau Verlag geschaut?⁷⁹ Was war alles inzwischen passiert? Ein ganzes, neues Leben mit Tony war passiert.

Nun ging ich darauf zu. Und hinein.

Ich traf auf die Lektorin Almut Giesecke. Eine vortreffliche Lektorin. Meine Lektorin. In wenig mehr als zwei Wochen rief sie mich mit der Nachricht an, der Aufbau Verlag wolle meinen Roman in sein Programm aufnehmen: "JAHRHUNDERT DER HERREN". Der Beginn einer nicht nur befriedigenden, sondern einer hoch beglückenden Zeit in meinem literarischen Leben. Drei weitere Bücher habe ich im Aufbau Verlag herausgebracht, aber viel Gewinn habe ich ihm nicht beschert. Vorgreifend muss ich berichten, dass der ihm inzwischen wichtiger, ja allein wichtig ist. Leider ein Trend. Heute trifft man im Aufbau Verlag nicht mehr auf einen Verleger, sondern auf zwei Geschäftsführer. Die Lektoren haben zwar noch immer über die literarische Güte einer Arbeit zu urteilen, ob sie aber gedruckt wird, hängt nicht von ihrem, sondern vom Urteil der Buchhandelsvertreter ab, Verkaufszahlenbetreffend.⁸⁰ Da wäre zum Beispiel James Joyce auf der Strecke geblieben. Nicht, dass ich mich vergleichen wollte.

Nein, keineswegs.

⁷⁹ <https://www.aufbau-verlage.de/gruendung-der-stunde-null>

⁸⁰ Eine bis zum Klischee heruntergebrochene Behauptung, an der nur das stimmt, was Grundlage des Verlagsbuchhandels seit jeher war! Zweifellos gibt es Verlage, denen es ausschließlich um "Gewinn" (Umsatz) geht, der Aufbau Verlag gehört auch heute nicht zu ihnen.

UNERFORSCHTES GEBIET

Die ganze Zeit rede ich über mich. Verständlich zwar bei Autobiographischem. Nur kommen die Freunde, die Menschen, die in mein Leben hineingewirkt haben, ohne die es ein anderes, ein ärmeres geworden wäre, sie kommen zu kurz.

Da ist zum Beispiel Heidede. Sie ist Stadtplanerin, und deshalb gerade jetzt, als diese Stadt sich wieder um sein Zentrum legt, es ab- und umwickelnd einverleibt, tritt Heidecke entscheidend in unser Leben ein. Schon lange sind wir Freunde, haben sie im Garten ihres Elternhauses besucht, wo Nina, noch sehr klein, ihr allererstes Reit-Erlebnis hatte. (Nachhaltig. Heute hat Nina ein Pferd, ihr Lebenspartner ebenfalls, und zusammen im fernen Bayern reiten sie aus.)

Heidede kam auch seinerzeit mit Adolf, Mitbewohner der lustigen WG, zu der auch Oskar Pastior gehörte, uns sogar in Sri Lanka besuchen. Das war witzig. Wie in aller Welt die beiden in jenem zu Prohibition tendierenden Land zu den schönen Whiskeys, die sie uns mitbrachten, gekommen waren, war uns ein Rätsel. Jedenfalls leerten wir bei unvergesslichen, tief politisch analytischen Abendgesprächen so viele davon, dass unsere Wirtsleute in

The Beach Huts über die sich ungewöhnlich ansammelnden Flaschen unter unserem Bett erschrecken.

Sie wissen nicht, wer Oskar Pastior war? Bitte googeln. Noch besser: bitte seine Gedichte lesen. Kein Mensch konnte sie zwar so gut vorlesen wie er, diese lautmalerischen, Vokabeln in Phantasie-Worte eindrehenden, neuen Sinn gebenden Verse, aber vergessen zu werden, *alas, the way of all poets*, das verdient Oskar Pastior nicht.⁸¹

Die Stunde, die geschlagen hatte, erkennend, hatte Heidede mit sechs Kompagnons aus der Architektur Branche zusammen ein Wohnhaus in Prenzlauer Berg gekauft. Darin eine Wohnung zu mieten, bot sie uns an. Da es sich in Tonys Leben irgendwie schon immer gefügt hatte, dass er nur sieben Jahre in einer und derselben Wohnung lebt, und nun ausgerechnet das siebte Jahr in der Johann-Georg-Straße Ecke Kudamm angebrochen war, zogen wir in die Hufelandstraße, Ost Berlin.

Nicht ohne erhebliche Renoviererei, aber da ist Tony ja in seinem Element, und hier hatte er Raum, Raum, hochherrschaftlichen Raum in der Belle Etage eines veritablen Berliner Altbaus der Gründerzeit.

Unser Haus war stilgerecht wiederhergestellt worden, wie es sich von selbst versteht, wenn Architekten ein Haus kaufen. Aber von der schön geschwungenen Loggia aus schauten wir auf noch kriegsbeschädigte Fassaden vernachlässigter Nobelwohnbauten in unserer breiten, mit Bäumen, die überlebt hatten, besäumten Straße. Ein Hauch der Eleganz des Berlins der Jahrhundertwende wehte noch hier. Verblichene Schönheit einer gealterten Diva. Der Krieg hatte ihr die letzten, würdig zu feiernden Auftritte vermasselt.

⁸¹ <https://youtu.be/YzRcLknOQ9g>

Vier Jahrzehnte lang hat sie dann dulden müssen, wie ein grundprosaisches Regime ihr nach und nach das Lebenselixier aussaugt. Jetzt aber lief sie Gefahr, allzuplötzlich sich zu jung zu kleiden.

Oft gingen Gruppen kleiner Hortkinder vorbei, immer zwei und zwei Händchen haltend hintereinander, nicht sehr bunt gekleidet, überhaupt nicht laut, und von ihren Betreuerinnen in einem so harschen Ton befehligt, wie wir ihn schon lange nicht mehr gehört hatten. Wir waren ja West Berliner Kinderladen-Kinder gewohnt, die die sie betreuenden Eltern grad heraus als ihre Diener bezeichneten.

Schon bald versuchte ich im Laden an der nächsten Ecke einzukaufen, der eben noch ein HO gewesen war, aber die ziemlich fett-arschige einzige Angestellte sagte, ohne sich etwa von ihrem Sitz an der Kasse zu rühren, entweder *Ham wa nich'* oder *Iss nich' mitjekommm'* zu jedwedem Artikel.

Der Nachbar direkt über uns im Haus war ganz zufällig sehr oft grad dann im Treppenflur, wenn Baumaterial für Tonys neue Schränke und Regale geliefert wurde. Nach etlichen Wochen hielt er's nicht mehr aus und fragte direkt, ein wenig errötend: Wozu? Wozu bloß die ganzen Dachlatten, die vielen Spanplatten, Plexiglasrohre, Nirosta-Bleche, sogar Steinplatten? Dafür aber keine Möbel! Er habe kein einziges Möbelstück gesehen, nicht einmal ein Bett.

Mehr als einer der alten Freunde, die wir zu uns in die neuen Räume luden, gab zu, zum ersten Mal, und auch jetzt nicht unbedingt gern, nach Ost Berlin zu fahren. Wir waren so etwas wie Pioniere, Abenteurer, solche, die sich trauten. Tatsächlich befanden wir uns, was die Menschen anging, die Ost Berliner, auf unerforschtem Gebiet.

Angenehm anders als im Berliner-Schnauze-Berlin war der zurückhaltende aber zugängliche Umgangston mit uns Neuen. Unterschwellig empfindbar das ganz einfache Interesse an uns. Es war ein Fühler-Ausstrecken von Menschen, die unsere Werte erkennen wollten, unsere Überzeugungen hören wollten, die wissen wollten, wie wir ticken. Wohlwollend. Akzeptierend. Sozial.

Gewiss lag das auch mit an unserer eigenen Haltung ihnen gegenüber. Manch ein anderer Westler, der es in dieser Zeit gewagt hat, in die alte DDR überzusiedeln, hat spontanen Argwohn und Ablehnung erfahren, Feindseligkeit von Anfang an. Wir nicht.

Vielleicht haben wir eine Sorte von Offenheit dem Unerforschten gegenüber, die aus unserem "Migrationshintergrund" her stammt. Wir sind Kinder aus anderen Ländern. Wir haben anderthalb Jahre in Sri Lanka gelebt, waren bereit dort zu bleiben. Wir haben eine Art Demut dem Fremden gegenüber. Eine solche Haltung hat unerforschte, ja vielleicht sogar ungeahnte Vorteile auf unserem globalen Globus.

Wie rasch sich der Prenzlauer Berg zu ändern begann, erlebten wir live. Renovierte Fassaden, neue Läden, höhere Mieten. Bald zu hoch für die Ureinwohner, die nach und nach auszogen. Austausch der Bevölkerung. Immer schicker wurde es um uns herum, immer bunter, lauter, voller, teurer.

Unsozialer.

Die Miete stieg und stieg. Auch für uns war sie bald zu hoch.

Was tun?

MODERNE ZEITEN

Ob Charlie Chaplin über die Jahrtausendwende 1 auf 2 einen Film gemacht hätte? Komik genug war ja dabei. Bereits seit Wochen schlugen die Medien Alarm. Es hieß, dass alle Computer, alle, von der letzten Sekunde 1999 auf die erste Sekunde 2000 verrückt spielen würden. Womöglich würden sämtliche Daten dieses unseres digitalen Globus ganz verschwinden. Alle Heizungen ausfallen gar. Da kaufte ich glatt, aus Angst zu erfrieren, einen Petroleum Ofen. Wirklich. Kein Witz. Ich bin ein Kind des tiefen Südens. Ich mag es warm. Die festlichen Festtage fielen in dem Jahr wenig besinnlich oder genussreich aus, stattdessen kopierten wir tagelang Dateien auf externe Festplatten, ohne zu wissen, ob nicht auch die plötzlich unentzifferbar sein würden. Ich druckte, Papier ist Papier, gesammelte Werke aus, auch gesammelte Entwürfe für Werke, sogar gesammelte Ideen für Entwürfe für Werke ...

Poohf! Nix passierte. Silvesterkuss und gut war's.

Nein, gut war es nicht. Wir schauten uns an, Champagnerschale noch in der Hand, und dachten darüber nach, wie sich die Lebensbedingungen entwickelt hatten, darüber, was für ein Jahrhundert uns in Wirklichkeit winkt. Denn fundamentale Veränderungen, die nicht nur uns betrafen und treffen, hatten sich schon lange bemerkbar gemacht. Sie hatten so allmählich stattgefunden, so *peu à peu*, dass man die Konsequenzen nicht hatte voraussehen können. Wirtschaftliche und deshalb auch gesellschaftliche Konsequenzen von umwälzender Natur.

Die Automobile produzierenden Firmen, von denen Tonys Konstruktionsbüro als Zulieferer lebte, hatten begonnen, auf digitale Arbeitsweise umzustellen. Sie entwickelten langsam, jede einzeln, eine eigene Software. Selbstverständlich musste also, wer für sie Konstruktionspläne fertigen wollte, die jeweils firmeneigene Software kaufen und Mitarbeiter ausbilden lassen, damit umzugehen. Also einmal das Ford Programm, einmal das Opel Programm, und so weiter und weiter, jeweils eine Investition so um die fünfzigtausend D-Mark.

Damit aber nicht genug, jetzt konnte es sein, dass die gesamte Investition für die Katz gewesen war. Denn die Aufträge kamen nun nicht mehr als Auftrag an das eine Konstruktionsbüro, sondern als Ausschreibung an etliche gleichzeitig. Man konnte also ins Blaue hinein komplette Pläne zeichnen, was jeweils viele verdienstlose Arbeitswochen in Anspruch nahm, und am Ende leer ausgehen. Man war gezwungen, die Kostenvoranschläge am untersten Limit zu halten, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Sprich: weniger Lohn für jeden, um überhaupt Arbeit zu haben.

Es ging Tonys Firma dem entsprechend. Bisher war er gewohnt, allein zuhause an seinem Zeichenbrett zu arbeiten. Nun war das nicht mehr möglich. Die Arbeit fand am Bildschirm statt, im Büro

im Team, wo der notwendig gewordene sofortige Austausch von Mann zu Mann nur stattfinden konnte. Morgens und abends fuhr Tony jetzt länger als eine Stunde durch den dicken Berliner Berufsverkehr von Prenzlauer Berg nach Moabit hin und zurück. Gerädert kam er heim, den bitteren Nachgeschmack vom Büro-Kaffee im Mund, die ganztägliche Radio-Dudelei im Ohr, die immer gleiche Bürohänserei auf den Nerven ... Ich weiß, ich weiß, das ist das täglich Brot von Millionen Menschen. Das macht es aber auch nicht besser.

Tony war nicht angestellt. Er war freier Mitarbeiter geblieben. Immer öfter rief man ihn nun an, er brauche heute nicht zu kommen. Dann war wieder einmal ein Auftrag geplatzt. Langsam ging dem Büro die Puste aus. Uns fehlten die Einkünfte.

Nicht nur Tonys Einkünfte. Langsam auch meine. Nämlich die vom Rundfunk, dem heimlichen Ernährer aller schreibenden Belletristiker. Der Rundfunk fand immer weniger Sendezeit für Literatur. Erst verbannte man Kulturprogramme in den späten Abend, wohl in der Annahme, dass Kulturliebende eh keine Frühaufsteher, sondern Nachtschwärmer seien.⁸² Dann strich man solche Sendungen ganz, eine nach der anderen, wohl in der Annahme – , ja, welche Annahme? Dass sie eh langsam aussterben, die Kulturliebenden? Und das man diesen Prozess noch beschleunigen könnte, indem man ihnen die Nahrung verweigert?

Vier, fünf Jahre schreibe ich an einem Roman, bevor ich ihn zu meiner Zufriedenheit beenden kann. Ich war es gewohnt, während dieser langen Zeit Auszüge aus der Arbeit als Rundfunk-Sendung unterbringen zu können. Die Honorare waren gut. Meist wurde ein Beitrag auch von anderen Sendern übernommen und brachte also fast doppelt ein. Zudem lese ich gut und auch gern. Ich konnte

⁸² Möglicherweise auch in der Annahme, daß "Kulturliebende" tagsüber Geld verdienen (müssen).

selber Sprecherin sein, was auch honoriert wurde. Obendrein wurde einem jede Sendung von der Verwertungsgesellschaft WORD vergütet. Dies alles fiel nach und nach weg.

Die Miete stieg und stieg. Irgendwann kam der Euro dazu, und man konnte gar nicht mehr richtig rechnen. War's das Doppelte oder die Hälfte?

Was hatten wir für Ressource? Ich konnte kochen, Tony gestalten. Und wir hatten gute Freunde. Künstler Freunde.

BESINNUNG

Bevor ich aber verrate, wie genial wir diese Ressourcen zum Einsatz brachten, möchte ich einen Moment innehalten, um an Menschen zu denken, die mir viel bedeutet haben.

Alf Depser zum Beispiel. Er ist der Vater von Bärbel, Tonys erster Frau, und in dieser Rolle habe ich ihn kennengelernt. Tony und Bärbel waren noch nicht lange getrennt, als er eines Tages unangemeldet in Tonys Wohnung erschien. Ein schmaler Mann mit silbergrauem Spitzbart und einem fast bübischen Lächeln. Am auffallendsten: der scharfe Blick, aufrichtig, freimütig. Er war gekommen, um Tony zu bitten, seine Tochter nicht ganz aus den Augen zu verlieren, – er, der so gut für sie gesorgt habe, dessen Stärke und Urteilskraft sie noch immer brauche, zu dem er Vertrauen haben könne, denn er selbst wohne so weit weg auf Juist, und jemand müsse doch für Bärbel da sein, wenn sie jemanden brauche.

Es war ein Moment gemischter Gefühle. Einmal waren seine Worte eine Bestätigung der Charaktereigenschaften, die auch ich in Tony erkannte. Ich fand die Geste eines besorgten Vaters auch rührend. Aber Bärbel, das wusste ich, konnte sehr gut auf sich selbst aufpassen. Sie hatte die Stärke gehabt, derer es bedarf, eine harte Entscheidung zu treffen, die Entscheidung, nach zehn Ehejahren loszulassen. Eine Entscheidung, die sowohl mein als auch ihr Glück bedeutete. Denn sie fand dann den Partner, der für sie richtig ist.

Alf Depser war ein Künstler von Rang. Erst später lernte ich seine Arbeit kennen, die präzisen Zeichnungen, die so wundervoll leicht dahingehauchten Aquarelle, die ausdrucksstarken Holzschnitte, die feinlinigen Skizzen. Er lebte bescheiden und zurückgezogen im ältesten Haus auf der Nordseeinsel Juist, sehr auf den Wert von Ursprünglichkeit bedacht. Er hatte große Achtung vor der Natur, die Art von Achtung, die an sich schon ihre Erhaltung bedeutet. Darum lag er im Clinch mit Naturschützern, deren Maßnahmen oft genug zu spät als kontraproduktiv erkannt werden.

Über Alf Depser hat Tony einen Super-8 Film und auch ich einen Kurzfilm für den SFB gemacht. Hat beides nicht geholfen. Kaum einer kennt ihn noch.

Oder Hilla Seelig? Zu früh gestorben. Ich habe sie in der Casa Baldi kennengelernt, wo wir zur gleichen Zeit, dank Stipendien, ein Vierteljahr arbeiten durften. Das schlichte weiße Haus steht hoch auf dem Hang von Olevano Romano bei Rom. Im Wohnzimmer tiefe, alte Polstermöbel vorm Kamin. Da tranken Tony und ich am Abend ein Glas Wein, als sie hereinkam, das kurze Haar vom Wind zerzaust, eine große knochige Frau mit markanten Gesichtszügen, ungeschminkt, lockeres Wollenes in Brauntönen an. Sie holte sich ungeniert ein Glas, setzte sich dazu, erzählte los von ihren Spaziergängen durch den Ort, von den Einwohnern, mit denen sie sich angefreundet hatte, von ihrer Arbeit als Weberin, von ihrer Reise nach Südamerika, der Webkunst dort, den traditionellen Naturdrogen und ihrer Wirkung.

Hilla hatte vier Söhne und einen Mann, der sie für eine jüngere verließ.

Gespräche mit Hilla kreisten immer um die Vereinbarkeit von Leben und Kunst. Kann ein Künstler ein normales Leben führen?

Muss er nicht viel eher ausschließlich seiner Kunst leben? Ist ein Künstler normal? Was ist "normal"? Gespräche mit Hilla kamen nie zum Schluss. Es gab keinen Schluss für solche Gespräche. Sie drangen immer tiefer, immer tiefer ein. So sind auch ihre Web-Objekte. Ineinander greifende Strähnen. Um sich selber windende, aus sich selbst heraus werdende Stränge. In immer feinere Netze übergehend. Zu immer stärkeren Einzelgängern sich entwickelnd. Man kann sich darin verlieren. Man kann sich darin finden.

Ich denke, sie starb an gebrochenem Herzen. Ich vermisse sie sehr.

Myra Warhaftig, Architektin. Das war eine Frau, die sich dem, was sie tat, ausschließlich und ganz widmete. Klein, behende, intensiv, ja hart. Manchmal zog sie neckische Schuhchen an oder trug eine süße Tasche, die überhaupt nicht zu ihr passte.⁸³ Geboren in Israel, hatte sie lange in Frankreich gelebt, bevor sie nach Berlin zog. Eine Frau von Welt also, die aber enge Ansichten dazu behielt, was richtig und was falsch sei. Wir führten Streitgespräche. Kontrovers. Jede von den eigenen Argumenten überzeugt. Was die Politik Israels betrifft, stimmten wir nie überein, aber unsere Debatten führten wir so leidenschaftlich irrational, wie das Juden halt tun, wenn sie über Juden reden.

Myra hat geforscht und gebaut. Sie hat das erforscht, was jüdische Architekten, die es geschafft hatten, aus Nazi-Deutschland nach Israel auszuwandern, dort gebaut haben. Jahrzehnte lang arbeitete sie eifrig, akribisch, manchmal penetrant, aber immer voller Hingabe an diesem Projekt. Ein bemerkenswertes Buch ist daraus geworden und ein Verein, der weiter forscht.

⁸³ Wer entscheidet das?

Der Verein steht unter Leitung von Jutta Sartory, einer Frau von vielen Fähigkeiten. Unter anderem macht sie Filme zusammen mit dem Kameramann und Filmemacher Ingo Kratisch.

Über viele Jahre haben wir mit ihnen und Myra am ersten Tag von *Passover (Pessach)* ein traditionelles *Seder-Dinner* gefeiert mit *gefielter Fisch*, Hühnersuppe und *Knaidalach*, *Möhrenzimmes* und dem sehr süßen *Grape Wine*, den jüdische Kinder als ersten Schluck Alkohol überhaupt bei diesem Fest nippen dürfen.

Zu unserer Runde gehört auch Rolf Langebartels, der ein Künstler mit Klang ist. Er gestaltet mit selbstentwickelten Gegenständen Klanglandschaften von überraschender Schönheit.

Freunde die uns viel bedeuten.

In Berlin hat Myra ein Wohnhaus gebaut. Zentral in jeder Wohnung ist eine offene Küche, von der aus frau am Leben teilnehmen kann. Die Wohnung riecht nach Essen, rümpften Kritiker die Nase. Da haben wir zusammen gelacht, was wohl die Leut so kochen, nach dem es nicht riechen darf.

Mir war Myra eine Freundin im wahren Sinn des Wortes.

Der wahre Sinn eines Wortes, das wäre ein Thema für Christiane Hein gewesen. Kennengelernt haben wir uns bei einer Tagung in Essen, auf der mein Wintermantel gestohlen wurde. Ja, geklaut, einfach so aus der Garderobe heraus: mein grauer, mit Persianer Fell gefütterter Ledermantel, meine zweite Haut, meine Investition fürs Leben, die ich mir nie wieder leisten können: WEG! Mitsamt der kecken weißen Fliegerkappe, die in der Tasche steckte! ich bin, Jahrzehnte ist das her, noch immer untröstlich.

Christiane war die Frau des Schriftstellers Christoph Hein, der bekannter ist, als sie es war, obwohl ihre Arbeiten es ebenfalls

verdient hätten. Sie hat Reportagen für den Funk geschrieben, einige fürs Fernsehen. Außergewöhnliche Reportagen, denn Christiane besaß die seltene Fähigkeit, Menschen beim Interview so zu befragen, dass ihre Aussagen zusammenhängend, logisch nachvollziehbar und vollständig ausfielen. So konnte sie, als Fragerin, in den Hintergrund treten, ja, ganz verschwinden. Man hört keine Frage. Die Menschen erzählen frei.⁸⁴

Unvergessliche Christiane-Geburtstagsfeiern haben wir im Hof ihres Hauses in Schuckmannshöhe miterlebt. Juli. Lange Brettertische. Harte Bänke. Christiane, farbenfroh, locker, Baumwolle und Strick, brünette Strähnen in der Brise, läßt Christoph den großen Topf ihrer famosen Gulaschsuppe bringen und auf die Feuerstelle setzen. Er selber backt in seiner Brotmaschine Brote. Viele Menschen. Die Söhne. Die Brüder. Befreundete Schriftsteller, Verleger, Künstler. Deren Partner und Kinder ...

Umgekehrt war es bei Fred Wander, deren Frau Maxie, als ihr Buch "Guten Morgen, du Schöne" erschien, urplötzlich Bestseller Listen erklomm und sie weit bekannter wurde als er selbst mit einem literarisch wie zeitgeschichtlich so wertvollen Buch wie "Der siebente Brunnen". Fred Wander war "ein Überlebender". Niemand hat das Menschliche mitten im Unmenschlichen so scharf treffend, so tief rührend, so herzerreißend voller Humor beschrieben wie er in diesem Buch. Der Mann selbst war so mehrfach gebrochen, dass er nur biegsam wie ein Weidenzweig hat wieder zusammenwachsen können. Die Stimme mild und leise. Der Blick verletzt, verstehend, vergebend.

Ihre kleine Tochter hatten sie durch ein unerklärliches Nachgeben der Spielgruben-Sandwand verloren, Fred und Maxie. Sie geht

⁸⁴ <https://www.freitag.de/autoren/dieter-jost/mehr-wissen-wollen>

fröhlich spielen. Sie kommt nie zurück. Darüber hinwegzukommen, das ist nicht möglich.

Fred verstand den Verlust als eine Bestrafung, eine Strafe des Gottes, an den er nicht mehr glaubte, dafür dass er überlebt hatte, und darüber hinaus dafür, dass er seine Frau für Maxie verlassen hatte. An deren unerträglichen Leiden und Schmerz seien er und Maxie schuld. Sie hätten ihrer heftigen Leidenschaft füreinander nachgegeben, einem minderen Wert als die Ehe, der gegebene Schwur.⁸⁵

Die Gespräche darüber bleiben im Gedächtnis. Die religiös aufoktroyierte Moral. Der ihr innewohnende Widerspruch zur Natur des Menschen. Die Irrationalität des Seelischen. In einem Roman, der noch nicht veröffentlicht worden ist, lebt der Vater meiner Hauptfigur in einem solchen Glauben an den Fluch eines Gottes, der straft bis in das dritte und vierte Glied.

Daran zu glauben ist an sich der Fluch.

Stark im Gedächtnis blieb auch Heinar Kipphardt, und das obwohl ich ihn nur zwei, drei Mal traf. Zusammen mit Gerd Fuchs und Uwe Timm hatte er einen Verlag gegründet, die "AutorenEdition", dessen Herz und Mittelpunkt er war. Ich hatte ihm meinen Roman "ICH, ALLEIN" angeboten, also lud er uns ein, für die Übergabe des Manuskripts, nach Fraunberg zu kommen, wo er mit seiner Frau Pia in der umgebauten Strommühle Angelbruck wohnte.

Ja, es gab Manuskripte in jener vorsintflutlichen, RAM-Disk-losen, erst recht: USB-Stick-losen Zeit. Auf unseren Autoreisen hatte ich stets und immer das Manuskript meines jeweiligen Work-in-progress unterm Nebenfahrsitz. Verließen wir das Auto,

⁸⁵ vgl. seine Erinnerungen: DAS GUTE LEBEN (München/Wien 1996)

um in ein Café oder Restaurant zu gehen, nahm ich es mit unterm Arm. Ich hütete es, denn es gab nur eins davon. Eins.

Nie habe ich das Schicksal von Thomas Carlyle vergessen, dessen handgeschriebenes Manuskript der Geschichte der Französischen Revolution von der Putzfrau des designierten Verlegers als Abfallpapier ins Kaminfeuer geschmissen wurde. Der gute Mann setzte sich hin und schrieb über die nächsten zwei Jahre die ganze dreibändige Geschichte noch einmal.

Mein Manuskript brachte ich heil zu Heinar Kipphardt hin, der uns an der Tür begrüßte und gleich – zehn Uhr morgens – ein Glas Whisky anbot, Menschenkenner, der er war. Eine zugleich ernste und heitere Natur. Ein zugleich kenntnisreicher und neugieriger Gast. Das seltene, sehr wohltuende Gefühl, verstanden zu werden, hatte ich.

Das Buch hat die AutorenEdition auch herausgebracht.

Eines Abends, wir erwarteten Dinner-Gäste, rief Heinar Kipphardt an. Er sei in Berlin, hätte den Abend frei, ob wir uns treffen wollten? Aber JA, er solle nur zu uns kommen, wir decken noch einen Platz!

Was für ein Abend. Wir erzählten, hörten zu, lachten und freuten uns des Lebens bis spät. Guten Whisky hatten wir auch parat.

ARTS AND EATS

Aber genug der Nekrologie. Wir wollen Essen! Denn mit Essen, mit Kochen haben Tony und ich versucht, unsre aktuelle Finanzsituation zum Guten zu wenden.

Gut kochen, schön essen, kurz: die Kultur des Kulinarischen, sie gehört für mich, und dank der Götter auch für Tony, zu den höchsten Gütern, denn sie betrifft alle Phasen des Menschseins unmittelbar. Sie berührt den Geist, regt die Vorstellungskraft an, erfreut das Gemüt. Beim Kochen beschäftigt man alle Sinne. Und man schärft die Sinne, wenn man kocht.

Außerdem ist die Vorbereitung einer Mahlzeit ein Akt der Liebe. Zusammen zu essen ist zusammen zu sein. Ist man allein und isst man allein, gilt diese Maxime nicht minder, denn für sich selbst zu kochen ist zugleich Ausdruck und Erhöhung des Selbstwertgefühls.

Treu diesem Credo liegt nichts näher, als einen Salon ins Leben zu rufen, einen Salon mit Essen, Trinken und Kunst, eine ganz kleine Version der Salons der Jahrhundertwende. Zumal wir ja in einem Haus der Jahrhundertwende wohnten.

Die lange Wand des Berliner Zimmers hatten wir von vorn herein freigelassen, in der Absicht, sie immer wieder neu zu besetzen, mal ein Bild zu hängen, mal aktuelle Fotos, in Saison vielleicht die

große, hohe Vase mit einer Sonnenblume ... Das war eine Hommage an Gepflogenheiten der Japaner, die ein Bild mal eine Weile als geschlossene Rolle an der Wand hängen lassen, um es, aufs Neue heruntergelassen, neu zu sehen. Oder wie es Tony, weniger hochtrabend, sagt: *Alles isch bloss a Weile schee.*

Im schönen Drei-Fenster-Erker dieses Durchgangszimmers stand der Eßtisch. Sonst im Raum nichts als die Marmor beplattete Anrichte. An der kurzen Wand hingen halbrunde Schränkchen, hinter deren metallenen Rolllüren das Geschirr Platz hatte. Es war ein großes Zimmer und praktisch leer. Man hatte das Gefühl, es majestätisch zu durchschreiten auf dem Weg vom Wohnzimmer in die Küche. Man ahnte, wie es sei, in bodenlangen Roben aus schwerer Seide gekleidet zu sein, die einem leicht hinterher rascheln. Zu großen Gesellschaften lud der Raum geradezu ein.

Wir stellten uns vor, für acht Personen – so viele passten um den ausgezogenen Tisch – ein erlesenes, mehrgängiges Menü zuzubereiten, an der langen, leeren Wand eine Ausstellung zu präsentieren, den jeweiligen Künstler anwesend zu haben, und dafür einen Preis mit bescheidenem Gewinn auszusetzen. Der Künstler selbst würde nichts zahlen. Das Essen wäre sein Honorar. Auch wir wären mit am Tisch. Ein kulturell, kulinarisch und künstlerisch schönes Ambiente. Lange genussreiche Abende. Ausgesuchte Gäste, die ganz gelassen, Cocktailglas in der Hand, die Ausstellung betrachten. Beim zweiten Cocktail dann am Tisch, der bereits mit hors d'œuvres gedeckt ist, erste Fragen an den Künstler, das beginnende Tischgespräch. Natürlich würde das Abendessen perfekt sein. Jeder Gang eine Steigerung.

“ARTS AND EATS FOR 8 AT 8” war geboren. Freunde reagierten enthusiastisch und erwartungsfreudig auf unsere Idee. Also fingen wir an, listeten erstmal Künstler auf, die wir gut kannten. Es sollten

nicht nur Bild-Ausstellungen sein, mal eine Lesung, eine Film-Vorführung, eine Performance ... Wir stellten Gruppen von Gästen zusammen und wählten die Weine dazu, alles erstmal als Plan, dann aber bald als Realität.

Entscheidend würde sein, das wussten wir, die Zusammenarbeit von Kochen und Servieren. Es musste alles wie ein Uhrwerk ineinander greifen. So, als hätten wir Souschefs, Küchengehilfen und Kellner. Unverdrossen übten wir, machten erste Kalkulationen, schrieben, druckten und verschickten briefliche Ankündigungen mit dem ansprechenden Logo, das Tony entwarf. Eine aufregende Zeit. Vorbeginn eines Wagnisses. Eine Reise ins Unbekannte, die uns alles abfordern würde. Mit nur einer längeren Unterbrechung dauerte diese Reise drei anspruchsvolle, erfüllende Jahre.

Ein Menu:

Cocktail "Rendezvous"
Prosciutti umwickelte, Ingwer gefüllte Scampi
Consommé mit Manzanilla Sherry und verlorenem Wachtel Ei
Mushroom Bread
Gensinger Goldberge, Kerner trocken, Auslese 1997
Rheinhessen
Tilapia Filet in Folie mit Thymian, Tomaten und schwarzen Oliven
Weißwein Sorbet
Rehkeule rosa, erster Brandenburger Abschuss der Saison
Sahne Polenta
Les Jamelles, Merlot 1998, Vin de Pays d'Oc
Salat aus frischem Spinat mit Bacon und Gorgonzola Croutons
Babas aux Calvaços
Kaffee
Marokkanische Butterkekse

Es gab Lesungen: Christoph Hein, Paul Schuster, Ruth Fruchtmann, Klaus Stiller, Richard Hey, Esther Dischereit und mehr –

Es gab Filme: Ingo Kratisch, Simone Bergman, Peter Stripp (Multitalent, der an einem anderen Abend seine Bilder ausstellte) –

Es gab eine Tanz Vorführung von Bettina Mainz –

Es gab eine denkwürdige Ausnahme, die mittags und an einem Sonntag stattfand, dem 75sten Geburtstag von Albert Kierzek zu Ehren, der seine Wein und Spirituosen Handlung durch vierzig DDR Jahre hindurch in Privatbesitz gehalten hatte wie seine Eltern und die Ihren vor ihm. Dazu luden wir auch Griet und Wilfried Schramm, denen das gleiche Glück mit ihrer Obst und Gemüse Handlung beschert gewesen war. Es waren unsere ausgesuchten Lieferanten. Tony hängte sein Ausstellung "Exotische Augenblicke" mit Aquarellen aus Sri Lanka wieder aus, ich las aus "JAHRHUNDERT DER HERREN", die Unterhaltung war lebhaft: koloniale Strukturen, autoritäre Strukturen, sogenannte demokratische Strukturen und das Leben der Menschen überhaupt in Strukturen. Ursula Kierzek, die Tochter des Jubilars, die inzwischen mit eigenem Charme und Können den Laden schmeisst, hatte die Feier angeregt. Bemerkenswert, wie um den Tisch das Alter ebensowenig eine Rolle spielte wie die Herkunft. Ein Volk eben.

Manche Gäste meldeten sich beim einen Abend gleich für den nächsten oder übernächsten an. Eine der Vierergruppen wollte sogar immer wieder in gleicher Zusammensetzung kommen. Zu ihr gehörten die Schauspielerinnen Uta Hallant und Lieselotte Rau, unsere treuesten Arts-and-Eatserinnen.

Uta Hallant und ich kannten uns, bevor wir uns kennenlernten. In der pekuniär sorgloseren Zeit, als der Funk viele meiner literarischen Arbeiten sendete, gab es Sprecherinnen bei deren

Interpretation meiner Worte ich mir die Ohren zuhalten und schreien wollte. Aber es gab zwei Ausnahmen: Helgard Bruckhaus und eben Uta Hallant. Ich kannte sie nicht. Ich wusste nur, dass sie mich in einer Tiefe versteht wie kaum eine andere. Wann auch immer ein Beitrag von mir angenommen wurde, bat ich den Redakteur, sie zu engagieren. Dann eines Abends, es war oben in der Mansardenwohnung von Peter Stripp, der zu der Ausstrahlung eines seiner, in der Fernseh-Landschaft so herausragenden, Filme eingeladen hatte. Viele Menschen rumorten, Glas in der Hand, herum, lachend und redend. Auf einmal hörte ich aus dem Nebenzimmer eine Stimme, die ich als ihre erkannte. Ich ließ meine Gesprächsrunde kurzerhand stehen und steuerte auf diese Stimme zu. Die Frau, der sie gehörte, drehte sich plötzlich um und kam glückstrahlend auf mich zu. Sie sind Jeannette Lander, sagte sie. Ja, und Sie sind Uta Hallant.

Eine Freundschaft über die Jahre und bis heute. Uta Hallant habe ich viel zu verdanken. Sehr viel.

Was unsere kulinarische Eskapade betrifft, wir steigerten uns hinein, servierten anspruchsvolle Speisen, kredenzten hochwertige Weine, rundeten mit kostbaren Schnäpsen ab. Einmal erhöhten wir notgedrungen den Preis, aber allmählich reichte es nicht. Für uns beide, für unser Leben, ist es eine unbezahlbare Bereicherung gewesen, allein die Zusammenarbeit, das Kommunizieren ohne Worte, den absoluten Verlass auf einander ...

Aber, wie schon erwähnt: *Alles isch bloss a Weile schee* -

MARIA NAGAR

Tonys Schwester Maria wollte, dass er eine Kirche für sie baut, eine Kapelle, in der die jungen Mädchen und alten Frauen in ihrer Obhut beten könnten. Sie hatte über viele Jahre und gegen alle Widrigkeiten langsam ihr Herzensprojekt realisiert, ein kombiniertes Waisenhaus und Altenheim in Indien zu gründen. Und es war schwer gewesen, eine Prüfung, denn der Orden der Dominikanerinnen, dem sie als Nonne fünfundzwanzig Jahre lang angehört hatte, verweigerte ihr die Erlaubnis für ihr Projekt.

273

Blühende siebzehn Jahre alt war sie gewesen, als sie das klösterliche Gelübde abgelegt hatte.. Vierzig war sie, als die Kirche ihr endgültig verbot, ihr Werk weiter zu führen, ihr befahl, es in die Führung der Kirche zu übergeben und selbst nach Konstanz ins Kloster Zoffingen zurückzukehren.

Ich habe es lange nicht verstanden. Warum nur? Maria hatte selbst eine Spendengemeinde aufgebaut, alles Geld selbst gesammelt, nacheinander die zusammenhängenden Grundstücke gekauft, die Häuser nach eigenen Plänen darauf bauen lassen, die Kinder übernommen, ihnen ein Heim gegeben ... Mehr als ein Jahrzehnt hatte sie im Namen der Kirche gearbeitet. Und nun sollte sie die Hände in den Schoß legen, ihre Vision ausblocken aus ihrem Kopf, nur beten und singen und alt werden in ihrer unbeheizten Zelle.

Es ist einer der wichtigsten Teile meines Lebens, Marias Kampf mitgekämpft zu haben, erst im Geiste und dann in der Tat. Denn sie hat lange mit sich ringen müssen, bevor sie sich entscheiden konnte, um Dispens zu bitten, ihr Habit abzulegen, das Kloster und damit das Leben, das sie für die Ewigkeit hatte führen wollen, zu verlassen. Beide Eltern und etliche der neun Geschwister sahen den Schritt als Verrat an sich selbst und am Glauben an. Zwei ihrer Schwestern aber unterstützten sie. Und Tony auch.

Maria entwarf und nähte sich ein eigenes Habit in der Art eines Saris in himmelblau. Sie bedeckte weiterhin den Kopf, denn als Nonne verstand sie sich und als Nonne lebte sie. Fünf alte Frauen und 35 Mädchen, entweder Waisen oder Kinder mittelloser Eltern betreute sie inzwischen in ihrem Heim "Maria Nagar". Tonys Kapelle sollte der krönende Abschluss der Bautätigkeiten sein.

Er war schon etliche Male hingeflogen. Nach Indien, Kerala, und über Land in den hochgelegenen Ort Kumily, wo es stand...

Ich unterbreche das Schreiben von Erinnerungen kurz, um den heutigen Abend zu schildern, Sonntag, 26. Januar, 2014.

Claudio Abbado zu Ehren, strahlt ARTE Mozarts Requiem d moll unter seiner Führung aus. Es spielt das Festival Orchester Luzern.

Ein schier unglaubliches Konzert. Wir haben die Flasche Cabernet Sauvignon, die Marcel uns geschenkt hat, aufgemacht, lehnen uns zurück, als Abbado den Taktstock hebt und eine Musik einsetzt, die uns voll in ihren Bann zieht.

In den letzten "Heute Nachrichten": Hunderttausend ukrainische Menschen füllen wütend die Straßen und Plätze. Aus den zerbombten Ruinen Syriens flüchten Millionen, in Hunger und Not. Nepalesische Arbeiter sterben für den Bau eines

Fußballstadions in Katar. Sinnloser Bürgerkrieg wütet inmitten Afrikas. Ägypten liegt nach wie vor in Chaos und Gewalt. Potentielle Selbstmörderinnen bedrohen die Olympischen Winterspiele. Aufgeblasene Reden nichtssagender Politiker allenthalben. In Amerika und Israel, meinen beiden Nicht-Heimaten, werden Nicht-Weiße, Nicht-Juden ihrer Rechte beraubt.

Als der letzte Ton verklungen ist, verharrt Claudio Abbado Minuten lang, bewegungslos schweigend, in Dankbarkeit. Stille im Saal. Auch wir sind still, schauen uns mit feuchten Augen an, haben kaum einen Schluck Wein genommen die ganze Zeit.

Aber, zurück zu Maria und der Kirche. Tony, der neben der Arts and Eats Abenden her intensiv am Entwurf und an den Plänen gearbeitet hatte und etliche Male ein, zwei Wochen in Indien auf der Baustelle gewesen war, konnte mich endlich einladen, zur Einweihung seiner Kapelle mitzukommen. Fotos aus verschiedenen Bauphasen hatte ich bereits gesehen. Da klettern dünne Männer windschiefe, mit Schnüren zusammengebundene Bambusgerüste hoch, als gebe es überhaupt kein Gesetz der Gravitation, und setzen eine wunderschöne Kirchturmspitze auf.

Die sehe ich wieder in natura, als wir in den wackligen Dreiradrikscha auf den Weg einbiegen, der zu Maria Nagar hochführt. Die ausladenden Zweige der Kaffeebäume rechts und links reichen bis in unser fensterglasloses Gefährt. Sie stehen in voller Frucht mit Dolden roter Bohnen.

Ich rieche Eukalyptus, einen Duft, den ich kenne aus lange vergangenen Tagen am Pazifik in Monterey. Ich rieche Magnolien, einen Duft den ich kenne aus lange vergangenen Tagen in Hammond am Golf von Mexico. Am Indischen Ozean bin ich. Die Gewässer des Lebens.

Wir halten im Innenhof von Maria Nagar. Eine Traube von Kindern bricht aus und umringt uns. Sie legen uns Blütengirlanden um den Hals. Sie singen Willkommen. Sie nehmen uns die Taschen ab, nehmen uns an die Hand, führen uns kichernd und tuschelnd durch Gänge zu unserem Zimmer.

In den Tagen, die folgen, lerne ich die Wunder kennen, die eine einzige Frau vollbringen kann, wenn sie von ihrem Willen erfüllt ist und ihrer Kraft vertraut.

Eine Mini-Landwirtschaft. Eine Kuh, ein paar Schweine, Bio-Gas für die Küche, Federvieh. Maniok wird angebaut, Pfeffer geerntet, getrocknet und verkauft. Frisches pflückt man im Garten, Gemüse und Kräuter. Es gibt etliche Gebäude, Schlafsaal, Eßsaal, Sanitär, Alten- und Gästeräume. nun auch die Kapelle, wunderbar gelungen. Sie verleiht der schlicht gehaltenen Anlage den Glanz der Vollendung. Kaum zu glauben, dass Maria hier mit einer einzigen Hütte anfing, die halb verfallen war.

Sehr früh morgens, bevor die Schule anfängt, fegen vier Mädchen den Hof. Andere wischen, bis sie glänzen, die Pflastersteine der Wege.

Sie stellen uns eine Kanne Kaffee auf den Tisch vor die Tür. Dann sammeln sie sich alle, in Schuluniform, mit Ranzen auf dem Rücken und einem Tüchlein in der Hand, mit dem sie uns winken, als sie losgehen, alle auf einmal, uns zurufend: We're going to school, Good bye. We're going to school.

Sonst würden sie nicht in die Schule gehen, diese fröhlichen Mädchen. Sie sind Waisen, Halb-Waisen, mittellos. Die in Indien obligatorischen Schuluniformen läßt Maria nähen, besorgt die vorgeschriebenen Lehrbücher, stellt Hefte und Schreibmaterial zur Verfügung. In Maria Nagar gibt es ruhige Studienräume für die

Hausaufgaben. Wenn aber eins der Mädchen die Schule nicht schafft? Wenn es einfach das, was gefordert wird, nicht bringt? Dann gibt es Gespräche mit Maria, um den Weg herauszufinden, zu dem es die Fähigkeit hat. Marias Ziel: ein jedes Mädchen so auszubilden, dass es als Frau ein selbstständiges, ein unabhängiges Leben führen kann. Vielleicht ein Handwerk erlernen, eine Dienstleistung anbieten, ein Bauernwissen anwenden.

Für die Mädchen, die die Schule spielend schaffen und weiter studieren oder einen Beruf erlernen wollen, sucht Maria unter ihren Spendern einen Paten, der die Kosten übernimmt.

Und noch eins: Eine Prämisse, die ich für eine überzeugte Nonne erstaunlich finde und die, sowohl die Grundlage war für mein eigenes Engagement, als auch der größte Dorn im Auge der Kirche: Kein Mädchen soll zum katholischen Glauben verpflichtet sein. Kein Mädchen muss zum katholischen Gottesdienst kommen. Es darf, wenn es will, aber es muss nicht. Es darf den Glauben behalten, in den es hineingeboren wurde: Hindu, Moslem, Buddhist, einerlei. Maria verstand sich nicht als Missionarin.

Das religiöse Missionieren ist in Indien gesetzlich verboten. Aber, dass sie in Maria Nagar weder missioniert noch indoktriniert, das glaubten die Ausländer-Behörden Maria nicht. Ein permanentes Aufenthalts-Visum verweigerten sie ihr. So blieb sie immer ein halbes Jahr in Indien, reiste aus, verbrachte ein halbes Jahr in Heilbronn bei ihrer Familie, benutzte diese Zeit, um in Deutschland Spenden zu sammeln, und reiste dann mit einem Halbjahresvisum nach Indien zurück.

Während ihrer Abwesenheit musste sie einem indischen Priester die Aufsicht überlassen, der Maria überhaupt erst nach Indien geholt hatte, der im Namen der Kirche für den Grundstückskauf die Unterschrift leistete und der, wie sich herausstellte, ein Lügner,

Heuchler und Betrüger in Priesterkleidung war. Sie hatte einen Kampf, ihn loszuwerden, auch nachdem sie Briefe von Mädchen hatte, denen er sich sexuell genähert hatte. Die Kirche zog ihn keineswegs ab, vertrat er doch ihre materiellen wie missionarischen Interessen. Und als Maria ihm trotzdem verbot, Maria Nagar zu betreten, nahm er den Jeep als Eigentum der Kirche mit, für den sie Jahre lang gesammelt hatte und konfiszierte das zuletzt gekaufte Grundstück obendrein.

Ich schildere das alles so ausführlich, weil ich in Berlin eine Gruppe Freunde geworben hatte, denen Maria Nagar so am Herzen lag wie mir. Über Jahre hielt ich mit ihnen regelmäßig Treffen ab. Tony, der das wahre Gesicht der Kirche bereits zur Genüge erfahren hatte, machte Marias wegen mit. Ich bin aber die treibende Kraft gewesen. Viele Male sind wir nach Indien geflogen. Ich habe, des Englischen mächtig, mit indischen Banken, Behörden und Kirchenvertretern verhandelt. Das Vertrauen der Kinder spornte mich an. Mädchen, die längst woanders in der von Maria unterstützten Ausbildung waren, kamen extra zurück, um uns zu begrüßen, wenn wir wieder da waren. Unsere Freunde Pim und Stephan wurden Paten und reisten ein Mal mit uns mit. Für einen der Handwerker, die Maria auf der Anlage permanent beschäftigte, hat Tony ein Wohnhaus entworfen. Ebenfalls nach seinen Plänen entstand auf dem Gelände ein Gebäude, das als Krankenhaus geplant war, aber nach Marias Tod zu einer Pension für junge Frauen umgestaltet wurde, die in der Nähe arbeiten oder studieren, denn es steht geschützt, binnen der Mauer um Maria Nagar.

Während dieser ganzen Zeit hat im Hintergrund jener Priester für seine Kirche gewirkt. Sukzessive hat er die jungen Frauen abgeworben, die Maria zu Nonnen in ihrem selbst gegründeten Orden – mit dem himmelblauen Sari-Habit – ausgebildet hatte. So lange, bis ihr nur zwei blieben, die immer treuen Sister Rose und

Sister Lucy. Er hatte leichtes Spiel, denn er konnte wahrhaft berichten, dass Marias Orden niemals anerkannt werden würde, so dass es für sie besser wäre, in einen anerkannten Orden zu wechseln.

Maria ist an Krebs gestorben. In Heilbronn. Tony hat auf Wunsch der Kinder in Maria Nagar einen Gedenkplatz gestaltet. Wir haben die Häbseligkeiten, den Nachlass, in Vitrinen gestellt und im Maria Memorial Room untergebracht, dessen Glasfenster mit großen transparenten Fotos beklebt, die die Geschichte von Maria Nagar bebildern.

Und es ist Geschichte. Die Kirche hat übernommen. Ein von der Kirche anerkannter Orden regiert. Aufgenommen werden nur katholische Kinder. Mädchen, die die Schule nicht schaffen, werden weggeschickt.⁸⁶

⁸⁶ Das veränderte Projekt gehört heute zum Orden der Holy Spirit Sisters (Holy Spirit Sisters Maria Nagar, 1st Mile, P. B. No. 16, Kumily P.O., Idukki 685 509). Von seiner hier geschilderten Geschichte konnte ich nichts im Netz finden.

WOMAN OF THE YEAR

Nein, wirklich ernst nehmen konnte ich das nicht, zur "Frau des Jahres" erkoren worden zu sein. Aber sie meinten es doch ernst, die *Women in German*. Zwei Mal hat dieser Verein amerikanischer Germanistik Professorinnen mich zu ausgedehnten Lesetouren eingeladen.

Die erste Tour habe ich allein unternehmen müssen. Nur für mich sind die erheblichen Reise- und Unterbringungskosten übernommen worden. Strapaziös, mit Gepäck. Zahlreiche Flüge von Universität zu Universität kreuz und quer über die Staaten. Und immer wieder jenes Nach-der-Lesung-Down. Ein interessiertes Auditorium, ein gelungener Vortrag, gute Fragen und befriedigende Antworten, viel Applaus, und dann? Ein leeres Zimmer in einem tristen Hotel. Kein Gegenüber. Kein Gespräch. Keine Liebe.

Darum war ich froh, nach der Lesung im Goethe Institut in New York bei meiner Kusine Renée übernachten zu können. Sie arrangierte eine kleine Feier mit Freunden und servierte die üblichen Snacks. Es war Reminiszenz pur, die Frauen ein Tic zu geschminkt, zu Modeschmuck behangen, zu bunt. Und diese Art zu reden, alle auf einmal, yäcketiyäck. Das hatte ich alles fast vergessen.

Es gab noch weitere Rückblenden. Nach der Lesung an der Renommierten katholischen Georgetown Universität in Washington D.C., wo die konservative Gesinnung, die etwas herablassende Haltung von Fakultät wie Studentenschaft schon bei der Diskussion evident gewesen war, konnte ich zu meiner Schwester Helen, die in der Nähe wohnte. Ich hatte sie und ihren Mann, einen Rabbiner, sehr lange nicht mehr gesehen. Eine ganz andere Stringenz, ein Selbstbewußtsein, das man fast Stolz nennen muss, herrschte hier. Helen hatte mich davon abgehalten, in der Schule das Wahlfach Kunst zu wählen, wie ich es so gern wollte. Ich sollte stattdessen Latein lernen, die Voraussetzung für ein Studium und einen ernsthaften Beruf. Nun saß ich im Wohn-Essbereich ihres kleinen Eigentumsapartments, vornehm, aber konventionell im amerikanischen Stil möbliert. Ich besaß einen Bachelorgrad und sogar einen Dokortitel, betrieb aber dennoch eine brotlose Kunst.

Du konntest mich nicht retten, sagte ich ihr, aber danke, dass Du es versucht hast.

281

Denn ich möcht' sie nicht missen, meine *college education*, die so gelassen bereichernde Studentenzeit, die intensive Beschäftigung mit Buchwissen, das Erlernen des Instrumentariums der Recherche, das Erlebnis der Schönheit der differenziert analytischen Diskussion.

Ich fliege nach Boston. Eine Lesung in Brandeis. Meine Universität. Eigenartig, jetzt als Autorin in dieser Aula zu stehen, in die Gesichter lerneifriger Studenten zu schauen, ihre Fragen aus der gehobenen Position entgegenzunehmen, zu der meine eigenen Fragen von damals mich erst auf den Weg gebracht hatten. Ja, die Suche nach dem Sinn. Hat dieser Mensch, der die Impertinenz besitzt, die Hybris, seine Gedanken zu Papier zu bringen, sie gar zu veröffentlichen vor aller Welt, hat dieser Mensch eine Antwort?

Wie ich zum Schreiben gekommen bin, kommt die Frage.

Aus dem kindlichen Bedürfnis heraus, gelobt zu werden. Lob gleich Liebe. Aus der Erfahrung heraus, dass das, was ich schreibe, ein Brief, ein Schulaufsatz, Lob erntet. Aus dem Erlebnis heraus, dass das, was ich lese, mich anspornt, mich mit Wort auszudrücken. Aus der Freude heraus, es zu können. Mich mit Wort ausdrücken zu können, es zu tun, gewinnt mit der Zeit ein Eigenleben, hebt sich heraus aus dem Streben nach Lob. Das Schreiben ist dann an sich.

Nun lese ich in Wellesley College, nicht weit entfernt von Bryn Mawr, wo wir gewohnt haben, Joachim und ich mit unseren Kindern in unserem Haus, wo er Professor gewesen ist und ich Lehrerin. Noch elitärer als Bryn Mawr ist Wellesley. Ich habe ein schönes Gaststimmer mit Blick auf den Fluss. Das Essen im Restaurant der Fakultät ist vorzüglich und der Professor für Englisch zeigt mir seine Übersetzung der ersten Kapitel von "ITKE", die er an etliche Verlage (leider vergeblich) verschickt.⁸⁷

Welche Autoren haben mich am meisten beeinflusst, kommt wiederholt die Frage, in Tennessee, in Georgia, in Kentucky, Illinois ...

Shakespeare! Überraschung? Chaucer, der wie kein anderer in wenigen Sätzen eine Figur so schildert, dass sie lebt. (Nein, nicht wie kein anderer: auch Fontane kann das.) Auf jeden Fall Lawrence Sterne mit seiner leeren Seite, seiner Unbekümmertheit, seinem Witz. Autoren, die mit Konventionen brechen. Aber auch Hawthorne, *The Scarlet Letter* und der Symbolismus. Emily Dickenson, Edith Wharton, Robert Frost. Am meisten gelernt habe ich bei Ezra Pound und T. S. Eliot. Mein liebster Dichter ist William Butler Yeats. Das Schreiben aber, das beginnt erst bei James Joyce

⁸⁷ Lawrence A. Rosenwald: From the German of Jeannette Lander: A Summer in the Week of Itke K. (Chapter II), *Antioch Review* 58:2 (Spring 2000) sowie Ders.: "New language fun," or, on translating multilingual American texts (in: Ders. [Hrsg.]: *Multilingual America. Language and the Making of American Literature* (Cambridge University Press, 2008, S. 122-145)

und *Ulysses*. Das ist die Befreiung, das Abwerfen der Ketten, die man sich mit seinem vielen Lesen angelegt hat, das Verlassen der als heilig empfundenen Hallen der Literatur. Joyce ist die Luft zum atmen.

Deutsche Autoren? Ja. Vor allem Rilke. Rilke und Stifter, aber eigentlich Rilke.

Die Tour tut mir gut. Erfolgreich ist sie, weil ich auf Englisch mit den Studenten plaudern kann, wie es die meisten deutschen Autoren nicht können, die die Germanistik Fakultäten als Gäste haben.

So werde ich zu einer zweiten Tour eingeladen, in der University of Georgia sechs Wochen lang "Writer n Residence" zu sein und an der Washington University in St. Louis sogar ein Vierteljahr als "Max Kade" Gast-Autor zu unterrichten. Das wird aber eine abermalige Reise und mit Tony zusammen im Jahr drauf sein. Vorläufig fliege ich nach Kalifornien zur Women in German Konferenz, wo ich doch tatsächlich zur *Woman of the Year* ernannt werde und das Gefühl habe, so jemand wie Steffi Graf zu sein. Nicht zuletzt, weil zwei namhafte Germanisten, Paul Lützeler und Leslie Adelson, Romane von mir in ihre kritischen Werke aufgenommen haben.

Marianne wohnt in Kalifornien, viele Meilen vom Konferenzort entfernt, aber sie schickt einen Wagen mit Chauffeur, mich zu holen. Wir sehen uns wieder, Marianne und ich. Ihr Koch serviert große grüne Muscheln, schenkt uns den Weißwein ein, der lange auf der Zunge, in der Kehle einen Hauch von Frische hinterläßt. Die Unterhaltung ist köstlich, wie mit Marianne immer. Sie streift alle Zeiten, alle Themen, die wir gemeinsam haben. Wir lachen zusammen. Was für eine Freude ist diese Frau.

DIE EHESCHLISSUNG

Wir sind schon ein Vierteljahr im Hafen, Tony und ich, aber noch immer nicht im Hafen der Ehe, als Mama neunzig Jahre alt wird.

Wir beschließen, ihr zum Geburtstag diesen ihren sehnlichsten Wunsch zu erfüllen. Schon oft hatte sie mich gefragt: Warum heiratet Tony dich nicht? (Nicht gefragt hatte sie, wohlgemerkt, warum ich Tony nicht heirate.)

Zu denken gegeben hatte uns auch ein eklatanter Fall im Bekanntenkreis. Der Mann war plötzlich verstorben. Ein Rundfunk Redakteur mit gutem Einkommen. Die Frau, die seine Kinder aus erster Ehe großgezogen hatte, die seit mehr als zwei Jahrzehnten – unverheiratet – seine Partnerin gewesen war, die Frau verlor mit ihm die gemeinsame Wohnung und hatte plötzlich keinen Pfennig zum Leben. Freunde sammelten für sie.

Wir leben nach den Buchstaben der Gesetzgebung, Punkt und Komma inklusive, nicht nach dem Verstand, nicht nach dem Gefühl und nicht einmal nach der für alle sicht- und erlebbaren Realität. Wir leben nach lauter Absurditäten, die in Paragraphen verfasst sind, schwarz auf weiss. Also, so absurd es auch ist, nach 25 gemeinsamen Jahren ein behördlich abgestempeltes Blatt Papier haben zu müssen, auf dem geschrieben steht, dass wir sind, was wir sind, dann holen wir uns das eben.

Ist aber hier in Deutschland, wie wir bald erfuhren, gar nicht so leicht. Zumal Tony in Rumänien geboren wurde und ich in den USA. Ich habe zwar eine Geburtsurkunde, sogar mit dem Abdruck eines süßen kleinen Babyfußes, ich habe auch einen Personalausweis und einen deutschen Reisepass, aber ich muss die Umstände erklären, nach denen ich überhaupt erst zur deutschen Staatsangehörigkeit berechtigt gewesen bin, denn die damalige Gesetzgebung existiert nicht mehr. Niemand weiss was davon. Außerdem bin ich geschieden. Bin ich also noch berechtigt?

Und Tony erst. Tony hat überhaupt keine Geburtsurkunde. Alles verbrannt, als sie ausgebombt wurden. Es gibt wohl irgendwo ein behördliches Papier, das die Familie als "Fliegergeschädigte" abstempelt. Aber wo? Hat es eins der Geschwister? Er besitzt ein vergilbtes, kaum leserliches Blatt aus dem einstigen Familienbuch, wo sie aufgeführt sind, die zwölf Kinder, die seine Mutter geboren hat. Reicht das, damit er in Deutschland heiraten darf? Tony ist eingezogen worden in die Bundeswehr, und zwar im ersten Jahr von deren Nachkriegsexistenz, aber sein Soldbuch hat er an der Grenze zu Berlin, um nicht auch noch Reservist sein zu müssen, ohne Absender in den Briefkasten geworfen. Vor Jahren hatte das Familienbuchblatt genügt, um Personalausweis und Pass zu bekommen. Die Ehe zu schließen ist aber etwas anderes, wurden wir belehrt. Es gibt eine gesonderte Gesetzgebung dafür.

Nachdem wir fast meschugge geworden waren mit der Behörden-Herumrennerei, habe ich meine Schwester Lily in Atlanta angerufen und sie gefragt, was wir brauchen würden, um in Georgia zu heiraten. Da hat sie sich im Nu erkundigt und rief noch am gleichen Nachmittag zurück. *Bring your driver's licence*, sagte Lily am Apparat: Bringt eure Führerscheine.

So rum also: der Führerschein hat ein Foto. Da sieht man, dass du es bist. Vor einem Geistlichen gibt man das Ja-Wort und kriegt, gegen freiwillig bemessenes Geld, eine kirchliche Urkunde. Mit der geht man zum Rathaus und kriegt, gegen festgelegte Gebühr, eine staatliche. So gewappnet, kehrt man nach Deutschland zurück, und siehe da! Wir sind verheiratet, also erkennt auch das deutsche Gesetz, dass wir verheiratet sind.

Zu Mamas neunzigstem Geburtstag standen Tony und ich unter einer *Chuppah*, ganz nach jüdischer Tradition, hörten aber Hochzeitsworte gesprochen von einem Rabbiner, der die Tradition bricht, weil er es für ein Glück hält, wenn zwei Menschen, die sich lieben, in die Ehe eintreten, ungeachtet der jeweiligen Religion ihrer Geburt.

Bei ihrem Geburtstagsessen hat Mama eine Rede gehalten. Sie war sehr angestrengt, ihre Stimme heiser und forciert. Sie war noch dünner geworden, aber sie hatte Kraft, die Kraft, die ein starker Wille verleiht. Es war keine sehr lange Rede. Ein Wort, das Wort *family* kam darin immer wieder vor. Denn sie wollte, dass wir wissen, was Familie bedeutet, ihr bedeutet, nämlich alles, Herz und Seele, Tat und Ziel, das Leben überhaupt.

Als wir wieder zu Hause waren, luden uns Pim und Stephan wie so oft zum Essen ein. Da stand überraschenderweise unsere Familie Spalier vor der Tür, Kinder und Kindeskinde. Wir duckten uns unter ihre Arme durch in einem Regen von Reis.

EINE ERBSCHAFT

Es half alles nichts. Die große Wohnung konnten wir, trotz Arts and Eats, trotz der gut dotierten Lesetournees in den Staaten, nicht halten. Wir mussten zur Untermiete in die Hälfte einer ähnlichen Wohnung im gleichen Haus ziehen, aber zwei Treppen höher. Für mich sehr schwer. Mit Einkäufen die vielen Stufen hoch. Immer wieder musste ich Tony zur Hilfe rufen. Sie war auch nicht schön. Eine Wohnungshälfte, zu eng, die Zimmer umfunktioniert, nicht mehr so wie gedacht.

287

Dem Roman "ROBERT", an dem ich gerade schrieb, tat aber gerade meine Unzufriedenheit, die Unbequemlichkeit der Wohnsituation, eher gut. Ein Roman der Brüche, des Sicht-Findens. Ein Roman der Sehnsucht nach dem Eins-Sein: Ost und West, Mann und Frau.

Ich war dabei, ihn abzuschließen, als ein Anruf vom Himmel hoch her uns erreichte. Tonys jüngerer Bruder am Apparat. Lang und umständlich, wie es seine Art war, schilderte er Tony die jüngsten Episoden aus den unglaublichen Abenteuern vom gemeinsamen Schwager. Bereits seit Jahren kämpfte dieser zäh und hartnäckig um den ehemaligen Familienbesitz in Bukarest. Das große Grundstück

nämlich, wo Tony geboren wurde und die ersten fünf Jahre seines Lebens verbracht hatte. Es war vor langer Zeit vom kommunistischen Regime enteignet worden, was der Schwager nie akzeptiert hatte, ja, als Unrecht empfand. Endlich kam Tonys Bruder zum Punkt: Er hätte es geschafft, der ausgebuffte Schwager. Überdies wäre es ihm gelungen, den Besitz, einmal überschrieben, zu verkaufen, gut zu verkaufen. Es gäbe Geld!

Uns ist sofort und unisono sonnenklar gewesen, dass wir eine Reise machen. Reisen mit knapp bemessenem Geld ist etwas für jüngere Leut, als wir es nun sind. Dann lieber bequem zu Hause bleiben. Aber ohne aufs Geld gucken zu müssen eine Reise: ja. Gut überlegt packen. In den Wagen. Und weg.

Über die belgischen in die französischen Ardennen. Dann in die Champagne.

Die Soldatenfriedhöfe hatte ich vergessen. Aber hier sind sie. Feld auf Feld. Die weißen Kreuze des Gedichts, das mich schon als Schulkind zum Weinen brachte und mich seither nie verlassen hat.

*... We are the dead; short days ago
We lived, felt dawn, saw sunset glow,
loved and were loved ...*

Es verschnürt mir den Hals. Frivol, einfach vorbei zu fahren. Nicht zu achten. Die schiere Zahl der Toten! Wie sie starben und wie jung. Der bestialische Grabenkrieg. Die nicht gelebten Leben. Wozu? würde ich schreien, wenn nicht sofort der Widerspruch sich meldete: Und Hitler? – Es ist kein Trost, dass ich glaube: Ohne diesen so sinnlos wie fanatisch ausgefochtenen Ersten Weltkrieg hätte es keinen zweiten, keinen Hitler gegeben. Übel gebiert Übel, und wir lehren und wir lernen Frieden nicht.

Flandern verlassen wir und sind in Frankreich und halten mittags und sitzen in mildem Sonnenschein auf einer Holzbank an einem Bach und haben Tomaten gekauft und Käse und Brot und Wein. So simpel. So still.

Das kleine Büchlein "Logis de France" haben wir mit, ein Verzeichnis der meist ländlichen Gasthäuser, die sich dem so betitelten Verein verschrieben haben. Nur regionale Küche bieten sie an. Es gibt eine Landkarte, angezeichnete Reiserouten, Angaben zu Zahl der Betten, Ruhetage und Preise, eine Telefonnummer. Wir reservieren aus dem Auto heraus.

Dann beginnt die Suche. Ein heiteres Spiel, denn die Häuser liegen versteckt im Wald oder in einem Dorf, zu dem man nur gelangt, wenn man auf verschlungenen Landstraßen durch zig andere Dörfer, hier rechts, da links abbiegt. Ich bin eine miserable Kartenleserin. Tony ist fast verzweifelt. Einmal hält er sogar mitten auf einer Gabelung, weil ich mich nicht entscheiden kann, wo es lang geht.

Es gibt ein "Grand Hotel" mit sieben Betten. Da fahren wir natürlich hin. Wirklich putzig. Spitze Giebelchen und Wimpel mit Adelslilie. Heute steht *tripes* auf dem Tagesmenü.

Es gibt "Les trois Écluses", ein niederes, langgestrecktes Wärterhaus an einer stillgelegten Schleuse. Vor dem Gasthaus, im blättrigen, von der Sonne durchbrochenen Schatten weit ausladender Sykomore-Äste, zwei verwitterte Holztische. An dem einen sitzen der Patron und die Patronin mit dem Garçon zur Pause zwischen dem Mittag- und dem Abendessen. Der Wirt nickt uns zu, als wir aussteigen und auf den einladenden leeren Tisch zugehen. Er weist mit einem Wink der Hand auf die auf dem Tisch liegende Weinkarte, die wir lange studieren, bevor wir eine Flasche *Gevrey-Chambertin* bestellen. Fast melodisch, das leise Fließen des

seichten Wassers üben steinigen Grund. Drei Tage und drei Nächte bleiben wir.

Dann geht es weiter, uneilig, ohne Plan. Man biegt um eine Ecke und entdeckt eine gotische Kathedrale.

Die Felder sind bestellt, an denen wir vorbeifahren. Oder vorgepflügt. Die Höfe aufgeräumt. Das Erlebnis, auf dem Land zu sein, wo jede Arbeit eine sinnvolle Arbeit ist, unmittelbar, zweckgemäß, hart vielleicht und mühevoll und für zu wenig Ertrag, aber sinnlos nicht.

Es erinnert an Reisen nach England mit Aufhalten in den skurrilen Mietobjekten der *"Landmark Trust"*, einer Gesellschaft, die es sich auf die Fahne geschrieben hat, Großbritanniens architektonisches Erbe dadurch zu bewahren, dass sie erhaltenswerte historische Gebäude kauft, geschichtstreu einrichtet und an Menschen vermietet, denen dieses Interesse ebenfalls am Herzen liegt. Etliche Male haben wir für ein paar Wochen ein solches Haus bewohnt. Einen Turm. Ein kleines Schloss. Einen gotischen Tempel zusammen mit unserer Freundin Heidede. Das älteste Haus in London mit Enkeltochter Mona. Man kann auch ein ehemaliges Gefängnis mieten oder ein Häuschen in der Form einer Ananas. Auch anderswo, in Italien oder den Staaten unterhält die Gesellschaft Objekte von historischer Bedeutung für England. In Rom, an der Spanischen Treppe, haben wir mit Pim und Stephan ein Apartment in einem Haus gemietet, in dem die Poeten John Keats und Percy Bisshe Shelley gewohnt haben.

Als wir mit Marcel und Familie die Herbstferien in *The Old Hall* verbrachten, der imposant hoch gewölbten Empfangshalle eines sechs Jahrhunderte alten Herrenhauses – es war September 2001 –, bekamen wir morgens von Wolli, Marcells ältestem Sohn, über Handy einen aufgeregten Anruf. Fernseher anschalten! rief er.

Haben wir nicht, sagt Marcel. Dann Radio anschalten! rief er. Auch nicht, sagt Marcel, was ist los? New York! schrie Wolli: *The Twin Towers!* Es sind Flugzeuge in die Türme hinein. Wir stürzen alle zum Auto, schmissen das Autoradio an, konnten es nicht fassen, was wir da hörten, uns das nicht vorstellen, so ohne Bild.

2014 haben wir, als ich das schreibe. Fast anderthalb Jahrzehnte ist jener Morgen her. Es ist eine Wunde, die nicht heilen will. Warum nur tut das mir weh? Wo ich doch lange zu der Haltung der Vereinigten Staaten in der Weltpolitik in Widerspruch stehe, die Frage zum Beispiel stelle, mit welchem recht sie diktieren dürfen, wer eine Atombombe bauen darf und wer nicht. Warum dürfen sie es selbst? warum Israel? Warum überhaupt? Und es mir mehr als fadenscheinig vorkommt, dass sie die hehre Absicht in Anspruch nehmen, andere Länder sich vom Joch ihrer Diktatur befreien helfen zu wollen, ihnen sogar die Demokratie schenken zu wollen. Welche Demokratie denn? Die ihre? Davon kann ich als Weiße unter Schwarzen in den Südstaaten ein Lied singen. Von wegen Menschenrechte. Warum spielen sie ihre eigenen Öl- und Rohstoff-Interessen herunter? Ich weiß auch schon lange, warum Andersgläubige die so gottesfürchtige USA bezichtigen, permissive Sitten unter ihr Volk zu verbreiten, den so verderblichen wie verführerischen geld-orientierten *Way of Life*. Und trotz alledem spüre ich noch immer diesen Schlag auf Amerika, als wäre er gegen mich selbst geführt worden, als eine tiefe Wunde.

Aber jetzt bin ich vom Thema abgekommen. Ich wollte nur jene Reise ins französische Blaue schildern. In die Champagne. Und sie vergleichen mit Fahrten durchs kriegsunversehrte ländliche England. Weil sie ein in seiner Stärke noch gar nicht erkennbarer Vorbote gewesen war für einen letzten Umzug, der es in sich hat.

DER UMZUG

292

Fährt man stadteinwärts, kommt zurück nach einer Reise, sieht man erst wieder, wie eigentlich grün Berlin ist. Baum bewachsen die ganze Strecke von der ehemaligen Grenze über die Potsdamer Chaussee und Unter den Eichen bis in die Innenstadt, in das Innen der Großstadt Berlin, die mir nie wie ein Moloch vorgekommen ist. In Berlin haben die Menschen immer noch eine Chance.

Ich bin in New York geboren. Ich bin ein Großstadt Kind. Ich mag die Geschäftigkeit, die Geschwindigkeit, finde das Überkandidelte lustig, das Angebot an Kunst und Kultur spannend. Ich liebe das launische Flair, das sich nie treubleibt. Die Eleganz habe ich auch geliebt, die uns leider abhanden kommt, seit die Welt in T-Shirts geht.

Klar geht mir vieles auf den Wecker.

In der Wohnung unter unserer Halb-Wohnung wird der Film "Das Leben der Anderen" gedreht. Hunderte Male, bis die Szene sitzt, wird an die Tür unten gedonnert: "Bumm, bumm, bumm, aufmachen – Staatssicherheit!" Jeden Tag, wenn sie unten die Lampen anmachen, wird unser Fernseher ganz nervös. Kein Bild steht still. Herr von Donnersmarck glaubt das nicht, kommt hoch, um sich selbst zu überzeugen.

Sag ich doch, sage ich.

Herr von Donnersmarck schüttelt verdonnert den Kopf, kann es aber nicht ändern.

Martina Gedeck bekomme ich leider nicht zu sehen, aber der Teppich im Treppenhaus bekommt Löcher und fasert aus, wo immer die Lampendreifüße befestigt werden, und die für den Film passend gestrichenen Treppenhauswände bleiben, auch lange nachdem sie abgedreht haben, so duster Dunkelgrünbraun, wie in der Nazizeit vor der Zeit der DDR.

Irgendwann sagt mir unsere Vermieterin, so nebenbei, als wir uns zufällig beim Einkaufen in dem tollen Eckladen treffen, der wirklich alles hat, dass sie demnächst die ganze Wohnung braucht, Eigenbedarf, und dass wir ausziehen müssen.

Ich höre meinen Vater sagen: *"Asoi? Oyayoi, oyayoi! Mir hoben mir Zuriß."* Ich sehe Mama, wie sie im Kopf die Penny Münzen umdreht, die fehlen: Ein Umzug! Eine höhere Miete ...

Tony ist gar nicht so bekümmert, als ich ihm die Neuigkeit erzähle. Immerhin wohnt er in der Hufelandstraße schon sieben Jahre. Es ist also für ihn genau an der Zeit. Umland, sagt er.

Das lass ich mir zwei Mal sagen. Ich suche erstmal in Berlin Prenzlauer Berg, obwohl der Bezirk sich inzwischen zum

angesagtesten der Stadt gemauert hat, mit entsprechendem Mietspiegel. Wir sehen uns manch ein Objekt an, das für seine Größe, seinen Zustand, seine Lage, seinen Schnitt eine unverhältnismäßig hohe Miete verlangt. Nebenbei schaue ich also doch Inserate für Wohnungen im Umland an. Verlockend sind auf jeden Fall die Mieten.

Jetzt ist es zusätzlich wichtig, "Salzzitronen", das Kochbuch, an dem wir gemeinsam arbeiten, zu Ende zu bringen. Tony macht Fotos während ich koche. Die Stufen der Zubereitung eines Gerichts sollen auch als Bild erscheinen. Schon längst haben wir angefangen, viele Fotos schon gemacht, auch am Layout ist einiges bereits fertig. Da können wir schlecht mittendrin plötzlich in einer anderen Küche kochen.⁸⁸

Fündig werden wir im Havelland, kurz hinter Fontanes Birnbaum, der sich wundersam je nach Zahl der Touristen vervielfacht. Es ist ein Vierseiten-Hof, wo Tony zum ersten Mal in seinem Leben eine Werkstatt hat. Die Eigentümerin, Constanze Tönnies, ist ehemals Event Managerin gewesen, nun freie Bildhauerin. Sie reitet, singt im Chor, züchtet zuweilen Rasse-Hunde, gibt in der Gemeinde den guten Rat, der gesucht und benötigt wird, organisiert Ausstellungen im historischen Fintelmanhaus ... Ihre erste Sorge gilt aber diesem Haus, in dem wir eine Wohnung haben, denn sie sucht und findet Mieter, die sich in den ganz besonderen Geist einzufügen vermögen, der hier herrscht.⁸⁹

Darüber will ich nicht mehr sagen, nicht in diesem Buch, in einem anderen. Das ist zu viel und auch zu gut, um es kurzerhand zu verbraten.

⁸⁸ Erschien 2007 als Privatausgabe in Einzelexemplaren (Einzelseiten im Ordner, handgefertigt, nummeriert und signiert).

⁸⁹ http://www.havellandvilla.de/Home_Havellandvilla.html

Wir leben bereits mehr als sieben Jahre hier, und Tony hat noch kein Jucken vermeldet, wegzuziehen. Ich? Langsam kann ich mir vorstellen, wie es wäre, eine bestimmte Landschaft seine Heimat zu nennen, allein von der Natur her, sie zu lieben, sie zu vermissen, wenn man sie verläßt.

Das flache Land der Mark, das ist wie die Praire. Wenn ich morgens aufwache und Tony wach wird neben mir, dann höre ich in mir von weither den Ruf:

Yee Haa! Ein neuer Morgen. *Let's go!*

Ich gehe nur zum Schreibtisch, zum Herd, aber immerhin.



Jeannette Lander, im Literaturhotel Berlin (2015)

MARJANNE GOOZÉ / MARTIN KAGEL**"I am not a part of this. I can laugh at it. But I know it."****A Conversation with Jeannette Lander ⁹⁰**

Introduction

When we met Jeannette Lander in November 1998 at her sister's home in Atlanta, she was open and eager to talk about her work and her life. At that time, she was in the midst of a reading tour to numerous American universities and Goethe Institutes, and seemed at home with herself and in the country where she had spent her childhood and youth. Lander was born in New York City in 1931 to Polish-Jewish immigrants and grew up in Atlanta, Georgia, where her parents had moved when she was three years old. Her father had a grocery store in an African-American neighborhood and the family lived there during the era of legalized segregation. In 1949 she left Atlanta to pursue studies at several colleges, including Brandeis and Bryn Mawr, and in 1957 she received her B.A. from southeastern Louisiana College. During this time she also became the mother of two children, Marcel and Tove. From 1950 to 1952 she lived in West Berlin and returned to Berlin in 1960, where she has lived ever since, except for a year in Sri Lanka in 1984-85. She currently resides in the Eastern Berlin district of Prenzlauer Berg.

While living in the United States, Lander published Yiddish poetry as well as short stories and essays in English, for which she received several prizes. Her first German publications, however, were academic. In 1966 she received her doctorate from the Free University of Berlin with a dissertation on William Butler Yeats, and two years later she published a monography on Ezra Pound, which appeared in English in 1971. Since then, although she is not a native speaker of German, she has written all of her literary works in German.

⁹⁰ Lander, J., Goozé, M., & Kagel, M. (1999). "I am not a part of this. I can laugh at it. But I know it." A Conversation with Jeannette Lander. *Women in German Yearbook*, 15, 17–31. <http://www.jstor.org/stable/20688887> [Alle Fußnoten MvL]

Lander's first novel, *Ein Sommer in der Woche der Itke K.* (A Summer in the Week of Itke K.), set in 1940s Atlanta, appeared in the Federal Republic of Germany in 1971 and in the German Democratic Republic in 1974. Her second novel, *Auf dem Boden der Fremde* (On Foreign Soil), came out in 1972. A collection of short stories, *Ein Spatz in der Hand* (A Bird in the Hand), and her third novel, *Die Töchter* (The Daughters), both appeared in 1973. These were followed two years later by a short story, *Der letzte Flug* (The Final Flight). Her fourth novel, *Ich, allein* (I, Alone) – the first without an explicitly Jewish protagonist – was published in 1980. Between 1980 and 1993 she switched media and worked on documentary films for German public television (ARD). More than a decade passed before the appearance of Lander's fifth novel, *Jahrhundert der Herren* (Century of the Masters), which reflects her journey to Sri Lanka. The next major work, *Überbleibsel: Eine kleine Erotik der Küche* (Leftovers: A Brief Look at the Eroticism of Cooking), published in 1995 and structured like a memoir, centers on the relationship of writing and cooking. It was succeeded the next year by a novel set in Greece, *Eine unterbrochene Reise* (An Interrupted Journey).

Given her extraordinary culinary skills, it comes as no surprise that our conversation first revolved around the recipe for the cake she offered, which, according to her, was handed down from generation to generation as an essential element of her family history. We then turned our attention to her most recent novel, entitled *Robert*, an ironic Fall-of-the-Wall novel that just appeared and is her first novel with a male protagonist.

Interview

Marjenne Goozé/Martin Kagel: *The protagonist of your most recent novel, Robert, is male and the story is told in the first person. What intrigued you about this excursion into the male psyche?*

Jeannette Lander: Well, in the first place, I wanted to write this in the first person because I wanted to make it funny. If I had been *Katja* or *Ricarda*, it could not have been funny, because those are very serious women, both of them, and then that would have gotten me off my humorous strain. So I said: "Okay, I have to be *Robert*." I had a few qualms about that, but I thought, well, there have been so many male authors who do women, so why shouldn't a woman be

able to slip inside the psyche and the character of a man? But there was one thing: while I'm writing, I usually read parts of this to my husband. He's always the first one who critiques my work as I go along. And this time I didn't. I said to him, "I'm not going to do this, because I'm speaking in the voice of this man, and if you don't know the whole story, if you can't get this whole man, then you are going to be saying to yourself: Well, would I talk this way? Would I feel that way? So we're going to get it confused with you, but you're not *Robert*. I'm going to wait until I finish the whole thing and then I will read it to you." We had three sessions. He was on the couch. He laughed and laughed. And I said at the end: "Well, is that the way a man thinks?" And he said: "Well it's not the way *I* think, but it's the way *Robert* thinks."

There is an idea currently discussed in German feuilletons that the East is historically the tragic German while the West is the ironic one. Were you trying to create this opposition in your novel? After all, Robert is a cartoonist.

No, not particularly. There are many facets of the East-West tragedy, as I would call it. The people in the West never look back at what they have done with their lives. In that way, *Robert* is really typical. It is a kind of a superficiality that comes from ideal progress. This is not true in socialist countries, which build on tradition – the tradition of revolution – and which have always been much more serious about what they are doing and why they are doing it. And that's the contrast I wanted.

We found this a particularly German book. The language is so saturated with modern German discourse, like "Besserwessi" ...

You're making my day!

... and "Handy" ... very recent language, and we also got the feeling that you look at Germany more from the inside than from the outside, as you did previously. Has your perspective on Germany changed during the last decade?

Yes, I think so, and I think the closer I get, the more distance I have. I can view things from the inside and from the outside at the same time. I have this feeling: I am not a part of this. I can laugh at it. But I

know it. Where I began to get a little bit closer, was in ICH, ALLEIN with Harriet, who is a German. At the end, I was proof-reading, and I asked myself: If you put in right here that Harriet is a Jewish person – Jewish female – would you have to change anything at all in this book? And I thought: I could put in a sentence, but I wouldn't have to change anything. Then I said, And if you said she was American? Would you have to change anything? There, I would have had to change pretty much. So I decided that I had gotten closer and closer to the state of mind of a German woman. She wasn't American anymore. And I decided I would not have to change anything if I said she was Jewish, that my character will always be as Jewish as they always were – whether they are or not. Every person I ever portray is going to be Jewish. I don't even have to say it.

Ricarda, Robert's first wife, is a professionally successful woman who bears characteristics usually associated with men. She's aggressive. She is tough in herself ...

Decisive ...

She's really the stronger person in some respects. Yet we also read this as criticism of the 1980s and 90s German businesswoman, who is successful, but other aspects of her life show that she is losing out. Ricarda's whole emotional life is not developed, her relationship to her children is not very ideal, and she really hasn't overcome the divorce either.

Well, where you see criticism of this type of woman, I think it's sympathy. It might seem like criticism. But to me *Ricarda* is one of the woman in transition. She cannot live what her mother lived. And she cannot live what *Katja* is living. She's in between. And I think it's a situation which is very serious for women of this generation, because, maybe they would like to be the loving mother and housekeeper and nothing else. Maybe that would be something that would give them a lot of joy and fulfillment. But it's looking down on. You know, "Nur-Hausfrau und Mutter". So they feel that they have to become themselves and develop themselves, and they're going more than they can do they're getting no enjoyment, no fulfillment. So when I'm being critical of *her*, I'm not critical her. I'm being critical of this whole make-up of society which forces women into this intermediate role and doesn't let them decide.

What about Katja?

Katja, you see, in socialist countries the women had a quite different outlook. And they had to combine what they were doing for society with what they were doing for themselves and for the family. It was more of a whole. Even though it was very, very hard, it was more of a whole. And they weren't so torn apart. So as soon as *Katja* finds out that she can do volunteer work with the Russian Jews who are coming in, she has something to do. That enhances her whole womanhood. She's a woman doing something, She doesn't feel this dichotomy. And I've found that to be the case with the East German women, although there are problems here, too.

ÜBERBLEIBSEL is interesting to us for a lot of reasons, but one always has a hard time describing it, because you never say anywhere in the book what it is. Would you call it a memoir?

Oh, it's a novel! It's an autobiographical novel, and, well, it is a memoir. And it's even an homage to my mother. This is the only book in all my writing up to now where I can say every word is autobiographical, where there's nothing in there that didn't happen or is not portrayed to the best of my knowledge. But I really do think it's a novel. It has anecdotes in it and memoirs in it. But it has the structure of a novel, except that it doesn't have as many strains of action.

The subtitle of the book is *EINE KLEINE EROTIK DER KÜCHE*. And in it you talk about the issues of women's lives and how they integrate these aspects of traditionally feminine things, like cooking and working. How do you see the relationship between cooking and writing in *ÜBERBLEIBSEL*?

For me personally, cooking is absolutely necessary. If I'm going to write, I have to cook. Because, you know, it's sensual: the thoughts that you are having, and looking for the right word and the next sentence. That goes on while you're doing something with your hands, something satisfying, something sensual. It's complementary. I need it. And then I also need to create something immediate and not in three years; I have to see it happen.

The attention you pay to meal planning strikes us as a particularly Jewish attitude, stemming from kosher meal planning, in which you have to be much more conscious of what you eat and when you eat. You can't just grab something at lunch and then come home to a dinner, you have to time it and prepare it.

Absolutely, I agree. It comes also from the traditional role of a Jewish mother in the home. But, you don't have to do all the things your momma did. You can do this in a much more concise, modern, easy way. And you can get a lot of satisfaction from preparing a meal and eating a meal with someone you love, or with family, or with friends. It compensates you beyond what put into it.

It seems that one of the things that you're doing in ÜBERBLEIBSEL is to show both American lifestyles and American Jewish Lifestyles, and also try to introduce a Christian-German audience to modern Jewish practices.

I would agree.

Yet, one of the criticisms that's been voiced regarding ÜBERBLEIBSEL is that, while you reflect upon the diversity in America, you don't reflect the diversity of Berlin.

Yes, well, it's true that I don't.

This has, for instance, come up as a criticism from a Turkish-German woman, who said: "This book wasn't written with me in mind."

No, it wasn't. It absolutely was not. I mean, I just went on talking, I really did not reflect, while I was writing this book. I just wrote. I had the greatest time. I was so at home with myself and the world.

In ÜBERBLEIBSEL you claim an identity of die Fremde, the foreigner or the sanger, which has both positive and negative aspects. Do you see that position as being in some way too easy, because then you're not responsible for your immediate German surrounding or the immediate German politics, for –

– for others? Well, in the one hand it's easy. On the other hand it's very hard and very painful to always live among others, other than yourself, and to always feel that you are on the fringe of a society. I

think you still feel the responsibility for both, but you can no longer be a real part, an integral part of either society. But I would argue that no author ever writes from any other standpoint than from the outside looking in. An author is always in the fringe and looking in.

Between 1980 and 1993, you didn't publish any novels, but you did do a lot of films and documentary work.

I stuck to my theme with the documentary films at the beginning: *Fremde*, being *fremd*, with, for example, German men who marry Asiatic women. I wasn't making enough money to live on with my literature, and with films, of course, you get more. So I was doing everything: the idea, how we should film this, I was researching, I was getting the partners for the interviews. I was doing the interviews and directing the film team, I was helping the editor, everything! For that I was getting actually very small pay. But then on top of that, toward the end, they weren't letting me make the films that I wanted to make, so I had to stop. It was taking everything out of me, absolutely everything. I had to go back to writing somehow. And that was the opportunity when we went to Sri Lanka.

What prompted you to move to Sri Lanka?

Well, we had been there for six months about two years earlier. We'd met some people there and my husband, Tony, was asked to do the interior decoration of one of these people's houses. During these six months that we were there, we had really made some money. We lived on such a small amount of money that we thought, why don't we go there, then we can do this all the time. We sold everything. I rolled up my Berber rug, and I took the cognac glasses. Anyway, it didn't turn out that way, because they didn't let us stay. They didn't give us a visa. And one of the reasons why I did not get a visa was that I'm a writer, because there was a civil war going on and I was not prone to lying about it. So they probably were right in thinking that I would expose a lot of things that they didn't want in the international press, and so we had to leave.⁹¹ Things were getting away, very hot as far as this war concerning and I really was afraid toward the end. And we had

⁹¹ Auf dem Hintergrund der Erfahrungen in Sri Lanka entstand der Roman *JAHRHUNDERT DER HERREN* (Berlin /Weimar 1993).

been spending, instead of living cheaply. We had sold everything. We didn't have a roof over our heads, nothing. And Tony went back to some old office that he used to work for, a construction office, and I went back to film. I lived in Hamburg for a year. Tony was in Berlin. I had this beautiful apartment in Hamburg, and one day I could see the ship coming up the Elbe with all our things on board. I was up on the twenty-second floor overlooking the river, and there were our things on there. I knew that was the ship and I didn't have enough money to take my stuff off the ship.

It seems in your earlier work, language itself is an object of your writing, particularly in ITKE K. where it is really prominent. Whereas in the later works, for example EINE UNTERBROCHENE REISE, language remains a topic, but in terms of the way the book is written, it is not as prominent. In EINE UNTERBROCHENE REISE the prose is purified to such an extent that it becomes basically transparent, whereas in ITKE K. you're constantly thinking about the words as objects, and when one reads it, one thinks about their quality and the cultural context they invoke.

304

And the music!

Do you think your attitude toward language has changed?

Not at all.

Not at all?

No. My attitude toward language has not changed, and I would content that I put more thought into the language in EINE UNTERBROCHENE REISE than I did into the language in ITKE K., which just came naturally. I was steeped in Walt Whitman and James Joyce at the time. But as far as EINE UNTERBROCHENE REISE is concerned, and I think this is true of all of my books, the language that I use is the language of the main character in the book. I could never write about *Mary Ellen* in the didactic way of *Itke K.* because she's not that person. She is someone who has reduced her life to very elemental things, essential things. So that's the way the language is. I had to check myself very often. I did. I don't think I have cut out as much in any other book as in this book, because I was reducing. I

was becoming more essential. I was using one word. I was not using three words. I like to use three words, but I was using one word. I was cutting out the other two words, so then I was being archaic. I was coming back to the archaic syntax of the language on a Greek island and of the people, the monosyllabic language.

It appears that Mary Ellen is a non-reflexive person ,someone who doesn't have a lot of deep and complex thoughts. And the language and the style of the narration reflect that.

Mary Ellen is the embodiment, for me, of truth and love, which are one. And I think that that's her only concern as she reduces herself to this truth and love. She was embarked on a way to truth, you can't reflect that.

Well, if she's truth and love, then who is Juliane Brabant in JAHRHUNDERT DER HERREN?

Oh. She's post-colonial. A post-colonial entrepreneur. No, she is also truth and love, of course. I think even *Katja* it truth and love.

Both Juliane and Mary Ellen are fighting against patriarchal societies that are non-Northern European or non-American, where the patriarchy seems to exist in its older form, less hidden than it might be in contemporary Germany or contemporary America. Both those books end with murders.

Yes. Murder is the name of love. And murder in the name of life. I mean, *Juliane* murders in the name of life. But she is using the situation. She's a real entrepreneur. She has only her own ends in view, when she let someone commit this murder for her, using their goals and ends and ideals, which she condones but which she doesn't share herself. She's not a part of that. I wanted to be provocative. I wanted to show that sometimes there's no way out except violence. I would really say that, and I am *not* a terrorist!

But in terms of the end of EINE UNTERBROCHENE REISE, this violence also disturbs a balance that exists in this patriarchal society, that the woman accept and to some extent even defend.

They defend it. They enact it in place of the men.

But you wonder: Does Mary Ellen conceive of her deed as an act of liberation? You said, she murders in the name of love, because she murders the man who forbade his daughter to marry her lover.

She murders the man who raped her. It's simple. I don't think she believes she's liberating anyone or anything. And then she is enabling this marriage to happen. That's all. And she has no qualms but murdering this man. She doesn't feel that she's getting rid of patriarchal society.

But the murder is also a kind of apotheosis of herself?

Yes. Definitely.

ICH, ALLEIN, your least discussed book, appeared in paperback in a series entitled Die Frau in der Gesellschaft (Woman in Society). Do you see it as belonging to a group of women's emancipation or women's movement novels from the late 70s and 80s?

Well, I never thought of it as that. I think there are a number of problems. Unfortunately, German literature has these labels: *Frauenbuch* – what is that?

... what's a Männerbuch?

Exactly! I could cope with this one question, being put in this cubbyhole, I could cope with the situation of being tagged as "just women" by doing their thing. You have to ignore this, you have to ignore the fact that I am writing a *Frauenbuch*. I just ignore this. I wrote a "*drei-Frauen-Buch*", *DIE TÖCHTER*, and I thought, well now they are going to really put your feet to the fire. But you have to ignore this, and if you are going to do your thing and do it right, then you are accepted as a member of the human race, not as a member of your gender and nailed down to that. I feel that every woman who has done something in this man's world has just done it. And when she does it, she gets the respect of the male world, if not the salary, or the position! But there is, of course, another thing that you can't cope with in this way, you can't say, okay, so I am a Jewish writer and I am going to ignore this, too. You can't respond that way in Germany.

DIE TÖCHTER has been published again in paperback after twenty years. Did you have anything to do with choosing which book would be republished?

No. I wanted ITKE!

Yes, why don't they republish ITKE?

I don't know why they don't republish ITKE.⁹² I have one thing going now. There is a professor at Harvard, Werner Sollors, who had a seminar on the subject of American authors who write in a foreign language. And he considers these American authors who write in foreign languages American authors. He would like to put out books by these authors, bi-lingual books, and ITKE is on the list.⁹³

Well, in a way it is untranslatable.

I've been wondering about that. You know, I was approached by Doubleday about six months after ITKE came out to translate this book myself. They had been considering the book and they couldn't get anyone who could translate it. And I said no – which was the great mistake in my whole career – because I was on my next book, *AUF DEM BODEN DER FREMDE*. And, anyway, I was riding on this high horse, and I thought I was going to be this great celebrity and I wasn't going to go back and translate my own work. So ridiculous, really. I should have done it. But now, I could not go back and translate it because now I would rewrite it. I am not the person who wrote this book and I am also not the author who wrote this book, so I would rewrite it. So it has to be translated by someone else.

I think Doubleday was wrong, I don't think the book would have been a success at that time, 1971. But today, all this is so far in the background, what was happening to black society, black men

⁹² EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. wurde 2017 bei A+C wiederveröffentlicht (in Kooperation mit der Autorin).

⁹³ Daraus wurde der Sammelband: THE MULTILINGUAL ANTHOLOGY OF AMERICAN LITERATURE: A READER OF ORIGINAL TEXTS WITH ENGLISH TRANSLATIONS, hrsg. von Marc Shell und Werner Sollors (NY Press 2000). Es handelt sich um eine wilde Mischung von ursprünglich nicht englischen Texten, jeweils mit englischer Übersetzung. Darunter etwas von Th. W. Adorno und ein offenbar fraglicher Text in der Sprache der Delaware Indianer. Da ich nur Rezensionen gelesen habe, weiß ich nicht, ob etwas von Lander darunter ist. –

Daneben gibt es einen Aufsatz in einem Jahrbuch amerikanischer Germanistinnen, in dem es um die besonderen Übersetzungsschwierigkeiten von ITKE... geht, mit Übersetzungsvorschlägen:

Jeanette Lander and Jeanette Clausen: One Summer in the Week of Itke K. (Women in German Yearbook, Vol. 15 [1999], pp. 1-16)

coming back, having been soldiers, and how this erupts. I think it is so far away that it actually is almost historically valuable. And I would say today, if we would get a translation, it would sell.

One would think, though, that the fact that you wrote it for a German audience is really crucial to its success as a book. We were fascinated by how you brought Black English into the German language.

I used to listen to it. I would record it and listen to it and correct.⁹⁴

Where did you live when you were growing up in Atlanta?

In Simpson St., 829 Simpson Street. It is still an all-black neighborhood and I think the store is still there – it was three years ago anyway. Above and next door, they have built on to it. There is a little dry-cleaning store next door. I've driven by.



95

ITKE K. was a very political book, although all of your books are political in some way. Do you feel drawn to explicitly political topics?

I am a very political person. I am an essentially political person. I think politics all the time; I mean, not politics the way they are being done, but the way they should be done, the way *I think* they should be done. It makes me sick the way things go then and I have to say something. I really do, I can't do anything else. I mean, I've taken part in all of these things, like '68, and the whole bit.

⁹⁴ Siehe auch Jeannette Landers Lesung aus dem Buch, veröffentlicht als autorisierter Bestandteil der ITKE-Neuausgabe bei A+C. Zum Herunterladen: <https://autonomie-und-chaos.de/die-buecher/jeannette-lander-ein-sommer-in-der-woche-der-itke-k>

⁹⁵ Situation nach google map 2023.

Itke K. was also published in East Germany. Did that mean a lot to you at the time?

Absolutely. That was it! In East Germany ITKE K. sold 20.000 copies in fourteen days.

You're kidding! They printed 20.000 copies of the book?

I am not kidding! they printed 10.000, and then another 10.000, and in fourteen days they were either gone or ordered.

Why?

Why? It was a whole other world. Also, the first chapter of ITKE K. was published in *Sinn und Form*⁹⁶ and everybody was waiting for the book. So they published 10.000 and then people were ordering it, so they published another 10.000. It meant a lot, and it also meant a lot to me that they were interested, that they were interested, that they wanted to know about society in America. And then it was very, very important from another standpoint, which I walk about in *ÜBERBLEIBSEL*, because of this *jour fixe* I was able to take part in. The *Aufbau Verlag* invited me to the *jour fixe*, which was the first Thursday in every month. And I got to know all these people: Christa Wolf, Günter Kunert, Heiner Müller, and Fred Wander. I became friends with them. They also had programs at those *jours fixes*. They had people come in to give a talk, to give a lecture, and after that there was a discussion, and those were very critical discussions. People think there was no critical discussion in East Germany, but that isn't true, that is *not* true.⁹⁷ I took part in these and it deepened me. It broadened my sense of that socialism is and what socialist goals are. I always thought I had them, but then I began to really live them and think about them. It was a very important part of life, absolutely.

Had you ever contemplated moving to the East?

Well, yes. I did move there.

Well, now, but before, in 1971, for example.

⁹⁶ Heft 2/1972, S. 311 ff. – Direkt zuvor stand ein Auszug aus Ulrich Plenzdorfs NEUE LEIDEN DES JUNGEN W.

⁹⁷ Hier in ihren Erinnerungen schreibt Jeannette Lander, wie sie vom Verlagsleiter verwahrt wurde, innerhalb der *jours fixes* bestimmte Grenzen der Diskussion einzuhalten. Und auch, daß die DDR-Ausgabe von ITKE "natürlich leicht redigiert" wurde.

No, no, no. Of course, my then husband [Joachim Seyppel, M.G./M.K.] did everything he possibly could, he even wrote letters and things behind my back to get me to go with him. He went to East Germany. And I said: "I am not going to East Germany. I am not, because I relish my freedom of movement." That's all.

So it was never a question, even though it was a very positive experience for you in terms of the readership and the other authors?

You see, the thing is if you are a communist or a socialist, you should not go to East Germany as it was. If you are a Jew, you should not belong to the synagogue. Only then can you really be a Jew. If you are a Christian, you shouldn't belong to the church. I mean, every institution must by definition pervert the real goal, the real idea behind it. The idea behind Judaism cannot be lived within the institution of the synagogue. If you have a basic idea of what Judaism is, then you would always be in rebellion.

Is that true for the institution of marriage, too?

Yes, it's true for the institution of marriage, too. My husband⁹⁸ and I lived together for twenty-five years before we married. I think marriage is a very constraining way to live, very constraining.

Mary, Ellen, Juliane, and some of the other women characters, like Yvonne in the older books, or Harriet in ICH, ALLEIN are dealing with marital difficulties. Marriage is an issue that many of your books address and one of which the reader gets an overwhelmingly negative impression.

Yes, it's another institution that I do not believe in.

We wanted to ask you about the relationship between high heels and feminism, because you mention the high heels in a self-ironic way in ÜBERBLEIBSEL and then they reemerge literally in ROBERT.

Yes.

What interests us is the contradiction you are trying to address.

⁹⁸ Sie meint ihren zweiten Lebenspartner, zuletzt dann auch Ehemann, Anton Gheorghe Bauer. (Siehe hier in AUS MEINEM LEBEN.)

To me, the high heels are a metaphor for what is wrong with the way gender relationships have been, at least in my upbringing. A part of my upbringing is that you only look elegant in high heels. When you have a certain kind of dress on, you have to have high heels. And I *still* feel if I do this any other way, it doesn't look good. If I would put on my heels, it would look much better. But I'll never forget, I think we had been together maybe about fourteen days, when my husband Tony saw the high instep of my feet and said: "My goodness, how have you crippled your feet with those high heels." And I said: "No, this is not true. Even as a baby, I always had this high instep." And he laughed, he couldn't say anything, he just laughed. You see, I had being inoculated with this belief, so much so that I really believed that I had been born with these feet. I think it's just a symbol or it's a metaphor for the relationship between the sexes, which in our upbringing is really a lie. I think it keeps women from getting to some depth with themselves because they are so preoccupied with how they look. I have never gotten away from these things. I probably will never overcome this. When Tony and I were in Israel, we are going to take a walk in the desert and I said: "Well, you're going to have to wait for me to put on my makeup." At this point, he just sits down and thinks: "What is this?" But to me, I'm not dressed.

Do you think that's a generational difference?

Yes, but it's not just a generational thing. For instance, I think I describe this in *ÜBERBLEIBSEL*, for the first time now, since I've been living in the East, I don't put on any makeup when I go shopping in Prenzlauer Berg. But when I lived in Halensee, I didn't even go out to get *Brötchen* in the morning without putting on my makeup. I think it's an East-West thing. The people aren't interested in your makeup in East Berlin. They would like to have a conversation and are not looking to see if you have your eyelashes on.⁹⁹

⁹⁹ In den ersten Jahren nach 1990 war der Unterschied zwischen Ost- und Westberlin tatsächlich eklatant! Jedoch haben sich die Formen zumindest in Berlin in den 30 Jahren seither angeglichen. Noch immer finden sich weitgehend ungeschminkte Frau/Mädchen in nicht modisch elaborierter Kleidung in Berlin ebenso wie der gegenteilige Stil – und alle Mischungen, im Raum Ost- wie Westberlin. Dieses "anything goes" im Zusammenhang mit der weiblichen Kleiderordnung verdanken wir hier in Berlin sicher großenteils dem Einfluß der DDR-Frauen und -mädchen nach 1990. (Allerdings auch der der alternativen Scene.) Von kurzen Aufenthalten in anderen Städten Deutschlands her scheint mir demgegenüber noch heute ein statistischer Unterschied in dem von Lander beschriebenen Sinne zu bestehen; das kann aber natürlich Selbsttäuschung sein.

But the way we read this passage, and correct me if I'm wrong, was that you're not advocating getting rid of high heels.

No. I'm just saying, think about it. What does this mean? Why are you doing this? I have never gotten rid of my high heels; I have them. The ones I have with me are not as pencil thin and high, but I still love 'em. I love 'em.

Do you consider yourself a feminist?

No, very decidedly not. I do not consider myself a feminist. Feminism is too narrow.

What is your definition of feminism?

Well, feminism fights for the rights of women, and I think that's right, that's very good; women need more rights. But feminism doesn't fight for the rights of men, and I think that they are just as lacking in some rights, just as much victims of their upbringing as we are. I think it must be horrible to be brought up with the notion that you are going to have to get some kind of work to support a *family*. There's a lot of pressure on men and I just don't think that that's been in the annals of feminism. There's no treatise on this. So I'm not a feminist. When Doris Lessing came to Berlin, I was called on to introduce her to the public at one point. I had reviewed a book of hers, *The Golden Notebook*, to which she later wrote an introduction where she addresses this and says that since *The Golden Notebook*, she has been considered a feminist. She says: "OK, so consider me a feminist. That's OK. I would certainly champion the rights of women. But it's not about that. My books are about the survival of humanity." This is the thing. It's about power structures; it's about the rights of people living in Uganda. I just think it's too narrow, and literature is not feminism, it *can't* be.¹⁰⁰

What is your next project going to be?

DDR-Spielfilme zeigen jedoch, daß das Interesse von Mädchen/Frauen an modischem Schnickschnack und Schminken dort auch bestand – allerdings konnte es mangels kommerziellen Angeboten nur sehr eingeschränkt ausgelebt werden. Dazu kam der Einfluß der kommerziell orientierten Werbung (über West-TV).

¹⁰⁰ Siehe hierzu Jeannette Landers Rezension zu Doris Lessings fünfbandigem Werk *KINDER DER GEWALT* in *Emma*, Ausgabe April 1983. Die Rezension ist in der vorliegenden Veröffentlichung dokumentiert.

Well, in the first place, I'm going to do a Jewish calendar and this calendar is going to be about Jewish life – about living, not just a photograph of a menorah, but people living in Europe who are Jews. I am doing this for a German public to whom I want to say: the Jews are alive! We are living, and this is where we are living. I'm going to do this for the year 2000.¹⁰¹ Then, I have a short story that I am writing about a portrait of a man. But the next real project is about an elderly couple who have been together for a long time and decide that there have been taboo subjects during their whole relationship and that they should really sit down and find out, talk about the things they didn't talk about. There's going to be a lot of taboos in there that are going to be broken, sexual taboos, all kinds of taboos. And it's going to be a novel.

¹⁰¹ Jeannette Lander (Hrsg.): JÜDISCHES LEBEN HEUTE. KALENDER FÜR DAS JAHR 1999/2000 BZW. 5760/61. Mitwirkung Edward Serotta (Aufbau Verlag Berlin 2000)

JEANNETTE LANDER:**Doris Lessing: Kinder der Gewalt¹⁰²**

Endlich kann ich diesen fünfbändigen Roman-Zyklus "Kinder der Gewalt" von Doris Lessing als Einheit besprechen. – Wenn man die fast zwei tausend Seiten hintereinander weg liest, ist es ein Rausch. Worum geht es? Geht es um Martha Quest, die "Heldin" aller fünf Romane, deren Lebensweg ab ihrem 15. Lebensjahr über fünfzig Jahre hinweg verfolgt wird? Geht es um dieses halbe Jahrhundert Menschheitsgeschichte zwischen 1930 und 1980? Nein. Nicht nur. Es geht um die Leserin, um den Leser. Es geht um uns "Kinder der Gewalt". Doris Lessing erklärt die Welt, und es fällt uns wie Schuppen von den Augen. Sie erklärt unsere Zeit, macht uns begreiflich, was wir schon immer wußten, aber wovon wir nicht wußten, daß wir es wissen. Man kann nichts lernen, was man nicht schon weiß, sagt Doris Lessing: Aber jede/r von uns weiß viel mehr, als sie/er sich bewußt ist, zu wissen. Wir machen Erfahrungen und ziehen daraus Erkenntnisse, die wir scheinbar vergessen, denn, nach diesen Erkenntnissen handeln wir nicht. Aber wenn eine ähnliche Erfahrung uns daran erinnert, dann wissen wir es wieder.

314

Es gibt keinen Ersatz für Erfahrung, sagt Doris Lessing, und sie sagt: man kann nichts lernen, was man nicht schon weiß - aber die Erfahrungen von Martha Quest sind auch unsere Erfahrungen. An die werden wir beim Lesen erinnert, und diese Erinnerung macht uns bewußt, was wir über uns selbst wissen, über unsere unausgesprochenen Handlungsmotive, geheimen Wünsche, uneingestanden Schwächen, überspielten Ängste, preisgegebenen Moralsätze – und auch über unsere unerklärbaren Ahnungen, unheimlichen Eingebungen, instinktiven Reaktionen, sich bewahrheitenden Voraus-Sichten... Wir haben viel Erfahrung mit uns selbst und wissen viel über uns, was wir nach innen halb, nach außen ganz bemänteln – Lessing deckt auf, mit leichter Hand, als lüfte sie kurz den Deckmantel. Gewiß kann man "vergessen",

¹⁰² Rezension in: EMMA Ausgabe April 1983
<https://www.emma.de/artikel/doris-lessing-kinder-der-gewalt-264362>

weiterhin so handeln wie bisher, aber man weiß, nachdem man diese Bücher gelesen hat, was in einem selbst verborgen liegt. Klingt das kompliziert? Ist es schwer zu verstehen? Dann nur, weil es Angst macht. Lieber nicht so genau hingucken, wozu man alles fähig ist. Im Guten wie im Bösen. Der Verstand wehrt sich dagegen. Aber neugierig ist man dennoch, nicht wahr? Und das macht diese Bücher so spannend. Sie erhalten viele kleine Schlüssel zu den Innenkammern des Ich.

Dabei ist es immer scheinbar ganz simpel, was da im Leben der Martha Quest passiert. Am Anfang des dritten Bandes, "Sturmzeichen" (A Ripple from the Storm) ist sie eine junge Frau, die sich hat scheiden lassen, obwohl sie damit für immer das Anrecht auf ihr Kind aufgeben mußte. Sie stürzt sich in die politische Arbeit, erfährt diese Selbstaufgabe im Namen des Freiheitskampfes für die Völker der Welt als die Überwindung der bürgerlichen Kleinfamilie, macht sich im orthodox sozialistischen Sinne vor, ihr Kind vor der sich in jeder Generation wiederholenden Mutterfixierung zu bewahren, unter der sie selbst so leidet.

Martha ernährt sich durch Büroarbeit, macht diese und jene Erfahrung mit Männern, denkt über die Verlogenheit der sie zunächst "für" die alliierte Sowjetunion sind, nach dem Krieg aber "gegen" den Kommunismus. Sie erlebt die irrationalen Schwingungen in der linken Agitationsgruppe, der sie selbst angehört: Selbstüberschätzung, autoritäres, auch kindisches Verhalten... Martha selbst, die das alles beobachtet und reflektiert, ist keineswegs frei von Widersprüchen. Im Gegenteil, ihr größter Ärger ist ihre eigene Inkonsequenz, ihre scheinbare Unfähigkeit. Entschlüsse kühl und überlegt in Handlungen umzusetzen, ihr Hang, das zu tun, was von ihr erwartet wird, obwohl es zu dem in Konflikt steht, was sie tun will.

Daß Martha Anton Hesse, einen deutschen Kommunisten jüdischer Abstammung, der sich nach Afrika gerettet hat, heiratet, steht, wie ihre erste Ehe mit Douglas (über die der vorangegangene Band, "Eine richtige Ehe", berichtet hat) im Zeichen dieser Charakterschwäche. Hat sie denn nichts aus jener gescheiterten Ehe gelernt? Sie wollte doch überhaupt nicht wieder heiraten, schon gar nicht wieder einen Mann, den sie nicht liebt. Sie liebt Anton Hesse nicht, aber in den sich im Kriegszustand befindlichen britischen Kolonien Afrikas kann Antons Affäre mit ihr, einer

unbescholtenen weißen Bürgerin, ihm, dem sowieso immer verdächtigen "feindländischen" Immigranten, die Arbeitsstellung, Aufenthaltsberechtigung - und damit auch seine politische Betätigung kosten. Entweder Heirat oder Trennung, so stellt sich der Konflikt für Martha dar. Martha, die nicht einmal weiß, warum sie in diese "Liebesaffäre" mit ihm hineingeschliddert ist (sexuell entspricht er ihr nicht, emotional gibt er ihr nichts), heiratet ihn.

"A Ripple from the Storm" ist nicht die Geschichte dieser Ehe, oder nur insofern sie betroffen ist von den Stürmen des II. Weltkrieges, deren Ausläufer in Kolonialafrika fühlbar waren: zersetzend für die bestehende Ordnung. Aber Bewegungen, die das Gesellschaftsgefüge erschüttern, rütteln auch an den Selbstverständlichkeiten des Einzelnen, und Martha. In ihrem Eifer eine neue, eine starke weil gerechte politische Ordnung zu schaffen, muß einiges über die Unordnung erkennen, in die ihr eigenes Leben immer wieder gerät. Martha, ein kleiner Kosmos, spiegelt den großen Kosmos wieder, von dem sie sich als Individuum abzuheben bestrebt ist, und den sie ändern will.

Daß sie in diesem Zustand oder vielleicht in diesem Land nichts Wesentliches verändern kann, weder an sich noch am System, wird ihr im vierten Band der Pentalogie, "Landumschlossen" (Landlocked), klar. Es gibt hierfür ein unverkennbares Zeichen: Die Ziele, für die Martha sich eingesetzt hat, an die sie geglaubt hat, die ihre eigenen waren, sind ausgehöhlt. Sie wiederholt eine Geste oder spielt eine Rolle Vorstellung für Vorstellung. Sie schläft zum Beispiel hin und wieder mit Anton, obwohl ihre Ehe längst nur ein Abwarten auf seine Einbürgerung ist, die Scheidung beschlossene Sache. Sie rackert sich noch für die Agitationsgruppe ab, deren Mitglieder auseinandergelaufen, abgesprungen sind, deren einstige Ziele sie von bürgerlichen Parteien vereinnahmen und unterlaufen lassen haben, so daß die, denen sie zu Gleichberechtigung, zu Selbstbestimmung verhelfen wollten: die Schwarzen, längst eigene, radikale Führer haben.

Martha erlebt sich als abgetrennt von sich selbst, als aufgeteilt, wie eine Wohnung in Zimmer. Sie handelt als ein Teil von sich, wenn sie als Tochter am Sterbebett ihres Vaters sitzt; wenn sie als die politische Engagierte in einer Sitzung der vielen Komitees sitzt; wenn sie als Ehefrau neben Anton schläft. Zwischen diesen Teilen, diesen

Rollen (im Englischen das gleiche Wort: parts) besteht keine Verbindung. Sie kann sich auch in dem einen Zimmer von sich aufhalten, die Wahrheit aber im Zimmer nebenan sein.

Ganz - ist sie mit Thomas. Mit ihm erlebt Martha jene Einheit der Körper und der Seelen, die sie "Liebe" zu nennen zögert, da sie nicht weiß, was Liebe ist. Das Ungespielte an ihrer Verbindung ("mit Thomas zusammen zu sein war so natürlich wie atmen"), der schmerzliche Prozeß des sich selbst für den anderen Demontierens, so daß jeder die Gedanken des anderen zu jeder Zeit kennt, diese Erfahrung prägt Martha nachhaltig. Als die Beziehung so organisch wie sie anfang auch zu Ende geht, kann sie Thomas doch immer noch "reden hören".

Martha sehnt sich unter den Trümmern ihrer Träume nach einem Traum. Sie fühlt sich eingeschlossen in diesem geistig unbewegbaren Kontinent. Sie fühlt sich wie ein auf Sand aufgelaufenes Schiff. Das Meer, Wasser, wird für sie Symbol für Leben, und die Reise übers Meer nach England, dem Mutterland - eine Reise von zu Hause nach Hause - bedeutet eine neue Chance, einen Neubeginn.

Ob nun London die erträumte "Stadt der vier Tore" ist? London ist jedenfalls die Stadt, mit der Martha im letzten Band, "Die viertorige Stadt" (The Four-Gated City), vorlieb nehmen muß. Eine durch die Veränderung veränderte Martha? Nein. Eher eine desorientierte Martha, die auszieht, sich selbst zu erfahren, wie sie es nur in der völligen Anonymität kann.

Wieder spielt sie Rollen, nun aber absichtlich und kontrolliert. Sie läuft Tage und Nächte durch die Stadt, ißt wenig, schläft kaum, setzt sich, auch sexuell, den letzten Reserven ihres Körpers aus, die zugleich die ersten Reserven ihres Geistes sind. Und Martha erreicht in diesem über 600 Seiten starken Roman (von dem man sich während des Lesens wünscht, daß er bloß nicht so schnell zu Ende ist), Kenntnisse von den Tiefen und Höhen zu denen sie fähig ist.

Ich würde wagen zu sagen, daß man am Ende der Lektüre mehr von der menschlichen Psyche versteht; wie und warum der Mensch seiner Intuition, seiner Instinkte beraubt wird; welche Funktion und welche Bedeutung der sogenannte Wahnsinn haben kann. Ich würde auch behaupten, daß man am Ende dieser Lektüre fähiger ist, seine sexuellen Hemmungen einzugestehen, sie im Kontext

sozialer Zwänge zu analysieren; besser einzuschätzen, welche Möglichkeiten man überhaupt noch zur Kommunikation mit anderen Menschen besitzt, und daß man die Mechanismen kurzfristiger politischer Machtspiele schneller durchschaut. Das alles, wie gesagt, anhand einer simplen und einfach erzählten Lebensgeschichte voller alltäglichen Begebenheiten: eine Affäre mit Jack; ein Posten als persönliche Sekretärin für den Schriftsteller Mark; ein Besuch der Mutter aus Rhodesien; eine Wahlkampfkampagne...

Doris Lessing ist in der Lage, Weltgeschehen, wie es im Leben des Einzelnen wirksam ist, und individuelle Verhaltensweisen, wie sie, von modischen Bewegungen abgeleitet und wieder in diese einmündend, das Weltgeschehen bestimmen, gleichzeitig transparent zu machen. Das macht sie auf die selbstverständlichste Weise, ohne große Kunstgriffe: eine Zeitungsnotiz löst eine Stimmung aus, die Stimmung wieder ein zwischenmenschliche Auseinandersetzung...

Am Ende dieses letzten Bandes hat Martha Quest die "permanente Person" in ihrer allzu anpassungsfähigen Persönlichkeit gefunden, den Teil von sich, der "durchgeht". Vor allem hat sie den in ihrer Kindheit angelegten Selbsthaß und seine Gegenseite, ihre Selbstgefälligkeit, aufgespürt, die die Quellen ihrer Inkonsequenz sind. Der Weg zu dieser Erkenntnis ist ein schonungsloser Prozeß des Sich-Erinnerns, den sie "die Arbeit" nennt. Kein Moment in der eigenen Vergangenheit darf "vergessen" sein.

KATJA SCHUBERT

**Ethik der Analogie: Postnationale Perspektiven
im Werk von Jeannette Lander** ¹⁰³

Kontext

In seinem Buch *BÜRGERKRIEG GLOBAL. MENSCHENRECHTSETHOS UND DEUTSCHSPRACHIGER GEGENWARTSROMAN*¹⁰⁴ definiert der in den USA tätige Germanist Paul Michael Lützeler den Begriff 'postkolonialer Blick' folgendermaßen:

Gemeint ist damit die Sichtweise der Empathie, des Verstehenwollens und der transnationalen Anerkennung der Menschenrechte. Der koloniale Blick ist dagegen der von Eroberung, Dominanz und Ausbeutung. Der postkoloniale Blick erkennt und anerkennt hybride Kulturen und Identitäten; die Vertreter des kolonialen Blicks dagegen wollen ihre Sichtweisen anderen Ländern aufdrängen. Der postkoloniale Blick ist verwandt mit dem global Imaginären, [...] das Ausspielen humaner Möglichkeiten gegen Zwangs- und Terrormaßnahmen in der Politik.¹⁰⁵

319

Für die Autoren und Autorinnen deutschsprachiger Gegenwartsliteratur, so Lützeler, bedeute das die Literarisierung des Zusammenspiels von "Realität und Fiktion, Subjekt und Gesellschaft, Lokale[m] und Globale[m], Moral und Ästhetik",¹⁰⁶ in dem sich Zeitgenossenschaft und ästhetisch-moralische Verantwortung verbinden. Ethik sei demnach dem dichterischen Text inhärent, insofern als er neue und alternative, aber auch fremde Sehweisen und Deutungsoptionen auf die Realität eröffne und dadurch zur Erkenntnisleistung beitrage. Solche Positionen gehören inzwischen zum festen Bestandteil der Definition der postcolonial studies, allerdings, und dies kann man Lützeler vorhalten, ist es nicht zutreffend, von einem 'postkolonialen Blick' auszugehen. Denn so

¹⁰³ in: Christine Meyer (Hrsg.): *KOSMOPOLITISCHE ‚GERMANOPHONIE‘* (Würzburg 2012, S.321-337)

[Fußnoten in diesem Aufsatz stammen von der Autorin Katja Schubert. Einige wenige Anmerkungen des Herausgebers erscheinen kursiv und werden mit (MvL) markiert.]

¹⁰⁴ Paul Michael Lützeler: *BÜRGERKRIEG GLOBAL. MENSCHENRECHTSETHOS UND DEUTSCHSPRACHIGER GEGENWARTSROMAN*, München 2009.

¹⁰⁵ Ebd., S. 17

¹⁰⁶ Ebd., S. 338

wie es nach Jürgen Osterhammel auf der einen Seite notwendig ist, von einer "Vielzahl von Geschichten einzelner Kolonialismen"¹⁰⁷ und von der Kolonisation als einem "Phänomen kolossaler Uneindeutigkeit"¹⁰⁸ auszugehen, so existieren auf der anderen Seite genauso komplexe, zum Teil widersprüchliche und brüchige Dekolonisierungsprozesse und postkoloniale Konstellationen, die ebenfalls in der Theorie reflektiert werden müssen. Unabdingbar ist beim Gebrauch des Begriffes 'Postkolonialismus' die jeweilige "Kontextsensibilität",¹⁰⁹ die die Durchsetzung eines uniformen Verständnisses von Postkolonialität ausschließt.

Lange bevor solche Debatten auch von der deutschen Wissenschaftszunft aufgenommen wurden, hat in der Literatur nach 1945 eine deutsch-sprachige Autorin nichtdeutscher Herkunft genau hier mit ihrer literarischen Arbeit eingesetzt. Es handelt sich um Jeannette Lander, die in den 1930er und 1940er Jahren in einer polnisch-jüdischen Familie in den USA aufwuchs und seit über fünfzig Jahren in Deutschland lebt. Sie begann in den 1970er Jahren, auf deutsch zu schreiben und gehört, mit den Vertretern der in etwa zeitgleich entstehenden so genannten 'Gastarbeiterliteratur', zu den ersten deutschsprachigen Schriftstellern nichtdeutscher Herkunft in der Bundesrepublik. Allerdings wurde Jeannette Landers Werk niemals in die Kategorien Ausländer-, Migrations- oder postnationale Literatur aufgenommen. Hingegen wurde sie vor allem in ihrem frühen Werk, das sich viel, aber nicht ausschliesslich, mit dem Mord an den europäischen Juden beschäftigt, auffallend oft und mit sehr ambivalenten, auch antisemitischen Tönen verbunden, als 'jüdische Autorin' rezipiert, ganz als ob dies eine 'catégorie à part' sei. Gerade ihr frühes provokatives, von experimentellen Schreibweisen genährtes Werk, das Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist, findet bei seinem Erscheinen mehr Ablehnung als wohlwollende Aufnahme, und dies in fast allen Leserkreisen: in der deutschsprachigen Presse, in jüdischen Gemeinden und in feministischen Kreisen. Wir sind noch nicht im Zeitalter des Chamisso-Preises angekommen.

Die Erwähnung des deutsch-jüdischen Kontextes, in dem Jeannette Lander schreibt, ist insofern entscheidend, als die Autorin

¹⁰⁷ Jürgen Osterhammel: KOLONIALISMUS. GESCHICHTE – FORMEN – FOLGEN, München 2003, S. 29

¹⁰⁸ Ebd., S. 8

¹⁰⁹ Maria Do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan: POSTKOLONIALE THEORIE. EINE KRITISCHE EINFÜHRUNG, Bielefeld 2005, S. 24.

sich in einem Spannungsfeld von deutsch-jüdischer bzw. europäisch-jüdischer Kultur und einer vom Genozid an den Juden herkommenden, Kultur schaffenden Ethik positioniert, die über das Europäisch-Jüdische hinausweist und Fragen nach der Beziehung zu anderen Gewaltverhältnissen und Dialogmöglichkeiten stellt. Es soll im Folgenden deshalb auch im Besonderen um die Frage nach einer 'Ethik der Analogie' im Kontext der Debatte über eine kosmopolitische, postnationale deutschsprachige Literatur, wie sie die Schriftstellerin auf einzigartige Weise in der bundesdeutschen Literaturlandschaft entwickelt, gehen. Dabei ist Lander selbst der Meinung, dass genau dieser Ansatz in der Zeit ihrer frühen Romane (in der ersten Hälfte der 1970er Jahre) niemals wirklich vom Publikum in Deutschland aufgenommen wurde. Die Funktionsmechanismen des westdeutschen Literaturbetriebs (Rezensionen, Verlagspolitik, akademische Rezeption...) trugen ihrerseits dazu bei, dass sie heute eine quasi unbekannte Autorin in Deutschland ist. Über ihren zweiten Roman AUF DEM BODEN DER FREMDE¹¹⁰(1972) sagt Jeannette Lander im Jahre 2002:

Dieser Roman [...] hat in Deutschland gute Kritiken bekommen, ist aber nicht gut verkauft worden. Er ist nicht ins Englische übertragen worden. Dennoch ist er, wie mein erster Roman, Gegenstand etlicher Germanistenseminare, Magisterarbeiten und Dissertationen in den USA. Ich habe mir über diese unterschiedliche Rezeption bislang keine großen Gedanken gemacht. Sie ist aber ein Muster. Deshalb wage ich eine Erklärungsthese. Meinen Romanen liegt eine Verständnis zeigende Haltung zugrunde. Ich suche nach den Ursachen für die Erscheinungen. Ich will verstehen, warum die Dinge so sind. Meine Figuren suchen. [...] Vermutlich hat diese meine Haltung etwas mit dem Humanismus der jüdischen Glaubensphilosophie zu tun. Mit meiner amerikanischen Herkunft hat sie auch etwas zu tun. Verständnis zu zeigen, nicht nachtragend zu sein, zu vergeben – positive Eigenschaften für mein Gefühl. Auf der anderen Seite impliziert man damit eine Schuld, die es zu verzeihen gilt. Einer, der Schuld verdrängt und kompensiert, meidet die, die ihm vergeben. Er verzeiht nicht, dass man ihm verzeiht und ihn somit an seine Schuld erinnert. Wenn schon, dann soll man ihn beschimpfen, bestrafen, konfrontieren.¹¹¹

¹¹⁰ Jeannette Lander, AUF DEM BODEN DER FREMDE: Frankfurt a.M. 1972, im Folgenden abgekürzt als BF

¹¹¹ Jeannette Lander: *Am wenigsten verzeihen die Deutschen, dass man ihnen verzeiht. Fallstudie zu meinem Fall*. Vortrag für die Sommerschule im Einstein Forum, 2. Juli 2002, S. 9f. Ich zitiere aus dem Manuskript, das mir die Autorin zur Verfügung gestellt hat.

Es ist offensichtlich, dass sich diese Ausführungen mit dem 'postkolonialen Blick', wie ihn Lützeler definiert hat, überkreuzen, doch zeigen diese Bemerkungen auch, dass ein solches Arbeiten in der Bundesrepublik der 1970er Jahre (wohlgemerkt nach 1968!) als auszugrenzendes Störmanöver empfunden und entsprechend auf die Marginalisierung und die Nichtwahrnehmung des Werkes von Jeannette Lander hingearbeitet wurde. Wie literarisiert Jeannette Lander nun konkret diese Suche nach jenem empathischen Verstehen, nach den Ursachen der Erscheinungen und nach der ästhetisch-moralischen Zeitgenossenschaft? Wie verhandelt sie die Ethik der Analogie in ihren literarischen Texten?

Musik und Choreographie

Jeannette Lander publiziert 1970 ihren ersten deutschsprachigen Roman mit dem Titel EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.¹¹² Er handelt vom konfliktreichen Heranwachsen eines jüdischen Mädchens in einem Schwarzenviertel in Atlanta in den von Weißen dominierten Südstaaten der USA in den 1940er Jahren. Den historischen Hintergrund bildet unter anderem der Zweite Weltkrieg, in dem schwarze Amerikaner in der Armee für die Befreiung Europas und für den Kampf gegen die Unterdrückung einer anderen Minderheit eingesetzt wurden. Während sie in den Streitkräften keinesfalls gleichberechtigt behandelt wurden, erfahren sie doch zum ersten Mal in Europa eine Behandlung ohne Ansehen ihrer Hautfarbe, was bei einem Teil der afroamerikanischen Soldaten eine neue Qualität der Reflexion über ihre Unterdrückung in den USA in Gang setzt. Die Ereignisse des Romans EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. sind in jener Zeit der beginnenden Unruhen der schwarzen Amerikaner situiert, die später in die Bürgerrechtsbewegungen einmünden. Diese haben ihre tieferen Ursachen in einer fast ein Jahrhundert andauernden Periode zwischen 1865 und 1940, die mit dem offiziellen Ende der Sklaverei beginnt, dann aber, vor allem aufgrund der späten industriellen Entwicklung in den Südstaaten, zur Verhärtung und Erstarrung im Zusammenleben von Schwarzen und Weißen führt. Erst mit Beginn des Zweiten Weltkriegs werden die Südstaaten industrialisiert, was zu dramatischen sozialen

¹¹² Jeannette Lander: EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K., Frankfurt a.M. 1971, im Folgenden abgekürzt als SIK.

Umwälzungen führt, deren Preis vor allem die schwarze Bevölkerung zahlt: Wachstumsexplosion in den Städten, Arbeitslosigkeit, Slumbildung, Rassendiskriminierung...¹¹³

Der Text von Jeannette Lander beginnt nun folgendermaßen: "Itke. Mit krausem Haar, mit dunklen Augen, lebt in einem Kreis in einem Kreis in einem Kreis. Der innerste ist jiddisch. Der mittlere ist schwarzamerikanisch. Der äußere ist weißprotestantisch-amerikanisch tief im Süden."¹¹⁴ Dieses erste Bild von den konzentrischen Kreisen mit dem scheinbar so festen Zentrum wird nur wenige Zeilen später schon in eine verwirrend-betörende Sprachmusik getaucht, die die Kreise wenigstens zum Vibrieren bringt: "Oi ayoi, a jiddische Mammeniu [...] Tattes Krom",¹¹⁵ heißt es darufend, ausrufend, laut – und kurz danach: "Mittelkreismelodien: nobody knows the troubles I see, nobody knows but Jesus."¹¹⁶ Und gleich darauf, als Mama nach Tochter Itke ruft, die im Laden helfen soll: "Itke! Wos machst bei der Tir? Kimm arein, es is busy, Itke!"¹¹⁷ Der Text treibt die Mehrsprachigkeit immer weiter, das Hebräische gesellt sich jeden Morgen auch noch dazu, wenn Itke von polyphonem, tausend Echos in Raum und Zeit werfenden Gesang begrüßt wird: "shalom om om o, scholem alechem alechem lechem alechem scholem olem olem, oi a git morgen, die kleentschicke, nun? Mmm? Oi, a git morgen, die mammeniu, Tatteniu, mm morning Miss Vinny honey... nice weather this mo'nin ma'am, am."¹¹⁸ Wir sind als Lesende sofort in einen wunderbaren Wirbel hineingezogen, aus dem wir vielleicht gar nicht so leicht wieder herausfinden, der die Wahrnehmung erst einmal durcheinander bringt, das Sortieren schwermacht: Wer spricht hier eigentlich in welcher Sprache? Was transportiert jede Sprache und jeder Sprecher und was transportieren sie alle zusammen? Existiert jede Sprache und jeder Sprecher für sich und repräsentiert eine spezifische Tradition oder ist schon hier das Entscheidende die Mehrsprachigkeit und Vielstimmigkeit, in der jede Sprache und jede Stimme, also auch Person, die andere als Resonanzkörper benötigt, um zu existieren? Die Frage der Mehrsprachigkeit ist insofern von zentraler Bedeutung, als sie, folgt man der Kulturtheorie des in

¹¹³ Siehe hierzu auch das Nachwort der Autorin in SIK, a.a.O., S. 263f.

¹¹⁴ Lander, SIK, a.a.O., S. 13.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Ebd.

¹¹⁷ Ebd., S. 14.

¹¹⁸ Jeannette Lander, BF, a.a.O., S. 97. – *Dies erinnert in BF die erwachsene Protagonistin, ist nicht "Itke".* (MvL)

Ägypten geborenen, französisch-jüdischen Psychoanalytikers Jacques Hassoun, Teil einer Überlieferung ist, die reale Sprach- und Kulturgrenzen und damit national-literarische Modelle hinter sich lässt. Hassoun begründet dies in seinem Werk *SCHMUGGELPFADE DER ERINNERUNG* (*Les contrebandiers de la mémoire*, 1994)¹¹⁹ mit den vielfältigen Erfahrungen gebrochener Genealogien und Traditionen, die oft mit dem Bezug auf mehrere Orte, ferne Verwandte und fremde Namen einher gehen. Genau diesen Erfahrungen kann ein Begriff von Kultur als Ensemble von Identitätsmerkmalen, wozu in der Regel Einsprachigkeit, Herkunft und genealogische Kontinuität gezählt werden, nicht mehr gerecht werden. Kultur und ihre Überlieferung, so Hassoun, manifestiere sich vielmehr in einer je spezifischen Weise, Wissen herzustellen und weiterzugeben. Noch einmal anders formuliert: Tradition und Überlieferung können nicht mehr gleichgesetzt werden. Dem Begriff der Tradition sei immer schon die sozusagen naturgesetzliche Vorstellung von einem Geschehen von Generation zu Generation inhärent. Hingegen zielt Überlieferung auf aktive Handlungen und Szenen, die kulturelle Fertigkeiten weitergeben, auf die Tätigkeit der Übergabe und auf die Erzählungen, die weitergegeben werden. Die Fiktion spiele dabei eine zentrale Rolle:

Die richtig verstandene Überlieferung setzt das Recht des Fiktiven ein und sorgt dafür, dass jede und jeder, in jeder Generation, sich aufgerufen fühlt, aufgrund des ersten Texts Varianten einzubringen. Es geht nicht darum, im Ererbten einen heiligen, unantastbaren Wert zu sehen, vielmehr seine Melodien aufklingen zu lassen. Sich zu eigen zu machen, was uns erzählt wurde, indem man eine neue Geschichte daraus macht – das ist vielleicht der Weg, den wir alle gehen sollten.¹²⁰

Die Kulturtechniken umfassen also Weitergabe, Übersetzung, Kommentierung und Lektüre. Sie finden ihre Anwendung über verschiedene Sprachen, unterschiedliche Schriften, verstreute Archive und vielfältige Medien. Liest man Landers vielsprachige Kreismelodien mit den Reflexionen von Hassoun, so stellt sich schnell jene Skepsis gegenüber dem Konzept von Tradition und Kultur als

¹¹⁹ Jacques Hassoun: *LES CONTREBANDIERS DE LA MÉMOIRE*, Paris 1994. Deutsche Ausgabe: *SCHMUGGELPFADE DER ERINNERUNG*, Frankfurt a.M., Basel 2003.

¹²⁰ Hassoun, *SCHMUGGELPFADE*, a.a.O., S. 91. Siehe hierzu auch die Ausführungen von Sigrig Weigel, *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*, S. 80f.

Kontinuum von Einsprachigkeit und Genealogien ein. Dieses Konzept halten übrigens die bundesdeutschen Literaturkritiker der 1970er Jahre hoch, wenn da unter anderem so unverschämte Statements zu lesen sind wie das folgende: "Hebräisch, Jüdisch, Negerenglisch und Deutsch zusammengekocht! Zuviel wird mit solchen Mixturen vom Leser gefordert [...] Dabei kann sich Frau Lander, wenn sie nur will, durchaus in klarem Hochdeutsch verständlich machen."¹²¹ Sehr viel wäre zu erwidern auf diese stupide, xenophob-antisemitische Verlautbarung, doch würde das den Rahmen der vorliegenden Ausführungen sprengen. Nur ein Aspekt sei hier kurz angedeutet: Eine hochgradig politische Dimension scheint durch diese Vielsprachigkeit hindurch und zwar in dem Sinne, dass dieses Verfahren auch als eine Art Loblied auf die jüdische Diaspora und ihre Vielsprachigkeit gelesen werden kann. Eine für eine auch kritische Haltung notwendige Pluralität linguistischer Visionen wird hier erzeugt, die ihrerseits auf die Möglichkeit multipler Lebensformen jenseits eines jüdischen Nationalstaates mit einer Nationalsprache verweist. Ein Festhalten an kulturellen, traditionellen und religiösen Eigenheiten wird über die Sprache transportiert und ermöglicht, das in starker Spannung zum israelischen Ideal des 'Neuen Juden' steht, der alle Identitäten ablegen sollte, die als zur Diaspora gehörig definiert wurden. Besonders brisant erscheint diese Vorgehensweise, da diese Konstruktion von Mehrsprachigkeit in deutscher Sprache nach Auschwitz in den Texten einer jüdischen Autorin in der Bundesrepublik erscheint.

Wenn wir also hier entgegen der Meinung des Rezensenten an dem Eindruck einer faszinierenden Sprachmusik festhalten, so kann schon allein damit eine Art postnationale Dimension im Schreiben von Jeannette Lander konstatiert werden. Das wird noch unterstrichen vom Oralitätscharakter der Sprache. Im Neben- und Miteinander der verschiedenen, als gesprochen inszenierten Sprachen wird ein Raum erzeugt, der auf den ersten Blick keine eindeutige Autorität in den Mittelpunkt stellt. Anders als die schriftliche Sprache entzieht sich die mündliche Sprache dem Anspruch auf etwas Meisterhaftes und Kanonisches. Sie ist viel weniger normativ und erlaubt, so George Steiner, in der Form des Austauschs "die unmittelbare Infragestellung, die Gegenerklärung

¹²¹ Georg Zivier, "Itke K. kommt nach Berlin", in: Der Tagesspiegel, 28.1.1973.

und die Korrektur [...] Die Oralität verlangt nach Wahrheit, nach der Ehrlichkeit, sich selbst zu korrigieren, nach Demokratie, gleichsam nach gemeinsamem Auftreten."¹²² Die von Lander literarisierte vielsprachige Oralität basiert demnach auf der Durchkreuzung und Dekonstruktion herkömmlicher Hierarchiemuster und Machtstrukturen im und durch den Sprachgebrauch. Nicht zuletzt werden auch Zeitebenen und Erinnerungsvorgänge neu in Beziehung miteinander gesetzt, da die orale Kultur beständig die Kraft des Gedächtnisses einfordert, indem sie auf der immer wieder aktualisierten Erinnerung basiert. Die zentrale Rolle, die dabei die 'Musikalität' der Texte spielt, wird auch durch bestimmte Elemente in der Textform verstärkt. Bereits auf der zweiten Seite des Romans wird das erste Kapitel mit einer Art Theater- oder Operszenenanweisung eingeführt, bei der jeder Protagonist der kommenden Kapitel in Verbindung mit einem Musikinstrument oder einem Objekt der Lautproduktion angekündigt wird: "1. Auftritt: Itke singt das Lied einer Rebekka-äugigen unter den Klarinettenstimmen der Neger. 2. Auftritt: Tatte und Mama spielen die Melodie vom Anderssein auf Schlüsseln und Rollo"¹²³ usw. Die Musik entsteht also zum einen durch Vielsprachigkeit und Oralität, zum anderen durch die Anlage des Romans als Musik- und Tanzstück. Zur polyphonen Musik gesellt sich nämlich sofort die Choreographie, nachzulesen in Bühnenanweisungen wie Pantomime, Schattenboxen, Chorgesang, Wehklage, Echolied, Ballett, Wahnreigen, Steptanz... Konkret hört sich diese musikalische Choreographie, zum Beispiel im Schlüsselkonzert des Tatte, des Vaters, so an:

Mit den Schlüsseln schließt er die Türen ab, nachts alle Türen, und Mamma am Tage die Schränke in der Wohnung, alle Schränke. Vor den Haupttüren hebt er eine Eisenstange hoch, legt sie quer versperrend über zwei Halter von innen her. Schließt mir den mittleren und den Außenkreis aus und ist in der Heem. Schließt sein Geld aus. Das liegt nachts im Tresor auf dem Treppenflur. Seine drei Töchterläch weiß er in der Heem: Heikele, Itkele, Laikele in der Heem und deren Mammeniu Hännele in der Heem. Das Geld schließt er aus. Tatte hat keine Schußwaffe, und das in Amerika. Im Süden. Im Negerviertel. Als weißer Lebensmittelhändler.¹²⁴

¹²² George Steiner, „Buch oder Leben“, in: *Lettre International* 68, Frühjahr 2005.

¹²³ Jeannette Lander, *ISK*, a.a.O., S. 11.

¹²⁴ Ebd., S. 16.

Der parataktische Sprachstil, die gesprochene Sprache der kurzen Sätze, Ellipsen, Assonanzen und Alliterationen, Wortwiederholungen, sie alle schaffen eine Musik der Versprachlichung. Man hört regelrecht den schleppenden Gang und die allabendlichen Handgriffe eines müde gewordenen und beunruhigten Ladenbesitzers, der sich seines Familienschatzes im mehrfachen Sinne versichert. "In der Heem" aber ist eines der großen Leitmotive und liturgischen Worte, die den Text durchziehen, beschwörend, beschwichtigend, Einschluss und Ausschluss zugleich signalisierend.

Nach dem Traum: die Gewalt des (Post-)Kolonialismus

Die erwähnten Bühnenanweisungen aber sind in den ersten vier Kapitel des Buches noch überschrieben mit einem Genre, das den Eindruck von Theater und Oper präzisiert bzw. eine gewisse Naivität korrigiert: Eine Minstrel-Schau haben wir vor uns, sagt die Autorin. Und spätestens hier nun verlassen wir den Bereich des idyllischen Musikempfindens, das uns bei einer ersten Lektüre durchaus begleitet hat. Die Minstrel-Show hat ihren ersten Vorläufer in der Zeit vor dem amerikanischen Bürgerkrieg, als sich "die weißen Herren der Baumwoll- und Pfirsichplantagen Volkskunst von ihren Negersklaven vorführen"¹²⁵ ließen. Nach dem Bürgerkrieg und in engem Zusammenhang mit der Industrialisierung ändert sich das Personal des Theaters. Jetzt stellen in der Regel weiße Protagonisten, für ein weißes Arbeiter-Publikum, das meist Schwarze nicht aus seinem Alltag kennt, Schwarze in Form von Stereotypen dar. Die zentrale Figur war ein Clown mit schwarz gefärbtem Gesicht, wollenem Haar und einem Banjo. Die Darstellung begrenzt sich auf ständig fröhliche, singende und naive Sklaven, die ihre Besitzer trotz der harten Arbeit lieben. Hintergrund dieses rassistischen Unterhaltungsspiels sind die Sozialdisziplinierung und Kontrolle der weißen amerikanischen Arbeiter im 19. Jahrhundert, die ihre Wut über ihre Unterdrückung nicht an den weißen Fabrikbesitzern, sondern an den Schwarzen auslassen. Die metaphorisch stilisierte Allianz zwischen den städtischen Werkträgern und den Interessen der Plantagenbesitzer in den Südstaaten sollte die Wirklichkeit der

¹²⁵ Ebd., S. 9.

unterschiedlichen Klassenzugehörigkeit verdecken.¹²⁶ Im Spiel stellten die Weißen ein verlorengegangenes freieres Selbst zur Schau und wiesen es zugleich zurück. Der Andere erscheint hier als Objekt der Verlockung und der Abgrenzung zugleich. Durch die Distanzierung gegenüber den Schwarzen und den Versuch, die Anderen zu verorten und festzulegen, wurde somit das eigene Weißsein als ein positiv besetztes Selbst konstruiert.¹²⁷ Nicht von der Hand zu weisen ist in diesem Prozess die Abhängigkeit des scheinbar Überlegenen von dem Unterlegenen, indem ersterer sich stets als das darstellt, was er nicht ist und somit der eigenen Identität eine prekäre Stabilität verleiht. Für Homi K. Bhabha nähert sich dieses koloniale Stereotyp dem Fetischbegriff bei Freud an. Das Stereotyp hat mit dem Fetisch nicht nur die metonymische Struktur gemeinsam, das heißt, dass es Ersatzobjekt für das 'reale Objekt' ist, sondern es funktioniert – wie der Fetisch auch – als Instrument, das konfliktbeladene Gefühle und Einstellungen ausdrücken und zugleich kontrollieren kann.¹²⁸

Mit der Einführung dieses Unterhaltungsspiels lenkt Jeannette Lander ihren Roman also noch auf ganz andere Gleise. Einerseits betont sie jetzt den Charakter der 'Volkskunst', den ihr Text inszeniert, womit wir uns von der 'Hochkultur' von Oper und Theater, deren Rezipienten von Anfang an und bis heute mehrheitlich einer bürgerlichen Schicht angehören, entfernen. Andererseits wird die transnationale Musik von Mehrsprachigkeit und Diaspora, Teil der Überlieferungsarbeit von Jeannette Lander, nun durch Fragen des Rassismus und der sozialen Gerechtigkeit auf ihre 'Bodenhaftigkeit' hin geprüft. (Man könnte dies auch als '*clin d'œil*' im Hinblick darauf lesen, dass die soziale Frage möglicherweise noch gar nicht den ihr angemessenen zentralen Platz in der Postkolonialismusdebatte im Rahmen der Literaturwissenschaft eingenommen hat.)

Mit der Benennung "Minstrelspiel" stellt die Autorin also auch die scharfe Frage, ob die Beschreibung der afroamerikanischen Bevölkerung durch die Perspektive der weißen Amerikaner – was einen Großteil ihres Romans ausmacht – nicht in jedem Fall gerade

¹²⁶ Siehe hierzu: Joshua Kwesi Aikins: „Wer mit Feuer spielt... Aneignung und Widerstand – Schwarze Musik/ Kulturen in Deutschlands weißem Mainstream“. In: Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche, Susan Arndt (Hg.): MYTHEN, MASKEN UND SUBJEKTE. KRITISCHE WEIBSEINRSCHUNG IN DEUTSCHLAND, Münster 2005.

¹²⁷ Parallelen hierzu finden sich in der Darstellung des Orientalen und des Orients in den wissenschaftlichen Diskursen des 19. und 20. Jahrhunderts in Europa, wie dies Edward Said in seinem Werk ORIENTALISM, New York 1978, analysiert hat. Diese Diskurse tragen dazu bei, den Orient zu beherrschen und ihn zugleich politisch, ideologisch und imaginativ zu konstruieren.

¹²⁸ Hierzu Homi K. Bhabha: THE LOCATION OF CULTURE, London/New York 1994.

auch in ihrem eigenen Text rassistisch geprägt ist und ob es daraus ein Entkommen gibt. "Dies nimmt die immer wieder akute Frage postkolonialer Theorie auf, ob eine nicht-gewaltvolle, nicht-reduktive Repräsentation der Anderen überhaupt möglich ist."¹²⁹ Die literarischen Antworten Landers darauf sind sehr komplex. Von dem Thema der schlummernden Gewalt haben wir schon eine Andeutung aus der Perspektive des Weißen, im Sicherheitsbedürfnis jiddischen Tatte gehört. Klar wird im Verlauf des Romans, dass die jüdische Familie mit derselben Hautfarbe wie die weiße Mehrheitsgesellschaft zu den Wohlhabenden und Privilegierten gehört und von einem Teil der afroamerikanischen Nachbarn auch genau so wahrgenommen wird. Und dies geschieht ungeachtet der Tatsache, dass sie in den Augen der weiß-protestantischen Amerikaner aufgrund ihrer polnisch-jüdischen Herkunft gleichzeitig als marginal, als Außenseiter erscheint. Weil er Teil der besitzenden Klasse ist, muss Tatte abends sein Geld und seine Familie wegschließen.

Das ist das eine Gesicht dieses Tatte. Das andere aber – und das wäre ein erster Versuch von Jeannette Lander, das Minstrelspiel sozusagen zu korrigieren – sieht so aus: Derselbe Tatte öffnet gleichzeitig seinen inneren Herkunfts- und Familienkreis und versucht, die Trennungslinien zu den Schwarzen hin zu durchbrechen. Mit Hilfe sozialistischer Ideen von Gleichheit und Solidarität möchte er eine andere Gemeinschaft, eine gerechtere Gesellschaft mit aufbauen. Dieser Vater ist es,

der damals seinen Negerkunden zu Weihnachten die nicht bezahlten Rechnungen zerriß, die Rechnungen von Oktober und November und Dezember alle zerriß, wenn er wußte, sie konnten nicht zahlen; deren Kindern er einredete, wenn sie tagsüber auf der Straße spielten, es ist wichtig, in die Schule zu gehen nicht zu schwänzen, zu lernen, lernen, lernen, damit sie nicht wie die Mamma und nicht wie der Daddy der Weißen Wäsche plätten, Rasen mähen, Dreck wegschleppen ... der Lenin der Simpson Street.¹³⁰

Natürlich hören wir hier auch den Nachklang der Zeit um 1968 heraus, in deren Wirkungsfeld Jeannette Lander auf Deutsch in Berlin schreibt. Zugleich antizipiert diese Haltung das sehr aktuelle Programm 'Schuldenerlass und Bildung'. Doch Jeannette Lander

¹²⁹ Castro Varela/Dhawan, a.a.O., S. 50.

¹³⁰ Jeannette Lander, BF, S. 189.

korrigiert jeden Versuch, ihre Texte auf eine eindeutige und ausschließliche politische Linie festzulegen. Auch genau jene Parole, die den Zusammenhang von Verschuldung und Bildung herstellt, funktioniert nicht, kann vielleicht nie funktionieren, solange die einen dem Kollektiv der Weißen und Besitzenden zugerechnet werden, die ihre Schuld der Ausbeutung und Kolonialisierung schon immer und immer wieder in Schulden für die anderen umgewandelt haben. Mit fortschreitendem Text verdichtet sich die Atmosphäre der Gewalt und entpuppt sich denn auch die scheinbar so folkloristische Mehrsprachigkeit eines freundlich-bunten Südstaatenslangs als ein Gesang, der gleichzeitig Idylle und Gewalt, Revolte und Regression, Traum und Alptraum, Körperfreuden, Körperbegierden und Körperkrieg herausschreit. Die konzentrischen Kreise haben in Wirklichkeit Dunkles zu sagen, und die scharfen Trennränder ihrer Ringe werden mehrfach verlockend und bedrohlich durchbrochen und rekonstruiert. Wir erinnern uns hier an Hassoun und stellen deshalb mit ihm die Frage, ob Überlieferung, entgegen eines eindimensionalen Kulturbegriffes, nicht gerade auch heißt, die Überlieferung dieser anderen Geschichten und der Geschichten der anderen, die die Spur der Gewalt im Prozess der eigenen Identitätsbildung nicht verdeckt, zu thematisieren? Auf dem Höhepunkt des Romans EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. kommt es zum Mord an einem schwarzen Mädchen, das von weißen Polizisten überfahren und nicht gerettet wird, und daraufhin zum Rachefeldzug einiger Schwarzer, die Tattes Kromladen ausrauben und alles kurz und klein schlagen. Die aus Überzeugung gelebte Haltung des jüdischen Ladenbesitzers hatte die Wurzeln der tiefen sozialen, wirtschaftlichen und ethnischen Diskriminierung nicht beseitigen und auch nicht auf Dauer ein erträgliches Zusammenleben organisieren können, auch wenn es überlange Seiten hin so scheint. Die Schwarzen treten aus ihren anfänglichen, auch hier im Text enthaltenen fröhlichen Clownrollen heraus, was den Funktionsmechanismus der rassistischen Minstrelshow zunächst sehr melodisch vorgeführt hatte. Das Unterhaltungsspiel wird nun definitiv aufgedeckt und denunziert:

Schlugen die Hände, die Finger der Neger, der Kinder, der Mädchen und Jungen, durch Fenster und Spalten und Splitter, nahmen sich Früchte, Melonen und Kirschen, Bananen und Nüsse... verwüsteten Körbe, zerstörten Reklamen für Torten und Trauben. Sie nahmen sich

Schinken. Sie nahmen sich Hühner. Sie fanden versteckt Zigaretten und Speck. Sie traten auf Eier, zerschlugen Milchflaschen. Sie steckten sich Ananas unter das Hemd. Sie kippten den Kasten voll Fisch auf den Boden, daß Eisstücke kullerten, knackten. Sie kreischten 'das Fleisch! in dem großen Kühlkasten!'... da kletterten Kinder mit knochigen Knien hinein in die Kälte und klauten sich Fleisch. In Kovskys Krom wild und verzerrte Gesichter der Kunden, die Kovsky seit Jahren gekannt. Es flogen die Fetzen zerrissener Rechnungen (noch nicht bezahlt). Es blitzte aus Klingen, die Zucker- und Mehlütten sinnlos zerschlitzen. Es leuchteten Schlagringe auf, die voll Haß auf Gläser voll Sirup und Honig einschlugen. Es waren zu hören ohrschmerzende Stimmen von Einst-Klarinetten in schrillum Diskord.¹³¹

Ethik der Analogie

Für die jüdische Familie, die hier stellvertretend als Sündenbock und Opfer die Gewalt erleidet, ruft dies, und das ist sehr wichtig, an dieser Stelle gerade nicht die Jahrtausende lange Verfolgungsgeschichte der Juden auf. Dies ist interessanterweise vorher geschehen, als das schwarze Kind unterm Auto zerquetscht und nicht von der Polizei geborgen wird. Dann, und erst dann führt Lander die Ethik der Analogie zwischen den Schicksalen von Juden und von Schwarzen ein – vergleichen ohne zu vereinnahmen, ohne zu hierarchisieren, das Gemeinsame hervorstellen, die Unterschiede benennen. Und könnte nicht auch dies Bestandteil einer konkreten Praxis der Überlieferung werden? Wäre nicht auch hiermit, mit dieser Ethik der Analogie, ein Konzept der übersichtlichen, quasi naturgesetzlichen linearen Genealogie aufgebrochen, die sich allein für das eigene familiäre oder nationale Ensemble von Identitätsmerkmalen interessiert? Diese Frage verlangt noch ein paar notwendige Beobachtungen am Text von Jeannette Lander.

Erstens ist die Autorin sehr präzise in ihrer Analogisierung. Mit Schwarzen verglichen werden hier keineswegs Juden wie Tante Ladenbesitzer und Versorger der Armen. Es erscheint hier im Text vielmehr eine Referenz auf das biblisch exilierte Judentum, das nach der Befreiung aus Ägypten, sein Haus auf dem Rücken tragend, durch die Wüste wandert. Es handelt sich dabei um genau die Geschichte, die später in so zahlreichen Spirituals und Gospels als 'Let my people go' auf die Geschichte der Schwarzen und ihre

¹³¹ Jeannette Lander, SIK, a.a.O., S. 252

Sehnsucht nach Befreiung aus der Sklaverei übertragen werden sollte. Dabei führt das Aufgreifen des biblischen Texts durch die unterdrückten Schwarzen zu differenten Nuancierungen, die beunruhigende Hinterfragungen herstellen und ein Potential des politischen Aufstands erahnen lassen. Die jüdische Geschichte aber hört sich bei Lander so an: "Wir die wir das Land, wo Milch und Honig fließt, Canaan, Ersehntes, nicht sehn, da wir Suchende sind. Die wir unser Zelttuch um den Kopf schlugen, Mördersturmwelt, in deinen Wüsten harren."¹³² Grundlage einer solchen Ethik der Analogie ist hier zweitens im Sinne Hassouns ein Einbringen von Varianten zum biblischen ersten Text, der von der langen Wüstenwanderung des jüdischen Volkes berichtet. Kollektives Rezitieren und Gestus, die Ansprache, Form und Rhythmus, wie wir sie beispielsweise aus dem Klagelied Jeremias über das Exil der Juden kennen, werden beibehalten. Auch hier wird die Tradition der Oralität eingesetzt, wobei Lander zugleich entscheidende Variationen in der Wortwahl und damit in der Sinnstiftung einbringt. Bei Lander gibt es keine Ankunft im gelobten Land, also auch nicht den Übergang vom Status des Nomaden zu demjenigen des Besitzers von Land, Hof und eigenem Geschäft. Sehnen, ohne zu sehen, suchen, harren, warten auf das Ungewisse, notdürftig geschützt vor oder in der mörderischen Welt, eine Existenz äußerster Prekarität und zugleich intensiver innerer Bewegung (sehnen, suchen, harren), das sind die Schlüsselwörter, mit denen die Tochtererzählerin Itke die Trauer der jüdischen Eltern im Angesicht des bitteren Todes des schwarzen Kindes aufzufangen versucht.

Das klingt gut. Aber es reicht nicht. Jeannette Lander macht es uns nicht leicht. Denn wir wissen ja schon, dass auch diese Reflexion wieder korrigiert werden muss angesichts des Gewaltausbruchs der Schwarzen. Anders gesagt: Das eben thematisierte Angebot vom gemeinsamen vielstimmigen Erzählen einer ähnlichen Geschichte wird von der anderen Gruppe gar nicht angenommen.

Dann aber, so Lander, besteht die große Gefahr, dass der erste, der vergeblich überliefern wollte, sich von seiner eigenen Überlieferungsbotschaft verbittert abwendet und die erlittene Gewalt mit neuer Gewalt beantwortet. Auf sehr provokative Weise erzählt der Nachfolgeroman des Itke-Textes AUF DEM BODEN DER FREMDE genau davon. Hier wagt die Autorin einen weiteren, in deutscher

¹³² Ebd., S. 240

Sprache besonders provokanten Sprung, sozusagen über tausende Jahre jüdischer Geschichte hinweg. Das Neue Gelobte Land, der Staat Israel, beruft sich einerseits ebenfalls auf eine quasi naturgesetzliche Vorstellung von Tradition: Juden waren immer hier, die Quellen bezeugen es, also haben sie und ihre Nachkommen hierauf Dauer uneingeschränktes Siedlungsrecht. Andererseits ist es eine über Generationen vererbte Art von Opfergenealogie, die ebenfalls die Basis des neuen Staates konsolidieren soll: Juden waren immer unschuldig Verfolgte, sie brauchen eine Heimstätte, ein eigenes Land, einen eigenen Staat.¹³³ Über Israel schreibt Jeannette Lander also:

und errichteten sich selbst ihr letztes Ghetto und erschufen eine Mauer, die sollte nicht wie in den Tagen von Jericho fallen beim Hörnerklang [...] und sie bezahlten es mit der Buße derer, die sich selber vergaßen, bis die Endlösung endlöste, wer Jude ist, war [...] Wer Araber, auch. Darum herum beklagend selbst beklagt die Mauer errichtet, die letzte, das auserwählte Volk, das kein Volk noch so arisch auszurotten vermochte, bis es selbst wühlte und vermochte – so sehr hatte es Geschmack am eigenen Blut in dem Land von Milch und Honig [...] Die Israelis vernichten die Juden in sich. Und die Juden, wie gehabt: Aus Angst vor der Vernichtung verfälschen sie sich, verneinen sich, geben sich selbst auf [...] ich hab euch nicht verlassen [...] ich hab euch nicht verlassen, wo ich auch wohne und auch unter wem. Jahrtausende leben wir in der Fremde und verlassen uns nicht. Ihr habt euch verlassen, nun, da ihr ein Land habt, das ihr Eigentum nennt.¹³⁴

Mauern und Mauerspringer

Ein ästhetisches Pendant zu dieser 'Ummauerung' findet sich auch im Roman EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. In der Mitte dieses Textes vollzieht Lander nämlich einen abermaligen Genrewechsel, und zwar vom Minstrelspiel zur Dibbukaufführung. Der jüdische Volks- und Legendenglauben bildet nun das Zelt Dach unseres Sing- und Tanzspiels. Ist dies eine Rückkehr zur jüdischen Tradition und eine Zurücknahme eines literarischen Verfahrens der Überlieferung im

¹³³ Genau darauf nimmt auch Hannah Arendt in KAMPF GEGEN DEN ANTISEMITISMUS (1941) Bezug: "Es ist nicht wahr, daß wir immer und überall die unschuldig Verfolgten sind. Wäre es aber wahr, so wäre es furchtbar: Es würde uns nämlich endgültiger ausscheiden aus der Geschichte der Menschheit als alle Verfolgungen." In:

Heidi Bohnet/Klaus Stadler (Hg.): HANNAH ARENDT: DENKEN OHNE GELÄNDER. TEXTE UND BRIEFE, Bonn 2006, S. 136.

¹³⁴ Jeannette Lander: AUF DEM BODEN DER FREMDE, a.a.O., S. 123–125, 202

Sinne von Hassoun, wie wir es bis hierher erörtert haben? Also doch keine postnationale, transkulturelle Literatur? Dafür eine Dibbukaufführung, die auf ein Genre anspielt, das Ende des 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in Europa auch den Versuch darstellt, durch die teils exotische Inszenierung der mystischen chassidischen Welt eine nationaljüdische Kunst wiederzubeleben, um die eigenen jüdischen Wurzeln, Werte und Traditionen zu reaktivieren?¹³⁵ Der Dibbuk ist ursprünglich ein böser Geist, der sich an einen lebendigen Menschen heftet und diesen so mit einer fremden Persönlichkeit besetzt, dass er als Besessener erscheint. Ist diese nationaljüdische Kunst der Ausweg aus der Sackgasse der nicht möglichen Überlieferung an eine andere Gruppe? Oder was macht Jeannette Lander nun mit diesem anderen Genre eines Volksschauspiels? Sie inszeniert den Dibbuk als Arbeit mit dem Geist des anderen, hier durchaus in Analogie zu den schwarzen Nachbarn gedacht. Konkret werden Herstellung und Weitergabe von Wissen im Sinne Hassouns vorgeführt, die zum Motor der eigenen Transformation werden. So heißt es in den Bühnenanweisungen der Kapitel 5 bis 8: "Ein Akt des Dibbuk, in dem Itke überlieferte Werte in Frage stellt, andere Werte kennenlernt und eigene nicht hat, in dem Itke manches über ihr Wesen entdeckt, in dem Itke zur Abtrünnigen wird, in dem ein Fremder die Grenzen verwischt zwischen den Kreisen der Itkeschen Umwelt."¹³⁶

Die Konsequenz dieser Arbeit ist die Revolte, vielleicht zu lesen als die andere Seite der beharrlichen kontemplativen Wanderung des jüdischen Volkes durch die äußere und innere Wüste, von der wir an anderer Stelle gehört haben. Revolte heißt für Itke, sich gewissermaßen selbst aus dem Empfang ganz bestimmter jüdischer Traditionen, wie sie ihre Familie praktiziert, zu entlassen bzw. sie neu und anders zu interpretieren. Itkes Ausbruch – "Mamma wird mich in ehrbaren Ghettogassen suchen"¹³⁷ – findet im Bereich der sexuellen Erfahrung mit einem jungen Mann, einem entfernten Cousin, statt. Von dieser persönlichen Revolte Itkes schlägt Lander dann abermals eine Brücke zur Revolte der Schwarzen, die Tattes Laden zerstören. Dabei handelt es sich keineswegs um die Verherrlichung von

¹³⁵ Siehe hierzu Brigitte Dalinger: „Begegnungen mit Dibbukim. Chassidische Mystik im modernen Wiener Theater zwischen 1880 und 1938“, in: Menora, Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 2000, Bd. 11, S. 229–250.

¹³⁶ Jeannette Lander, SIK, a.a.O., S. 119ff.

¹³⁷ Jeannette Lander, SIK, a.a.O., S. 243.

Gewalt, sondern um das Wissen, dass es Momente in der Geschichte gibt, in denen Menschen glauben, durch die Anwendung von Gewalt Akteur ihrer eigenen Geschichte zu werden. Die Gefahr, "in einer destruktiven Konfrontationsgeste eingefroren zu werden"¹³⁸, denkt der literarische Text von Lander dabei auch mit. Es geht ihr deshalb auch nicht darum, klassische Figuren wie die des gewalttätigen 'aufständischen Eingeborenen', wie ihn Frantz Fanon¹³⁹ gedacht hat, zu reaktualisieren, auch weil jener letztlich sich in ein westliches Modell integriert, in dem das Individuum als souveränes Subjekt dargestellt wird.

Gleichzeitig vollzieht Itke durch ihren Brückenschlag auch einen Akt der Solidarität: "Ich parallelisiere Itkes plötzlichen Ausbruch in die sexuelle Reife mit dem jähen Aufbruch der rebellischen schwarzen Jugend unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich stelle die damalige Allianz der beiden Minderheiten Juden und Schwarze in Amerikas Süden dar."¹⁴⁰ Es ist nun nicht mehr Tante, der 'für' die Schwarzen spricht, sondern Itke, die von den Anderen etwas gelernt hat und zum eigenen Aufbruch ermutigt wurde. Für einen Moment des Zusammengehens scheinen so die "subalternen Räume"¹⁴¹ auflösbar zu sein. Nicht überraschend, dass für diesen letzten Schritt die Bühnenanweisung dann lautet: "Gleichzeitig ein Akt des Dibbuk sowie eine Minstrelschau, in denen Itke und die Neger gleichzeitig ausbrechen."¹⁴² Die plötzlich körperlich und intellektuell gereifte Itke markiert abschließend beim Beschützen ihrer Mutter zugleich ihre Zugehörigkeit zu den Revoltierenden. Juden und Schwarze sind für Itke definitiv keine sich ausschließenden essentialistisch definierte Entitäten mehr: "Hob nicht Moire [Angst], Mammeniu. Itke zieht die Tür zu, rollorunter, vor der jungen Welt, die ausgebrochen."¹⁴³

¹³⁸ Castro Varela/Dhawan, a.a.O., S. 49.

¹³⁹ Frantz Fanon: DIE VERDAMMTEN DIESER ERDE, Frankfurt a.M. 1961/1981.

¹⁴⁰ Jeannette Lander: *Fallstudie zu meinem Fall*, a.a.O., S. 14.

¹⁴¹ Den Begriff ‚subaltern‘ entnehme ich den Schriften von Gayatri Chakravorty Spivak. Die indische Wissenschaftlerin definiert ‚subaltern‘ als einen Raum innerhalb eines kolonialisierten Territoriums, der von allen Mobilitätsformen abgeschnitten ist. Siehe hierzu: Spivak, „Can the Subaltern speak?“ in: Patrick Williams/Laura Chrisman (Hg.): COLONIAL DISCOURSE AND POST-COLONIAL THEORY, Hemel Hemstead 1988/1994, S. 66–111; Donna Landry/Gerald Maclean (Hg.): THE SPIVAK READER, New York/London 1996, S. 288; Spivak: A CRITIQUE OF POSTCOLONIAL REASON. TOWARDS A HISTORY OF THE VANISHING PRESENT, Calcutta/New Delhi 1999, S. 270f.

¹⁴² Jeannette Lander, SIK, a.a.O., S. 237.

¹⁴³ Ebd., S. 252.

Schluss

Mit den heruntergezogenen Rollos sind wir fast am Ende und zugleich wieder am Anfang des Textes und des Volksschauspiels angelangt, an dem alles zugezogen, zugeschlossen wurde. Itke zieht noch einmal für die Mutter die Vorhänge der "Heem" zu, aber sie selbst kann nicht mehr auf Dauer in der engen Welt bleiben. Sie ist aufgebrochen, kann nicht mehr zurück, eine Suche hat begonnen, die sie weiter treibt. Sie wird weitergehen, weit fortgehen, wenn man denn den zweiten Roman von Jeannette Lander *AUF DEM BODEN DER FREMDE* als eine Art Fortsetzungsroman lesen will. Den überschrittenen Familien- und Gruppengrenzen folgen Ländergrenzen, weitere Sprachgrenzen und Grenzen, die die Geschichte Europas im 20. Jahrhundert scheinbar so fest und auf Dauer definiert und verordnet hatte. Die späteren Protagonistinnen von Jeannette Lander liefern sich allesamt der ganzen Wucht des Rauschs und der Gewalt einer immer komplexer werdenden Gesellschaft aus, in der es keine widerspruchsfreien Räume mehr gibt, auf keiner Seite, in keiner Gruppe, an keinem Ort der Welt. Die Autorin konfrontiert ihre Protagonistinnen in jedem Text mit dominanten Haltungen und asymmetrischen Machtverhältnissen, zeigt aber auch die Anteile aller Seiten am Fortbestehen derselben auf. Auch das ist ein konstitutives Element der Ethik der Analogie, die zugleich auch das Zum-Opfer-Gewordensein analysiert und würdigt. Die Protagonistinnen suchen die eher unwahrscheinliche Begegnung mit dem Anderen, ohne ihn zu vereinnahmen oder zu fixieren als 'den Fremden'. Die Texte konstruieren Dialogräume ohne Gönnerhaftigkeit auf der einen oder auf der anderen Seite. Zugleich erfahren und markieren die Akteure aber auch die Grenzen des Dialogs, des Zusammenseins. Soweit es möglich ist, werden Unterschiede wahrgenommen und integriert, was zuweilen wichtiger ist, als sich auf Gemeinsamkeiten zu berufen, aber nicht immer verhindert diese Haltung den Einbruch psychischer und physischer Gewalt in individuellen und kollektiven Beziehungskontexten. Dabei tun sich Parallelen und Paradoxien allerorten auf. Überall aber bleiben Landers Hauptfiguren dem "postkolonialen Blick" im Sinne Lützelers treu: Empathie und Verstehenwollen und ein in gewissem Sinne 'altmodisch' gewordener Humanismus, der von so manchem Denker des Postkolonialen schon lange verabschiedet worden ist.

MONDRIAN W. GRAF V. LÜTTICHAU**Nachwort**

Jeannette Lander war Tochter eines in die USA ausgewanderten polnisch-jüdischen Ehepaars. Sie wuchs mit Englisch und Jiddisch als Muttersprachen auf. Ab 1934 lebte die Familie in einem vorwiegend von Afroamerikanern bewohnten Viertel von Atlanta (Georgia). Bereits ab 1944 veröffentlichte Lander Gedichte in jiddischer und ab 1952 Kurzgeschichten und Essays in englischer Sprache.

1950 heiratete sie den in den USA lebenden deutschen Autor Joachim Seyppel, mit dem sie zwei Kinder bekam. Sie absolvierte ein Studium u. a. am Middlebury- und Bryn Mawr College. Von 1959 bis 1960 arbeitete sie als Lehrerin für Englisch und Alte Geschichte.

1960 übersiedelte Jeannette Lander nach Berlin und studierte Anglistik und Germanistik an der Freien Universität. 1966 promovierte sie dort mit einer Arbeit über William Butler Yeats zum Doktor der Philosophie. Sie veröffentlichte von nun an als freie Schriftstellerin ausschließlich in deutscher Sprache. 1971 erfolgte die Trennung von ihrem Ehemann.

Seitdem lebte Jeannette Lander mit dem Designer Gheorghe Bauer zusammen. Von 1984 bis 1985 hielt sie sich in Sri Lanka auf. Ab 1995 lebte sie im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg; danach war die Autorin im brandenburgischen Mühlenberge im Landkreis Havelland ansässig.

Sie starb im Juni 2017 im Alter von 85 Jahren.

Im selben Jahr erschien in Kooperation mit der Autorin eine Neuauflage ihres ersten Romans (EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.) bei A+C online.

In den Jahren 2011-2014 arbeitete Jeannette Lander an Lebenserinnerungen, die jedoch nur in einem Privatdruck (ohne

ISBN) veröffentlicht wurden. AUS MEINEM LEBEN erscheint hier erstmalig als Ausgabe mit ISBN, online und zum kostenfreien Download.¹⁴⁴

Für Jeannette Lander war Kreativität ganzheitlich und alltäglich, sie ließ sich ein auf Möglichkeiten, Phantasie und Wagnisse. Ihre Bereitschaft zu spontanen Entscheidungen führte zu einem von Umschwüngen und Wechselduschen geprägten Leben, das in ihren Erinnerungen deutlich wird: Spontaneität versus Voraussicht und Beharrlichkeit, mitmenschliche Nähe versus Fremdheitempfinden, Geborgenheit versus Ausgesetztheit, Achtsamkeit versus Ichbezogenheit, finanzieller Mangel versus kultiviertem Luxus, Einbindung in marktwirtschaftliche Zwänge versus autonome Lebensentscheidungen. Auch die unterschiedlichen Sprachen und Sprachformen, deren Lander sich im Laufe des Lebens bedient hat, lassen sich in diesem Zusammenhang sehen: Jiddisch, der Dialekt der Schwarzen in Georgia, das Amerikanisch der Weißen, akademische Sprache (wie in ihren Arbeiten zu Yeats und Pound), Landers individuelle belletristische Schreibweise, eine von literarischem Anspruch freie Alltagssprache in den hier vorliegenden Erinnerungen.¹⁴⁵

Jeannette Landers Erinnerungen (entstanden im 80. bis 83. Lebensjahr) präsentieren keine polierten Höhepunkte eines erfüllten Lebens, sondern wirken wie Schnappschüsse mitten hinein in den Alltag. Nachvorstellbar wird, wie der Autorin im Verlauf der Jahrzehnte der Sinn, der Zusammenhang, die Kohärenz ihres Lebens deutlich wurde.

Die Privatausgabe ist möglicherweise auf Grundlage mündlicher Erzählungen entstanden. Ein Impuls mögen Lesungen gewesen sein, wie Jeannette Lander sie viele Jahre lang und noch 2015 veranstaltete.¹⁴⁶ Unangestrengt, ohne literarische Ambitionen

¹⁴⁴ Die Autorin sandte mir den Privatdruck kommentarlos im Herbst 2016, während unseres Mailaustausches zur Wiederveröffentlichung des Romans. Ich hatte den Text zunächst erst angelesen. Dann starb sie plötzlich. So weiß ich nicht definitiv, ob sie sich eine Veröffentlichung bei A+C vorgestellt hatte, darf es aber vermuten.

¹⁴⁵ Jeannette Landers eigenwillige (teilweise am Englischen sowie an mündlicher Sprache orientierte) Schreibweise in diesem Text wurde allermeist beibehalten, Flüchtigkeitsfehler sowie syntaktische Holprigkeiten wurden korrigiert.

Eine Lesung der Autorin (aus ihrem ersten Roman) vermittelt einen weiteren Aspekt von Jeannette Landers Sprache. Sie ist autorisierter Bestandteil der Neuausgabe des Romans EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. (Berlin 2017: A+C online): <https://autonomie-und-chaos.de/images/audio/jeannette-lander/lesung-jeannette-lander.zip> (Zip-Datei zum Herunterladen und Speichern).

¹⁴⁶ Im *Hotel Friedenau / Das Literaturhotel Berlin* las die Autorin 2010 aus einem Manuskript "Entspiegelungen", am 24. April 2015 fand eine Lesung Jeannette Landers aus den Texten "American

erinnert sie sich an biografische Momente und alltägliche Situationen ihres Lebens. Manche pointierten Botschaften werden gleichwohl deutlich: Erfahrungen mit Menschen, soziale und gesellschaftliche Umstände. Dabei liegt Jeannettes Blickrichtung – hier wie in ihren Romanen – auf dem sogenannten "Privaten": Wie gehen Menschen miteinander um? Wie wird mitmenschliche Nähe möglich? Wie geht es Frauen in dieser weitgehend von Männern geprägten Welt?

Lander schreibt diese Erinnerungen al fresco: als hätte sich alles vor kürzester Zeit zugetragen, als säße sie neben uns und erzählte, wie es in ihr aufsteigt. Manche Einzelheiten wären an sich belanglos – hier aber tragen sie bei zur Färbung, zur Atmosphäre, zur mitmenschlichen Nähe, die sich einstellt bei Lesen. Aber auch Momente der Persönlichkeit, der Lebenshaltung Jeannette Landers lassen sich ahnen. Oft liegt der Sinn (die Botschaft) einer Anekdote ganz in Zwischentönen, die leicht überlesen werden können in ihrem locker-anekdotischen Erzählen. Noch beim mehrfachen Lesen zeigen sich in diesen redlichen, genauen, aber zugleich locker skizzierten Erinnerungen Momente, die zu Motiven ihres Werks geworden sind. Wer diese eigentlich ziemlich privaten Anekdoten kennt, liest vielleicht ihre Romane ein bißchen genauer; so jedenfalls ging es mir.

Deutlich wird in den Erinnerungen Jeannette Landers in der Kindheit entstandene starke Orientierung an sozialer Zugehörigkeit und Anerkennung (Momenten der US-amerikanischen Sozialisation wie auch der jüdischen Familientradition), – die jedoch aufgrund ihrer Lebensumstände zugleich von Kindheit an vielfach gebrochen war. Dieses Spannungsverhältnis zwischen tiefgründiger Sehnsucht nach Aufgehobenheit im sozialen Konsens einerseits und ichsyntonem Außenseiterstatus (notwendig aufgrund ihrer inneren Orientiertheit an Wahrhaftigkeit) andererseits wurde zu einem bedeutsamen Impuls ihrer schriftstellerischen Arbeit und bestimmte wohl nicht selten auch ihr privates Leben.¹⁴⁷ Und noch ein vermutlich bedeutsamer Aspekt gehört dazu: "Auserwählt zu sein ist aber schön. Das bin ich ja von meiner Volksabstammung her gewohnt."

Born German" und "Skipper" statt: <https://www.literaturhotel-berlin.de/post/events-unsere-erinnerungen>. (Diese Manuskripte wurden bislang nicht veröffentlicht.)

¹⁴⁷ Siehe auch in dem im Anhang dokumentierten Interview.

Die Unverblümtheit, mit der Jeannette Lander in diesen Erinnerungen, mit über 80 Jahren, von ihrem Lebensweg auch anhand deprimierender Alltagserfahrungen und persönlichster, ja intimer Empfindungen und angreifbarer eigener Verhaltensweisen berichtet, lese ich nicht zuletzt als Manifest ihrer letztlichen Befreiung aus dem Prokrustesbett der gesellschaftlichen Konventionen darüber, was "man" (d.h. vielmehr: "frau"!) zu tun hat, um anerkannt zu sein. – "Das Private ist politisch!" war ein Blickwinkel, der vor allem durch die Frauenbewegung ab 1970 profiliert wurde und zweifellos auch Jeannette Landers politische Bewußtheit bestimmte. Allzu einseitige Ich-Bezogenheit kann allerdings nicht selten eine Folge sein.¹⁴⁸

Im Laufe des Lebens spürt Jeannette Lander, daß sie kein Land ihre Heimat nennen kann (so schreibt sie in diesen Erinnerungen). Überall war sie zunächst eine Fremde, die sich Vertrautheit, gar Verwurzelung jeweils erst schaffen (oder annähern) mußte. Durch diese lebenslange Unbehaustheit mußte sie (das ist nur meine Vermutung!) ständig neu Wurzeln schlagen. Momente von Geborgenheit fand Jeannette Lander offensichtlich in Freundschaften und Familie, wohl auch in grundlegenden Elementen des Lebens, die stark emotional besetzt waren: Kochen und Essen, Kleider, Möbel und Wohnungen. Ihren "Hang zum Luxus" erklärt sie selbst mit der Herkunft aus bitterarmen Verhältnissen.

Ein Lebensthema Jeannette Landers ist das Bemühen, das von Verdrängung und Vorurteil geprägte Verhältnis von "Opferjuden" und "Täterdeutschen" zu durchdenken. Vorschnelles Zuordnen von Schuldigen und Unschuldigen verweigert sie auch bei partnerschaftlichen Konflikten oder im Hinblick auf die bürgerkriegsähnlichen Umstände auf Sri Lanka; beide Themen korrelieren in ihrem Roman DAS JAHRHUNDERT DER HERREN.

Eine "Ethik der Analogie" wird Landers Arbeiten in dem hier im Anhang dokumentierten Aufsatz der Germanistin Katja Schubert zugeschrieben: gewaltförmiges Denken und Verhalten gehört zu uns Menschen, ist nicht beschränkt auf einzelne Gruppen oder Personen. Davon sollten wir ausgehen, um die Arroganz der Macht vielleicht zunehmend als solche ethisch zu diskreditieren, jenseits der

¹⁴⁸ Siehe auch Karin Strucks Bücher aus dieser Zeit: *KLASSENLEBE* (1973), *DIE MUTTER* (1975) und *LIEBEN* (1977) oder von der britischen Feministin Jill Tweedie: *DIE SOGENANNTEN LIEBE* (1979; Hamburg 1982).

Ideologien, mit denen sie sich jeweils verbrämt. Die Chancen menschenwürdigeren Verhaltens innerhalb oder am Rande solcher Gewaltzusammenhänge sind jeweils zu gewichten, zu stärken.¹⁴⁹

Ganz selbstverständlich erwähnt Lander sehr private Momente im Kontakt mit anderen. All das gehört zu den Irrungen und Wirrungen menschlicher Lebendigkeit. Nichts davon ist ehrenrührig oder peinlich, und es wird deutlich, daß Lander die erwähnten Verhaltensweisen achtet – als Ausdruck der Persönlichkeit des oder der anderen oder der jeweiligen Situation; genauso, wie sie eigene Regungen erwähnt.¹⁵⁰

Neben allem anderen vermitteln Landers Erinnerungen nachdrückliche Einblicke in das Funktionieren der "Kulturindustrie" nach 1945, in das anscheinend selbstverständliche Zusammenspiel von Autor*innen, Institutionen, Verlagen, Finanzierungsmöglichkeiten, Medien und Leser*/Käufer*innen.

Die Lebenserinnerungen werden ergänzt durch zwei tiefgründige Veröffentlichungen zu Jeannette Lander: ein Interview mit der Autorin (Marjanne Goozé/Martin Kagel 1999) sowie einen Aufsatz von Katja Schubert (2012). Daneben wird eine Rezension Landers zu Doris Lessings Romanzyklus KINDER DER GEWALT (in EMMA 1984) dokumentiert.

Jeannette Landers Werk wird zunehmend in der amerikanischen, aber auch deutschsprachigen germanistischen Literatur rezipiert, Neuauflagen im Buchhandel bzw. Übersetzungen fehlen leider noch.¹⁵¹

¹⁴⁹ "Ethik der Analogie": Dieser Grundzusammenhang in Landers Werk trifft recht gut auch eine Intention, die mich halbbewußt geleitet haben dürfte bei der Auswahl von (Wieder-) Veröffentlichungen innerhalb meines Verlagsprojekts A+C.

¹⁵⁰ Manche ihrer pointierten, sehr subjektiven Einschätzungen und Beurteilungen haben mich zu ebenfalls ganz subjektiven Fußnoten provoziert.

¹⁵¹ Auszüge aus Kritiken zu ihrem ersten Roman EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. finden sich im Anhang der Neuauflage bei A+C.

Aufsätze zu Jeannette Lander

Monika Shafi: "Between Worlds": Reading Jeannette Lander's *Jahrhundert der Herren* as a Postcolonial Novel (Woman in German Yearbook, Vol., 23 [1997], pp. 205-224)

Jeanette Lander and Jeanette Clausen: One Summer in the Week of Itke K. (Women in German Yearbook, Vol. 15 [1999], pp. 1-16)

Monika Shafi: Point of No Return: Conflicting Desires in Jeannette Lander's Novel *Eine unterbrochene Reise* (Woman in German Yearbook, Vol. 15 [1999], pp. 33-48)

Marjanne E. Goozé: The Interlocution of Geographical Displacement, Cultural Identity, and Cuisine in Works by Jeannette Lander (Monatshefte, Vol. 921, No. 1 [Spring, 1999], pp. 101-120)

Jeannette Lander, Marjanne Goozé, Martin Kagel: "I am not a part of this. I can laugh at it. But I know it." A Conversation with Jeannette Lander (Women in German Yearbook, 15 [1999], pp. 17-31) *Hier enthalten!*

Helga Kraft, Dagmar Lorenz, Jeannette Lander: Interview mit Jeannette Lander (The German Quarterly, Vol. 73, No. 2 [Spring, 2000], pp. 129-144)

Katja Schubert: "Jude sein ist Mensch sein"? Neue Forschungstendenzen in der deutsch-jüdischen Kulturwissenschaft und die frühen Romane von Jeannette Lander (Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge, Vol. 14, No. 2 [2004], pp. 359-372)

Heike Henderson: Cooking up Memories: The Role of Food, Recipes, and Relationships in Jeannette Lander's *Überbleibsel* (Woman in German Yearbook, Vol., 22 [2006], pp. 236-257)

Lawrence A. Rosenwald: From the German of Jeannette Lander: *A Summer in the Week of Itke K.* (Chapter II), *Antioch Review* 58:2 (Spring 2000)

Ders.: *New language fun, or, on translating multilingual American texts* (in: Ders. [Hrsg.]: *Multilingual America. Language and the Making of American Literature* (Cambridge University Press, 2008, S. 122-145)

Katja Schubert: Ethik der Analogie: Postnationale Perspektiven im Werk von Jeannette Lander (in: Christine Meyer (Hrsg.): *Kosmopolitische 'Germanophonie'*; Würzburg 2012, S. 321-337) *Hier enthalten!*

Bibliographie Jeannette Lander

WASSERBILDER IN DER LYRIK VON W. B. YEATS (FU Berlin, Phil. F., Diss. v. 4. Juli 1966)

WILLIAM BUTLER YEATS. DIE BILDERSPRACHE SEINER LYRIK (Kohlhammer, Stuttgart 1967)

EZRA POUND (Colloquium Verlag, Berlin/W. 1968)

EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K. (Insel-Verlag, Frankfurt/Main 1971; Neuausgabe: Autonomie und Chaos Berlin 2017)

AUF DEM BODEN DER FREMDE (Insel, Frankfurt/Main 1972)

EIN SPATZ IN DER HAND (Insel, Frankfurt/Main 1973)

DIE TÖCHTER (Insel, Frankfurt/Main 1976) (Taschenbuch: Berlin 1996)

DER LETZTE FLUG (Literarisches Colloquium/ Berliner Künstlerprogramm des DAAD, "LCB-Editionen, 49", Berlin/W. 1978)

ICH, ALLEIN (Autoren-Edition, München 1980) (Taschenbuch: Frankfurt/M. 1988, digital 2016)

JAHRHUNDERT DER HERREN (Aufbau-Verlag, Berlin 1993)

ÜBERBLEIBSEL. EINE KLEINE EROTIK DER KÜCHE (Aufbau, Berlin 1995)

EINE UNTERBROCHENE REISE (Aufbau, Berlin 1996)

ROBERT (Aufbau, Berlin 1998)

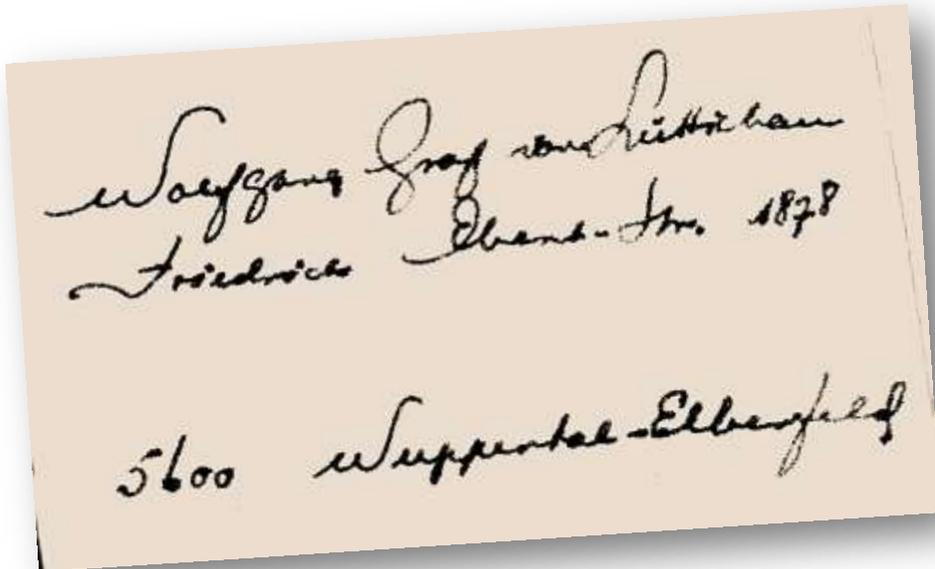
JÜDISCHES LEBEN HEUTE. KALENDER FÜR DAS JAHR 1999/2000 BZW. 5760/61. Mitwirkung Eduard Serotta (Aufbau, Berlin 2000)

SALZZITRONEN. GROBE KÜCHE AUS DER KLEINEN KÜCHE. REZEPTE IN STUFEN. Fotos und Gestaltung Gheorghe Bauer (Privatausgabe in Ordner, Einzelexemplare signiert und nummeriert; Berlin 2007)

AUS MEINEM LEBEN (posthum; Autonomie und Chaos, Berlin 2023)

Mehrere Buchprojekte oder Manuskripte erwähnte die Autorin in ihren Erinnerungen, in dem hier dokumentierten Interview bzw. in Lesungen (im Berliner Literaturhotel).

1979



344

2016

